Schillers Wilhelm Tell.

Erläuterungen

zu den

Deutschen Klassikern.

Dritte Abtheilung:

Erläuterungen zu Schillers Werken.

24. 25.

Wilhelm Tell.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe.)
1892.

34
Ydu

Schillers
Wilhelm Tell.

Erläutert
von
Heinrich Düntzer.

Fünfte, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

34530
15/8/94.

Leipzig,
Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).
1892.

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht!
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel
Und holt herunter seine ewgen Rechte.

I. Entstehung.

Während Schiller eifrig mit der Dichtung der Jungfrau beschäftigt war, herrschte in Jena große Neugier, welchen Gegenstand er nach der Maria bearbeite. So hatte sich im Februar 1801 die Sage verbreitet, daß er sich den Freiheitshelden der Schweiz zu seinem neuen Drama ausersehen. Schelling befragte deshalb den Dichter selbst, der ihm nur verrathen durfte, daß nächstens ein ganz anderes Drama von ihm bei Unger in Berlin als Taschenbuch erscheinen werde.*) Das falsche Gerücht war auch zu dem Schriftsteller Rochlitz in Leipzig gedrungen, der im Mai Schiller besuchte, um mit ihm während Goethes Badereise wegen seiner Absicht zu sprechen, sich an der weimarer Preisaufgabe eines Intriguenstückes zu betheiligen. Aus seinem etwas verworrenen Berichte von 1810**) ergibt sich, daß er die Rede auf

*) Vgl. den Brief von Karoline Schlegel an ihren Gatten vom 27. Februar. Da Schiller am 2. Dezember 1800 die beiden ersten Bände der Geschichte der Schweiz von Johannes Müller von der Bibliothek lieh, so könnte man fast vermuthen, das Gerücht sei hierdurch entstanden. Er behielt diese, die auch die Geschichte Tells enthalten, bis zum 4. Dezember 1801. Mittlerweile hatte er sich wohl das Werk angeschafft; denn dieses befand sich später in seiner Bibliothek.

**) Denkmale glücklicher Stunden I, 206 f. Wenn er sagt, Schiller habe während seiner Unterredung mit ihm seine etwa fünfjährige Tochter auf dem

die von Schiller beabsichtigte Dramatisirung der Tellsage gebracht. Schiller erklärte nach ihm, der Stoff reiche nur zu einigen dramatischen Meisterszenen hin; seinen Plan habe er recht eigentlich auf den Tell beschränkt, die Mitwirkung der Grausamkeit Geßlers zur Befreiung der Schweiz werde er nur am Ende gleichsam summarisch andeuten. Weiter wollte Rochlitz sich erinnern, daß mehrere Szenen, besonders die des Schlusses, fast fertig gewesen. Unter anderm habe Schiller geäußert: „Ich habe einen Theil der Nacht und den heutigen Tag [der Besuch fand abends statt] mich mit dem ernsten Versuche meiner Lieblingsidee abgemüht; ich habe gefunden, ich werde sie aufgeben müssen, weil der Stoff allzuwiderstrebend ist.“ Im Sommer erhielt Schiller von Berlin und Hamburg Anfragen wegen seines Tell, die ihn aber nicht veranlaßten, den Stoff wieder aufzunehmen, mit dem er schon längst durch Goethes lebhafte Mittheilungen über sein beabsichtigtes episches Gedicht und die betreffenden schweizer Gegenden bekannt geworden war.*) Erst am Anfange des folgenden Jahres (1802), nach Zurücklieferung der beiden Bände Müllers an die Bibliothek, bedachte er, da er sich für keinen der ihm vorliegenden dramatischen Stoffe mit vollem Herzen ent-

---

Schoße gehabt, so liegt eine Verwechslung mit dessen zweitem, im Juli 1796 geborenen Sohn Ernst zu Grunde. Wie wenig Gewicht Rochlitz auf seinen Bericht legte, ergibt sich daraus, daß er im Jahre 1815 an Böttiger schrieb, er habe mit Recht in seinem Aufsatze über Schillers Schauspiel desselben nicht gedacht, der nur bestätigt haben würde, was keiner Bestätigung bedurft habe, obgleich er wirklich Unbekanntes gibt, das freilich kaum ganz zuverlässig ist.

) Goethe äußerte in den Tag- und Jahresheften (unter dem Jahre 1804), Schiller habe nach seiner vertraulichen Mittheilung über den von ihm beabsichtigten epischen Tell (im Frühjahr 1798) „sich das Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen müssen“. Vgl. S. 8.

ſcheiden konnte, auch den Tell. Schon am 10. März vertraute er Goethe, ſeit ſechs Wochen habe ihn ein mächtigeres Intereſſe als Warbeck mit einer Kraft und Innigkeit angezogen, wie es ihm lange nicht begegnet ſei; zwar ſei es bloß der Moment der Hoffnung und der dunkeln Ahnung, aber er finde den Gegenſtand fruchtbar und vielverſprechend, und er wiſſe ſich auf dem rechten Wege. Den Stoff ſelbſt verrieth er ihm eben ſo wenig als eine Woche ſpäter ſeinem Freunde Körner. Dieſem ſchrieb er: ſein neues Sujet, das er getroſt auf die Jungfrau folgen laſſen könne, fordere Zeit; denn es ſei ein gewagtes Unternehmen und werth, daß man alles dafür thue. Der erſte, dem er ſeinen Stoff mittheilte, war ſein Verleger Cotta. Da dieſer auf der Reiſe nach der leipziger Meſſe nächſtens nach Weimar kommen ſollte, ſchrieb er ihm am 16. März: „Können Sie eine genaue Spezialkarte von dem Waldſtättenſee und den umliegenden Kantons mir verſchaffen, ſo haben Sie die Güte, ſie mitzubringen. Ich habe ſo oft das falſche Gerücht hören müſſen, als ob ich einen Wilhelm Tell bearbeitete*), daß ich endlich auf dieſen Gegenſtand aufmerkſam worden bin, und das Chronicon Helveticum von Tſchudi**) ſtudirte. Dies hat mich ſo ſehr angezogen, daß

*) Auch Fritz von Stein ſchrieb am 31. Oktober 1801 aus Breslau an Schillers Gattin, er werde gefragt, ob er nichts von Schillers Tell wiſſe, und er möchte erfahren, ob dieſer denn ſeiner Vollendung ſo nahe ſei. Der Frankfurter Gerning, der im Sommer 1801 zu Weimar geweſen war, behauptete, Schillers Tell ſei nur eine Erzählung.

**) Des Aegidius (Gily) Tſchudi, Landammanns zu Glarus (1505—1572), „Chronicon Helveticum oder eigentliche Beſchreibung der ſowohl im H. Römiſchen Reich als beſonders in einer löblichen Eidgenoſſenſchaft vorgeloffenen Begegnuſſen" hatte Iſelin in zwei Theilen 1734—1736 herausgegeben. An Körner ſchrieb Schiller ſpäter, in Tſchudis Beſchreibung der Befreiung der Waldſtätte ſei ihm

ich nun in allem Ernst einen Wilhelm Tell zu bearbeiten gedenke, und das soll ein Schauspiel werden, womit wir Ehre einlegen wollen. Sagen Sie aber niemand kein Wort davon; denn ich verliere die Lust an meinen Arbeiten, wenn ich zu viel davon reden höre. Ist das Chronicon von Tschudi um etliche Gulden zu bekommen, so bringen Sie mirs auch mit; denn ich möchte es wohl eigen besitzen." Doch zunächst wollte er an die Braut von Messina gehn, die allenfalls wohl, wie er Cotta schrieb, auf Neujahr herauskommen könne. Von wo Schiller den Tschudi gehabt, etwa von Goethe, wissen wir nicht; die Ausleihebücher der weimarer Bibliothek erwähnen seiner damals nicht. Erst am 6. Mai (das Datum ist unzweifelhaft) führen sie unter den von ihm aus der Bibliothek erhaltenen Büchern neben Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte auch Tschudi an. Den 8. kam Cotta nach Weimar. Schon am 9. April hatte er, hocherfreut, daß Schiller den Tell bearbeite, alles, was er dazu verlange, mitzubringen versprochen. Zunächst kam Schiller nicht über die Vorstudien des Schauspiels hinaus. Als er mit Cotta am Mittag des 29. bei Goethe zu Tische war, wird auch von Tell die Rede gewesen sein; denn schon damals dürfte Goethe den Gegenstand seines neuen Dramas gewußt haben. Auf der Rückreise Mitte Mai war Cotta wieder in Weimar. Damals schrieb Goethe von Jena aus an Schiller, der Freund möge Cotta von ihm grüßen und sich seines neuen Dramas erfreuen. Aber Schiller begann die Braut; erst nach dieser wollte er hurtig an Warbeck gehn, wovon auch der Plan weiter gerückt war,

ein Licht aufgegangen; denn der treuherzige, herodotische, ja fast homerische Ton dieses Schriftstellers stimme poetisch. Auch Goethe war von Tschudis Erzählung gefesselt worden.

wie er den 9. September Körner meldete, unmittelbar darauf an Tell. „Ob nun gleich der Tell einer dramatischen Behandlung nichts weniger als günstig scheint", fuhr er fort, „da die Handlung dem Ort und der Zeit nach ganz zerstreut auseinander liegt, da sie großentheils eine Staatsaktion ist und, das Märchen mit dem Hut und Apfel ausgenommen, der [poetischen] Darstellung widerstrebt: so habe ich doch bis jetzt so viel poetische Operationen damit vorgenommen, daß sie aus dem Historischen heraus- und ins Poetische eingetreten ist. Uebrigens brauche ich dir nicht zu sagen, daß es eine verteufelte Aufgabe ist; denn wenn ich von allen Erwartungen, die das Publikum und das Zeitalter gerade zu diesem Stoffe mitbringt, wie billig, abstrahire, so bleibt mir doch eine sehr hohe poetische Forderung zu erfüllen, weil hier ein ganzes, lokal bedingtes Volk, ein ganzes und entferntes Zeitalter und, was die Hauptsache ist, ein ganz örtliches, ja beinahe individuelles und einziges Phänomen mit dem Charakter der höchsten Nothwendigkeit und Wahrheit soll zur Anschauung gebracht werden. Indeß stehen schon die Säulen des Gebäudes fest, und ich hoffe einen soliden Bau zu Stande zu bringen." Während er ernstlich mit der Braut beschäftigt war, meinte er, sollte es ihm gelingen, einen historischen Stoff, etwa den Tell, in dieser neuen Form zu schreiben, so würde er alles geleistet zu haben glauben, was man billigerweise fordern könne. Erst am 1. Februar 1803 war die Braut abgeschlossen. Der Erfolg der Proben erfreute ihn so sehr, daß er gleich an Warbeck gehn wollte; diesem sollte Tell folgen, der die sorgfältigste Behandlung fordere. Aber durch den Herzog gerieth er auf die Uebersetzung von zwei Lustspielen Picards, dann zerstreuten ihn mancherlei theatralische Beschäftigungen. Der Be-

arbeitung des Tell nach Tschudi gedachte er auch am 23. April gegen Iffland. Doch erst im Mai scheint er diesen wieder ernstlich sich vorgesetzt zu haben; denn am 6. Mai lieh er nochmal von der Bibliothek Tschudis Chronik, die er erst am 9. Dezember zurücklieferte. Den 18. Mai wünschte ihm Goethe, er möge sich seines neuen Dramas freuen. Im Juli gab ein vierzehntägiger Aufenthalt zu Lauchstädt, wo Schiller ein ganz anderes Theaterpublikum vor sich sah, ihm viele neue Blicke in das theatralische Wesen, wie er seiner Gattin schrieb; viel bestimmter und zweckmäßiger hoffte er jetzt für das Theater schreiben zu können, ohne der Kunst das geringste zu vergeben. Von Iffland dringend um ein neues Stück gebeten, das für die Sinne eine gewisse äußere Herrlichkeit, wie die Jungfrau, darbiete, versprach er, vor Ablauf des Winters den Tell zu liefern, zu dem ihn jetzt eine überwiegende Neigung ziehe; dieser solle ganz seinen Wünschen gemäß ausfallen, als ein Volksstück Herz und Sinn interessiren. Iffland wünschte vorab zu wissen, welche neue Dekorationen das Stück erfordere, um diese gleich im Sommer anfertigen zu lassen. Wegen der nähern Kenntniß der Schweiz nahm Schiller am 9. August Cotta in Anspruch. Diesem schrieb er: „Wenn Ihnen einige Prospekte von schweizerischen Gegenden, besonders aber von dem Schweizerufer des Waldstättensees dem Rütli gegenüber, in die Hände fallen sollten, so senden Sie mir sie doch. Auch wünschte ich Füßlis Erdbeschreibung*), Tschockes Werk von der Schweiz**) und die Briefe über ein

*) Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Johann Conrad Füeßlin. Schaffhausen 1770—1772.

**) Heinrich Zschocke hatte 1798 zu Zürich seine historische Skizze „die drei ewigen Bünde im hohen Rhätien", drei Jahre später zu Bern und Zürich „die

schweizerisches Hirtenland*), so wie auch von Ebels Schrift über die Gebirgsvölker die Fortsetzung**) zu besitzen. Alle diese Werke könnte ich in vierzehn Tagen zurückschicken, wenn ich sie geliehen bekommen könnte. Auch was in Bern über Wilhelm Tell neuerdings herausgekommen ist***), wünschte ich zu lesen, wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, mirs zu verschaffen." An demselben Tage meldete er Goethe, noch immer stehe er auf seinem alten Fleck und bewege sich um den Waldstättensee herum. Den 18. äußerte er gegen W. von Humboldt, Tell, der ihn jetzt beschäftige, sei ein sehr widerstrebender Stoff und koste ihm große Mühe, doch verdrieße ihn die Arbeit nicht, da derselbe sonst großen Reiz habe und sich durch seine Volksmäßigkeit so sehr zum Theater empfehle, er ihn auch zu überwältigen hoffe. Am

---

Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone u. s. w." herausgegeben, und eben war der erste der drei Bände seiner „Historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung" erschienen.

*) Zuerst waren diese von K. Viktor von Bonstetten in französischer Sprache an Johannes Müller gerichteten Briefe, vom Verfasser selbst übersetzt, in Wielands Merkur 1781 erschienen. Im folgenden Jahre wurden sie zu Basel abgedruckt. Das geschilderte Hirtenland war Sarnen.

**) Die beiden 1796 und 1802 bei Cotta selbst erschienenen Bände von J. G. Ebels „Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz", von denen der erste Appenzell, der zweite Glarus behandelt, besaß er; eine Fortsetzung erschien nicht.

***) Im ersten 1803 in Bern erschienenen Bande von Joh. G. Heinzmanns „kleiner Schweizer-Chronik mit Kupfern" findet sich die Geschichte von Tell mit dem Bilde „Tell und sein Knabe," dann „die drei Bundesbrüder" und mehrere andere auf die Befreiung der Schweiz bezügliche Darstellungen, auch „Stauffachers Frau". Bei Tells Bilde stehn Lavaters Verse: „Nein, vor dem aufgesteckten Hut, | Du Mörder-Angesicht! | Bückt sich kein Mann von Heldenmuth, | Bückt Wilhelm Tell sich nicht," die mit der Sage nicht stimmen, wonach Tell nicht die Absicht hatte, Geßlers Gebot zu verletzen.

20. sprach ihm Iffland seine Sehnsucht nach Warbeck und besonders nach Tell aus; wie ein Archenbewohner nach der Taube mit dem Oelblatt, sehe er auf das erste, was Schiller ihm sende. In Folge dieser Mahnung ging er endlich am Abend des 25. August an die Ausarbeitung des Stückes.*) Damals lag ihm ohne Zweifel ein großer Theil der von ihm aus den Quellen gemachten Auszüge vor. Goedeke berichtet (Historisch-kritische Ausgabe XIV S. VII): „Schiller hat sich beim Tell, wie bei allen seinen dramatischen Arbeiten, um Lokalfarben zu gewinnen, aus den benutzten Quellen, J. v. Müller, Tschudi, Scheuchzer, Fäsi u. a., kurze Notizen gemacht, von denen hier ein paar Blätter folgen mögen." Leider hat er versäumt, sie alle mitzutheilen. Am umfangreichsten waren die Auszüge aus Müller, unter denen auch schon zwei Bemerkungen über die Verwendung einzelner Züge sich finden. Das wirklich davon Benutzte ist durchstrichen. An zweiter Stelle gibt Goedeke „Exzerpte" aus den beiden ersten Bänden von Fäsis „Staats- und Erdbeschreibung der Helvetischen Eidgenossenschaft" (1766). Da Schiller diese Bände im Dezember von der Bibliothek lieh, so dürften sie erst später fallen. Diese Auszüge benutzte er auch besonders für die Schreibung der Ortsnamen, wobei er wohl weniger den Karten folgte, welche ihn besonders in Bezug auf die Lage der

*) Goethes Angabe a. a. O., er habe Schiller, der ihn mit seinem Plane eines Tell bekannt gemacht, diesen Stoff, der bei ihm den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren gehabt, gern und förmlich überlassen, gehört zu den manchen unzuverlässigen, die in den Tag- und Jahresheften (Annalen) nach später unzulänglicher Erinnerung sich finden. Seinen Plan eines Tell wird Schiller dem Freunde bereits im vorigen Jahre mitgetheilt haben, ohne sich eine Abtretung des von Goethe längst aufgegebenen Stoffes zu erbitten.

Orte leiteten. Eine Karte des Vierwaldstättensees fand er auch in J. Scheuchzers „Naturgeschichten des Schweizerlandes“ (1706 bis 1708) nach der Ausgabe von Sulzer (1746), aus welcher er sich manche kürzere Aufzeichnungen machte. Ein viertes Auszugsblatt verweist auf J. Stumpffs „Schwytzer Chronik: Das ist Beschreybunge Gemeiner loblicher Eydgenossschaft, Stetten, Landen, Völckern und deren Chronikwürdiger Thaten“ (1548) und den dritten Theil von Mich. Ignaz Schmidts „Geschichte der Deutschen“. Auf einem fünften stehn Aufzeichnungen über Kaiser Albrecht, nicht etwa, nach Goedekes Behauptung, auch schon ein Versuch dramatischer Gestaltung, wie ihn erst das sechste Blatt gibt. Daß Schiller die genannten Schriftsteller, von Scheuchzer auch die Fortsetzung „Helvetiae historia naturalis, oder die Naturhistorie des Schweizerlandes“ (1716—1718, neue Auflage 1752) benutzte, hat schon Joachim Meyer in seiner bahnbrechenden Arbeit: „Schillers Wilhelm Tell, auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert“ (1840, vermehrte Ausgabe von Barbeck 1858), nachgewiesen, nur hat er Fäsi und Schmidt übergangen, dagegen noch Petermann Etterlins „Kronika von der loblichen Eydtgnossschafft“, herausgegeben von Spreng (1752), als Quelle genannt, und zwar trotz Vorbergers Einspruch mit gutem Recht. An sich ist es unwahrscheinlich, daß diese älteste Darstellung Schiller entgangen sei, und die Erzählung auf dem Rütli von der aus Norden geschehenen Einwanderung der Schweizer weist entschieden auf Etterlin, dem Schiller auch den Gebrauch des Wortes Raue (I, 1) entnahm. In Bonstettens oben genannten Briefen, die er von Cotta erhalten, fand er nichts für seine Zwecke. Nach Böttiger, dessen Berichte freilich immer bedenklich sind, würde er

auch Joh. Jak. Grassers „Schweizerisch Heldenbuch“ (1625), dessen Kupferstiche von Glaser ihm besonders gefallen hätten, und die bei Cotta erschienenen „Briefe über die Schweiz“ von Christoph Meiners (1791, vier Bände) durchgesehen haben.

Aber mit der Ausführung des Tell wollte es vorab nicht recht gelingen. Am 12. September klagt Schiller gegen Körner, es sei noch nicht viel zu Tage gefördert worden, weil er leider mit einem verwünschten Stoffe zu kämpfen habe, der ihn bald anziehe, bald abstoße. „Ich bitte dich, wenn du mir einige gute Schriften über die Schweiz weißt, sie mir zu nennen. Ich bin genöthigt, viel darüber zu lesen, weil das Lokale an diesem Stoffe so viel bedeutet, und ich möchte gern so viel möglich örtliche Motive nehmen. Wenn mir die Götter günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, so soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen von Deutschland erschüttern.“ Den 17. ließ er sich durch Goethe den Katalog der weimarischen Bibliothek über die Schweizer- und die deutsche Reichsgeschichte kommen. Cotta konnte erst am 22. die gewünschten Bücher senden. Seinem Schwager von Wolzogen in Petersburg meldete Schiller am 27., er sei jetzt leidlich fleißig am Tell, womit er den Leuten den Kopf wieder warm zu machen denke; denn auf solche Volksgegenstände sei man ganz verteufelt erpicht, und man rede desto mehr von der schweizerischen Freiheit, je mehr sie aus der Welt verschwunden sei. Hatte ja Bonaparte die neue Kantonalverfassung den Schweizern aufgezwungen. Zu einem großen Sporn diente ihm auch, wie er drei Wochen früher schrieb, der Gedanke, diese große Tragödie in Gegenwart der Großfürstin Maria Paulowna und des Erbprinzen, die bald als Vermählte in Weimar einziehen sollten, zur Aufführung zu bringen.

Einen bedeutenden Eindruck übte auf den mit dem Stoffe ringenden Dichter die am 1. Oktober in Weimar erfolgte Aufführung des großartig entworfenen und von frischem Leben beseelten Julius Cäsar von Shakespeare. Goethe hatte diese nicht ohne die Hoffnung, auch Schillers „wichtige Arbeit" dadurch zu fördern, eifrig betrieben. „Für meinen Tell ist mir das Stück von unschätzbarem Werth", bekennt dieser ihm am folgenden Tage; „mein Schifflein wird auch dadurch gehoben. Er hat mich gleich gestern in die thätigste Stimmung gesetzt." Vom 2. bis zum 6. befand er sich zu Jena, wo er auf Goethes Zimmer im herzoglichen Schlosse wohnte. Hier wählte er sich auf der Bibliothek die zu seinem Zwecke dienenden Bücher über die Reichs- und Schweizergeschichte. Welche Schriften er lieh, wissen wir nicht, da dort Ausleihebücher erst seit dem Jahre 1818 gehalten werden. Wahrscheinlich nahm er sich hier Etterlins „Kronika". Cottas Büchersendung hatte Schiller anfangs Oktober erhalten; ob darin auch der in Bern erschienene Band, und vielleicht noch anderes war, das Schiller nicht erwähnt hatte, ist nicht ganz sicher, wenn auch Schillers Antwort keiner von Cotta hinzugefügten Bücher gedenkt. Zur wirklichen Dichtung kam er in Jena so wenig wie gleich nach seiner Rückkehr in Weimar. Die am 10. und 13. an seine in Rudolstadt weilende Gattin geschriebenen Briefe gedenken Tells mit keinem Worte. Den 10. schreibt er Körner, er rücke nicht schnell fort, weil er sich erst mit dem historischen und geographischen Theile seines Stoffes befreunden müsse. Vier Wochen später meldete er: „Ich bin jetzt ziemlich in meinem Stück. . . . Es ist von der Idee zur Erfüllung ein solcher Hiatus, daß man wie eine arme Seele im Fegfeuer leidet, bis man den Berg überstiegen hat. Mit dem,

was fertig ist, bin ich ganz gut zufrieden, aber es ist noch so viel Arbeit übrig.“ Als er seiner von Rudolstadt zurückgekehrten Gattin die ersten Szenen des Tell vorlas, dessen Stoff diese so sehr liebte, wurde sie zu Thränen gerührt. Den 9. November antwortete er Iffland: „Im Tell leb' ich und web' ich jetzt; ich bin zufrieden mit dem, was gemacht ist, und habe die beste Hoffnung zu dem, was noch zu machen. Ein rechtes Stück für das ganze Publikum verspreche ich Ihnen. Aber mein theurer, lieber Freund, über das Wann kann ich Ihnen, und wenn es den Kopf gälte, nichts Bestimmtes sagen. Fast fürchte ich, vor der Mitte des Aprils nicht ganz fix und fertig werden zu können, weil ich von dem leidigen Winter immer vier oder sechs Wochen auf Unpäßlichkeit und Unlaunigkeit abrechnen muß. Die Idee zu verschiedenen Dekorationen habe ich bei einem Zeichner angegeben, der mich bis jetzt hat warten lassen. Im ganzen wird es für den Maler nicht so viel zu thun geben als für den Maschinenmeister. Diesen Monat sollen Sie noch über alles Bericht erhalten, und mit eintretendem Frühjahr kann dann der Maler frisch an das Werk.“ Am 30. November mußte er Goethe berichten, seine ganze Physik leide unter dem Drucke der Jahreszeit, nur der Mangel an aller Zerstreuung und sein vorsätzliches Beharren bewirkten, daß die Arbeit wenigstens nicht still stehe. Auf Ifflands dringende Frage, ob denn Tell nicht Mitte März fertig sein und er stückweise die einzelnen Theile erhalten könne, erwiderte der Dichter am 5. Dezember: „Ich will alles thun, mein theurer Freund, um Ihre Wünsche zu befriedigen. Wenn ich gesund bleibe, auch nur leidlich, so werde ich gewiß in den ersten Wochen des März fertig. Einige Szenen, womit ich gegen die Geschichte und das, was die Schweizer von mir

erwarten, face machen muß, brauche ich für das Theater auch nur zu skizziren, und kann mir die Ausführung für den Druck vorbehalten. Ohnehin bin ich entschlossen, eh' ich das Stück drucken lasse, nach der Schweiz zu gehn. Diese kleinen Besonderheiten, worauf viel ankommt, wenn gewisse Nationalrücksichten zu beobachten sind, haben mit dem Theater nichts zu thun. Gern wollte ich Ihnen das Stück aktenweise zuschicken, aber es entsteht nicht aktenweise, sondern die Sache erfordert, daß ich gewisse Handlungen, die zusammengehören, durch alle fünf Akte durchführe, und dann erst zu andern übergehe.*) So z. B. steht der Tell selbst ziemlich für sich in dem Stück; seine Sache ist eine Privatsache, und bleibt es, bis sie am Schluß mit der öffentlichen Sache zusammengreift. Doch verspreche ich Ihnen ganz gewiß im Laufe des Januars die drei ersten Akte zu übersenden und den vierten auch [noch?] vor dem letzten abzuliefern, so daß sie nach Empfang des letzten Akts, ohne Uebereilung der Sache, in drei Wochen spielen können." Eine Anzeige der Theaterveränderungen, wobei unzweifelhaft Goethe und der Maler Heinrich Meyer zu Rathe gezogen worden, legte er bei, doch könne leicht noch eine oder die andere hinzukommen. Diese Anzeige hat sich glücklicherweise erhalten, ist aber von dem Herausgeber des Briefwechsels zwischen Schiller und Iffland (in Teichmanns „literarischem Nachlaß") nach dem Briefe vom 16. März 1804 gesetzt worden. Auch Urlichs „Briefe an Schiller" S. 557, 1 irrt. In der „historisch-kritischen" Ausgabe sucht man

*) Die Szenen, welche er zuerst ausführte, waren wohl die auf den Bund bezüglichen, I, 2. 3. 4 (ohne Tells Auftreten). II, 2. V, 1 und die zwischen Bertha und Rudenz (II, 1. III, 2); an Tells Geschichte wollte er erst später gehn.

sie leider vergebens. 1879 hat sie Vollmer, schon früher W. von Maltzahn abdrucken lassen. Sie lautet folgendermaßen:

„Actus I. 1) Hohes Felsenufer des Vierwaldstättensees. Der See macht eine Bucht ins Land, über den See hinweg sieht man die grünen Matten, Dörfer und Höfe von Schwyz deutlich im Sonnenschein liegen. Dahinter (zur Linken des Zuschauers) der Hakenberg mit seinen zwei Spitzen, von einer Wolkenkappe umgeben. Noch weiter hinten und zur Rechten (des Zuschauers) schimmern blaugrün die Glarischen Eisgebirge. An den Felsen, welche die Coulissen bilden, sind steile Stege mit Geländern, auch Leitern, an denen man die Jäger und Hirten im Verlauf der Handlung herabsteigen sieht. Der Maler hat also das Kühne, Große, Gefährliche der Schweizergebirge darzustellen. Ein Theil des Sees muß beweglich sein, weil er im Sturme gezeigt wird.

2) Stauffachers neugebautes Haus (von außen), mit vielen Fenstern, Wappenbildern und Sprüchen bemalt. Es ist zu Steinen an der Landstraße und an der Brücke. Es kann ganz auf die Gardine gemalt werden.

3) Der gothische Saal in einem Edelhof, mit Wappenschildern und Helmen dekorirt; es ist die Wohnung des Freiherrn von Attinghausen.

4) Oeffentlicher Platz bei Altorf. Man sieht im tiefen Hintergrund die neue Veste Zwing-Uri bauen; sie ist schon so weit gediehen, daß sich die Form des Ganzen darstellt. Die hintern Thürme und Courtinen sind ganz fertig, nur an der vordern Seite wird noch gebaut. Das hölzerne Gerüste steht noch, an dem die Werkleute auf- und absteigen. Die ganze hintere Szene zeigt das lebhafte Gemälde eines großen Bauwesens mit allem

Apparat. Die Werkleute auf dem Gerüste müssen der Perspektive wegen durch Kinder dargestellt werden. NB. An dieser Szene liegt darum viel, weil eben diese Bastille, die hier gebaut wird, im fünften Akte gebrochen werden soll.

5) Walther Fürsts Wohnung; stellt das Innere eines wohlhabenden Schweizerhauses vor.

Actus II. 1) Oeffentlicher Platz zu Altorf, nach Belieben des Malers.

2) Ein Zimmer.

3) Das Rütli, eine Matte, von hohen Felsen und Wald umgeben; die Coulissen können ganz dieselben von [wie?] Nr. 1 des ersten Akts sein. Im Hintergrund der See, über welchem ein Mondregenbogen; den Prospekt schließen hohe Berge, hinter welchen noch größere [höhere?] Eisgebirge. Es ist völlig Nacht, nur der See und die weißen Firnen leuchten im Mondlicht. BN. Diese Szene, welche ein Mondscheinsgemälde vorstellt, schließt sich mit dem Schauspiel der aufgehenden Sonne; die höchsten Bergspitzen müssen also transparent sein, so daß sie anfänglich von vornen weiß und zuletzt, wenn die Morgenröthe kommt, von hinten roth können beleuchtet werden. Weil die Morgenröthe in der Schweiz wirklich ein prächtiges Schauspiel ist, so kann sich die Erfindung und Kunst des Dekorateurs hier auf eine erfreuliche Art zeigen.

Actus III. 1) Hausflur in Tells Hause, nach dem Costüme der Zeit.

2) Platz bei Altorf, mit Bäumen besetzt. Man sieht im Hintergrund den Flecken, davor den Hut auf einer Stange. Der Raum muß sehr groß sein, weil Tell hier den Apfel schießt.

Actus IV. 1) Der gothische Rittersaal.

2) Seeufer, Fels und Wald, der See im Sturme.

3) Wildes Gebirg, Eisfelder, Gletscher und Gletscherströme, alles Furchtbare einer öden winterlichen Gegend.

4) Die hohle Gasse bei Küßnacht. Der Weg wendet sich zwischen Felsen von hinten nach vornen herab, so daß die Personen, welche ihn bereisen, schon von weitem oben gesehen werden, wieder verschwinden und wieder zum Vorschein kommen. In einer der vordern Coulissen ist auf der Höhe ein Gebüsch und ein Vorsprung, von welchem Tell herabschießt.

5) Die Veste Roßberg, bei Nacht auf einer Strickleiter ersteigen.

Actus V. 1) Die Dekoration Nr. 4 des ersten Akts. Das Gerüste wird eingestürzt; alles Volk legt Hand an, Zwing-Uri zu zerbrechen; man hört Balken und Steine fallen. Das Gerüste kann auch angezündet werden. Signalfeuer auf acht oder zehn Bergen.

2) Tells Hausflur. Herd und Feuer auf demselben.

3) Noch unbestimmt."

Es ergibt sich hieraus, daß ursprünglich II, 1 sich zwischen I, 2 und I, 4 fand, der zweite Aufzug mit der Verkündigung des Hutgebotes beginnen sollte, dann eine Szene in einem Zimmer beabsichtigt war, wohl zwischen Bertha und Rudenz, an deren Stelle der Dichter später die in einer eingeschlossenen wilden Waldgegend (III, 2) setzte, ferner IV, 2 vor IV, 1, vor IV, 2 noch eine Szene im wilden Gebirg, worin auch Tell auftrat, stehn sollte, der Aufzug mit der Zerstörung der Veste Roßberg schloß; der Ort der letzten Szene war noch nicht bestimmt.

Am 7. Dezember entlieh Schiller der weimarer Bibliothek Fäsis Staats- und Erdbeschreibung, um sie zu Ortsangaben zu benutzen (vgl. S. 8 f.); erst am folgenden 11. Januar

gab er sie zurück. Den 14. schrieb er dem schon längere Zeit in Jena weilenden Freunde: „Meine Geschäfte gehen auch ihren Gang fort, und es fängt doch endlich an, etwas zu werden. Aber da man mich von Berlin aus drängt und treibt und mich also ewig an den Drachen erinnert, der das Werk, so wie es warm aus der Feder kommt, fressen und verschlingen wird, so macht mir das auch keinen guten Muth. Das ganz Niederträchtige des Berlinischen Theaters habe ich mir erst neuerdings wieder aus [des Schauspielers] Cordemanns Bericht versinnlicht." Die denselben Tag erfolgende Ankunft der Frau von Staël, welche ein paar Monate in Weimar blieb, raubte Schiller gerade in dem Augenblick, wo er sich dem Stücke ganz hingeben wollte, viele Zeit, besonders da Goethe die ersten Tage in Jena blieb, das er nicht verlassen wollte, und er selbst gleich nach dessen Rückkunft unwohl war. Doch dürfte diese Zerstreuung dem Stücke zu Gute gekommen sein, dem Schiller, je unangenehmer ihm diese doch in vielfacher Hinsicht anregende und erfreuliche Abhaltung war, in freien Tagen und Stunden um so leidenschaftlicher sich widmete. „Meine Arbeit", schreibt er den 21. an den noch in Jena weilenden Freund, „hat in dieser Woche freilich nicht viel zugenommen, aber doch auch nicht ganz gestockt. Es ist recht schade, daß uns diese interessante Erscheinung zu einer so ungeschickten Zeit kommt, wo dringende Geschäfte, die böse Jahreszeit und die traurigen Ereignisse, über die man sich nicht ganz erheben kann [Herders Tod], zusammen auf uns drücken."

Den 3. Januar 1804 entschuldigte er gegen Cotta sein langes Schweigen damit, daß er bis über die Ohren im Tell sitze; auf seiner Reise zur leipziger Messe solle er diesen fertig finden. Tags darauf meldete er an Körner: „Ich war nie so

gedrängt wie in den letzten vier Wochen. Mein Stück, welches ich dem berliner Theater Ende Februar versprochen, nimmt mir den ganzen Kopf ein, und nun führt mir der Dämon noch die französische Philosophin hierher, die unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste ist." Doch bereits am 12. konnte er Goethe, den längeres Unwohlsein an das Zimmer fesselte, um die Erlaubniß bitten, ihm den ersten Akt, den er an Iffland abzusenden gedrungen werde, vorlegen zu dürfen, da er ihn nicht gern ohne sein Urtheil aus den Händen geben möchte.*) „Unter allen den widerstreitenden Zuständen, die sich in diesem Monat häufen", schrieb er, „geht doch die Arbeit leidlich vorwärts, und ich habe Hoffnung, mit Ende des kommenden Monats ganz fertig zu sein." Die Spannung und Aufregung scheinen dem Stücke, dessen Grund er so sorgfältig gelegt hatte, förderlich gewesen zu sein. „Das ist denn freilich kein erster Akt", erwiderte Goethe bei der Rücksendung am folgenden Tage, „sondern ein ganzes Stück, und zwar ein fürtreffliches, wozu ich von Herzen Glück wünsche und bald mehr zu sehn hoffe. Meinem ersten Anblick nach ist alles so recht, und darauf kommt es denn wohl bei Arbeiten, die auf gewisse Effekte berechnet sind, hauptsächlich an. Zwei Stellen nur habe ich eingebogen. Bei der einen wünschte ich, wo mein Strich läuft, noch einen Vers, weil die Wendung gar zu schnell ist. Bei der andern**)

*) Die Ausgaben, auch die neueste, haben das in der Handschrift fehlende Datum des 13. Offenbar fehlt Goethes Erwiderung, welcher die Uebersendung folgte.

**) II, 1, 93; denn diese Szene gehörte ursprünglich zum ersten Aufzuge. Schiller änderte die Stelle nicht, da er die betreffende Angabe aus Ebel geschöpft

bemerke ich so viel: Der Schweizer fühlt nicht das Heimweh, weil er an einem andern Ort den Kuhreigen hört (denn er wird, so viel ich weiß, sonst nirgends geblasen), sondern eben weil er ihn nicht hört, weil seinem Ohr ein Jugendbedürfniß mangelt. Doch will ich dies nicht für ganz gewiß geben. Leben Sie recht wohl und fahren Sie fort, uns durch Ihre schöne Thätigkeit wieder ein neues Lebensinteresse zu verschaffen." Schiller antwortete am Nachmittag des 14: „Daß Sie mit meinem Eingang in den Tell zufrieden sind, gereicht mir zu einem großen Trost, dessen ich unter der gegenwärtigen Stickluft besonders bedürftig war. Auf den Montag will ich Ihnen das Rütli senden, welches jetzt ins Reine geschrieben wird; es läßt sich als ein Ganzes für sich lesen." Dem Wunsche Schillers, ihn noch vor Schlafengehen ein Wort hören zu lassen, entsprach Goethe sofort. „An ihrer Exposition", schrieb er, „habe ich mich recht gelabt, und indessen davon gezehrt." Am Schlusse heißt es: „Das Rütli wird mir große Freude machen. Ich verlange sehr das, was einzeln so gut eingeführt ist, nun im ganzen beisammen zu sehn." Der Verlauf der Handlung war ihm aus Schillers allgemeinen Mittheilungen bekannt. Am 16. erhielt Goethe die Szene des Rütli. Den folgenden Tag war Schiller der Kopf so eingenommen, daß er ihm für sein „Geschäft" verloren ging. Um so unangenehmer war es ihm, daß Goethe in seinem Morgenbillet des Rütli nicht gedachte. Bei der Rücksendung am nächsten Morgen bemerkte dieser: „Hier kommt auch das Rütli zurück, alles Lobes und

hatte. — Wo Goethe einen Uebergang vermißte, ist nicht sicher zu sagen. Vielleicht fügte Schiller in Folge dessen I, 2, 33 die Frage Gertruds ein: „Mein Werner, sage, wie verstehst du das?"

Preises werth. Der Gedanke, gleich eine Landesgemeinde zu konstituiren, ist fürtrefflich, sowohl der Würde wegen als der Breite, die es gewährt. Ich verlange sehr das übrige zu sehn. Alles Gute zur Vollendung!" Schiller begleitete am 23. seine Sendung an Iffland mit den Worten: „Um Ihnen meine Bereitwilligkeit zu zeigen, theurer Freund, sende ich einstweilen den ersten Akt des Tell, der ein starkes Viertel des ganzen Stücks beträgt. Auch von dem zweiten lege ich das Hauptsächlichste bei; die kleine Szene, welche noch aus dem Zusammenhang heraus fehlt, führt den Geßler auf, wie er den Hut aufzupflanzen befiehlt.*) Von den drei folgenden Akten ist das meiste fertig, und folgt in vierzehn Tagen; das ganze Stück soll, wie ich hoffe, zum Ende Februars in Ihren Händen sein. Von einer Vorstellung des Tell zu Weimar an dem herzoglichen Geburtstag [am 30., dem Geburtstage der Herzogin]**) konnte nie die Rede sein, selbst wenn ich fertig geworden wäre. Für Berlin und Sie war das Stück zunächst bestimmt, und soll auch dort zuerst auf die Bühne treten.***) Weil ich nicht

*) Demnach fehlte ursprünglich in I, 3 das Auftreten des Ausrufers, und was sich daran schließt bis zu Tells Wort an Stauffacher: „Ihr wisset nun Bescheid", ja es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch die ganze Stelle von Stauffachers Rede an: „O hätt' ich nie gelebt", als Uebergang eingeschoben wurde, so daß Tell gleich beim Auftreten die Worte sprach: „Ihr wisset nun Bescheid." Die Szene, wo Geßler das Aufpflanzen des Hutes befiehlt, stand vor dem Rütli; sie ist erhalten, sollte später verändert werden (vgl. S. 22).

**) Racines Mithridat in Aug. Bodes Uebersetzung ward an diesem Tage auf Schillers Vorschlag (im Briefe an Goethe vom 5. oder 6. Januar) aufgeführt; man hatte einmal an die beiden Emilien der Frau von Stein (nach dem Englischen) gedacht.

***) Auf die Pracht der Ausführung war bei Tell, der als wahres Volksstück auch auf die Sinne wirken sollte, besonders gerechnet.

genau weiß, ob das Stück nicht zu lang wird, so habe ich in dem Manuscript, das Sie erhalten, dasjenige in Klammern gesetzt, was der Kürze könnte aufgeopfert werden. Trotz aller Abkürzung wird das Stück aber doch noch so lang als die Jungfrau von Orleans spielen. Sie ersehen schon aus dem heutigen Transport, daß Stauffacher, Melchthal und Attinghausen sehr wichtige Rollen sind. Der Tell wird in den folgenden Akten mehr thätig, aber auch Rudenz erhält ein großes dramatisches Interesse im Verfolge des Stücks. Ich habe bei dieser Rolle an Bethmann gedacht. Sie selbst werden, hoffe ich, nur zwischen dem Tell und Stauffacher wählen." Am 28. erfuhr Goethe, das Stück rücke langsam fort und stocke wenigstens nicht. Schon am 5. Februar waren der dritte und vierte Aufzug fertig, die ohne Zweifel Goethe sofort mitgetheilt wurden. „Ich kann den wackern Müller [den Geschichtschreiber der Schweiz, der seit dem 22. Januar in Weimar verweilte] nicht nach Berlin abreisen lassen", schrieb Schiller in der Nacht auf den 6. an Iffland, „ohne ihm ein paar Bogen von Tell in der Tasche mitzugeben. Ein solcher Bote muß dem Werke selbst Segen bringen. Gern hätte ich den ganzen vierten Akt, welcher fertig ist, mitgeschickt, aber der Abschreiber ist nicht fertig worden. Doch will ich ihn diesen Abend noch auf die Post geben, daß Sie den Schluß des vierten Akts wenig Tage nach Empfang dieses erhalten." Iffland hatte bereits am 4. voll Begeisterung geschrieben: „Ich habe gelesen, verschlungen, meine Knie gebogen, und mein Herz, meine Thränen, mein jagendes Blut hat Ihrem Geiste, Ihrem Herzen mit Entzücken gehuldigt. O bald, bald, bald mehr! . . . [Kapellmeister B. A.] Weber, der seltene Genialität und hohes Gefühl hat, hat schon

die Musik begonnen. Nur bald mehr! Blätter, Zettel — was Sie geben können! Ich reiche Hand und Herz Ihrem Genius entgegen. Welch ein Werk! welche Fülle, Kraft, Blüte und Allgewalt! Gott erhalte Sie! Amen." Dieser begeisterte Zuruf Ifflands mußte, vereint mit Goethes entschiedenstem Beifall, den Dichter zur Vollendung anfeuern. Doch erst den 13. konnte er Iffland den Schluß des vierten und die erste Hälfte des fünften Aufzugs senden*); den Schluß des Ganzen versprach er ihm spätestens Ende des Monats durch Frau von Staël zukommen zu lassen. Zugleich berichtete er über einige der Verkürzung wegen vorgenommene Veränderungen, durch welche das ganze Arrangement nur gewinnen könne. Die frühere dritte Szene des ersten Aufzugs (zwischen Rudenz und Attinghausen) werde jetzt die erste des zweiten und dadurch dieser Aufzug vollständig. In die Szene vom Baue der Veste werde ein ganz kleiner Auftritt Geßlers eingeschaltet, den er mit nächstem Posttage senden wolle. Dieser Auftritt sollte früher im zweiten Aufzug stehn; jetzt hatte er vor Geßler selbst erscheinen und öffentlich das Aufpflanzen des Hutes befehlen zu lassen. Der Landvogt Landenberg bleibe aus dem Personenverzeichnisse weg, da er gar nicht auftreten solle. Der Stier von Uri, über den Iffland wohl eine bedenkliche Bemerkung gemacht hatte, sei eine kleine Lust, die man dem Publikum mache; wer die Rolle bekomme, scherzte er, werde den Ehrennamen wohl eine Zeit lang behalten. Vgl. S. 33. Mit allem Eifer betrieb er die Vollendung des Stückes. Schon am 8. hatte er eine Einladung Goethes auf den Abend abgelehnt, weil er sich in einer ganz

*) Nach der Angabe in Schillers Kalender. Der Brief an Iffland muß vom 13. (nicht vom 11.) sein.

guten Arbeitslaune befinde und den folgenden Tag bei Frau von Staël zu Mittag speisen solle. Acht Tage später entschuldigte er sich bei dem Freunde auf die Anfrage, ob er am Abend, wo Frau Staël und Benjamin Constant zu ihm kommen würden, ihn bei sich sehn werde: „Ich bin nun dem Ziel meiner Arbeit nahe, und muß mich vor allem, was mir die nöthige letzte Stimmung rauben oder verkümmern kann, sorgfältig hüten, besonders aber vor allen französischen Freunden.“ Schon am 18., elf Tage früher, als er gehofft hatte, gelang ihm die Vollendung, die er gleich am folgenden Morgen an Goethe mit den Zeilen sandte: „Hier übersende mein Werk, für das ich unter gegenwärtigen Umständen nichts weiter zu thun weiß. Wenn Sie es durchlesen, bitte ich es zurückzusenden, weil der Rollenschreiber darauf wartet. Soll es gegen Ostern gegeben werden, so müssen wir suchen, es acht Tage vorher zu Stande zu bringen, um noch von [des Schauspielers] Zimmermanns Gegenwart und, in Rücksicht auf die Kasse, von dem aktuellen Zustand in Jena [der großen Zahl der Studenten] zu profitiren, der sich nach Ostern verändern kann. Dann müßte aber wegen der anzuschaffenden Kleider und der erforderlichen Dekorationen schleunige Resolution gefaßt werden; auch müßte man den Macbeth verschieben. Das Einstudiren der Rollen macht keine Schwierigkeit, da die größte von keinem beträchtlichen Umfang ist. Meine Idee wegen der Rollenbesetzung lege ich bei. Sie ersehen daraus, wie schwer es sein würde, Zimmermanns Rolle [Rudolf den Harras] zu besetzen. Muß man sich nach Ostern auch ohne ihn helfen, so geht es dann eher an, als wenn gleich der erste Eindruck trüb ist.“ Er fühlte sich durch die Anstrengung, mit welcher er den Abschluß beeilt, so an-

gegriffen, daß er einen Tag zu Hause bleiben und selbst die Vollendung des Stückes durch seine Frau an Cotta melden lassen mußte. Diese schrieb dem befreundeten Verleger, dem sie für die Sendung mehrerer Almanache zu danken hatte, am 20: „Schiller ist eben mit dem Schluß des Tell beschäftigt; ich hoffe, das Stück wird den Nachkommen Tells eine frohe Empfindung machen. Möchte es in einer Zeit erschienen sein, wo sie noch mit reinem Gemüth sich der vergangenen Zeit hätten freuen können! wo nicht Zerstörung der alten Formen an den Wandel des Heiligsten und Schönsten in menschlichen Verhältnissen sie [erinnert und?] so grausam aus einer süßen Sicherheit erweckt hätte! Ich hoffe jetzt auf Ruhe für das Land*) damit wir Tells Schatten wieder begegnen, wenn wir an seinen Denkmälern wandeln." Schiller hatte noch immer vor, nächstens mit seiner Frau in die Schweiz zu reisen. Jetzt fühlte er sich nach der leidenschaftlich betriebenen Vollendung des Stückes noch einige Zeit so schwach, daß er sich zu Hause halten mußte.

Goethe, der zu seinem großen Bedauern lange nichts vom Freunde vernommen, war über den Anblick des Stücks äußerst vergnügt, und er wollte an der Aufführung vor Ostern nicht verzweifeln. „Jetzt nur herzlichen Dank!" schrieb er. Eine große Abendgesellschaft ließ ihn erst am 20. zur Lesung des Stückes gelangen. Bei der Rücksendung der Handschrift am 21. äußerte er: „Das Werk ist fürtrefflich gerathen, und hat mir einen schönen Abend verschafft.**) Einige Bedenklichkeiten wegen der Aufführung

*) Napoleon hatte die Theilung in Kantone hergestellt, aber zu den frühern dreizehn sechs neue hinzugefügt. Vgl. S. 10.

**) Nach dem Tagebuch hatte er an diesem Abend Frau von Staël zu Besuch. Nach ihrer Entfernung wird er die letzten Akte gelesen haben.

vor Ostern sind mir beigegangen." Diese wurden aber durch persönliche Besprechung gehoben. Schiller entwarf eine neue Rollenbesetzung und führte die drei Bäuerinnen Mechtild, Elsbeth und Hildegard ein, um die noch übrigen Schauspielerinnen (Beck, Baranius und Ehlers) in das Stück zu ziehen, da sie nicht gern Statisten machen wollten; seine Rollenbesetzung sandte er am 24. An Iffland waren schon den 20. der noch rückständige Schluß und die kleine Einlage in I, 3 abgegangen. Auch das mannheimer, breslauer und hamburger Theater forderten die Handschrift des Tell, um das Werk sofort zur Aufführung zu bringen. Am 24. sahen sich die befreundeten Dichter bei Frau von Staël, den 26. besuchte Goethe nach dem Theater den Dichter des Tell, dessen Aufführung er mit großem Eifer betrieb.

Schon am Nachmittag des 1. März fand in Goethes Haus die erste Leseprobe statt; am Abend des 4. wurden einige Theile des Stückes gelesen. Der zweiten Leseprobe am 6. konnte Schiller nicht beiwohnen, da er nicht ausgehn durfte. Für Kostüme und Dekorationen wurde nur das zu einer schicklichen und charakteristischen Darstellung Nothwendige gethan, da die Aufführung beschleunigt werden sollte, doch besorgte Goethe bei Schillers Verhinderung die Einübung auf das sorgfältigste. Am 8. wurden die beiden ersten, am 9. die drei letzten Aufzüge auf der Bühne probirt; den 13. fand eine Probe des ganzen Stückes statt. Nach dieser veranlaßte Goethe den Dichter III, 3 Geßlers Brechen eines Apfels vom Baume näher dadurch zu begründen, daß der Knabe die Geschicklichkeit des Vaters, ein Blatt vom Baume zu schießen, in kindlicher Unbefangenheit rühmte. Die wirklich vorhandene Begründung von Geßlers grausamem Befehl übersah Goethe, und sein Vorschlag gefiel Schiller so sehr, daß er ihn freudig annahm.

Er schob wahrscheinlich die vier Verse ein von „Du bist ein Meister“ an und änderte den jetzt mit „Nun, Tell!“ beginnenden Anfang der Rede Geßlers.*) Hierauf bezieht sich der Brief an Goethe vom 15. März: „Haben Sie die Güte, die Stelle quaestionis nun anzusehn, ob sie so gehn kann. Eine bedeutende Aenderung läßt sich jetzt freilich nicht mehr versuchen, doch hoffe ich, daß jetzt kein unerlaubter Sprung mehr dabei ist. Wenn Sie nichts zu erinnern finden, so senden Sie mir das Blatt zurück, daß ich in den Rollen das Nöthige sogleich für die heutige Probe abändern kann.“ Gleich am andern Tage schickte Schiller die „kleine, aber wesentliche Abänderung“ an Iffland. „Die Probe, die ich mit diesem Stücke angestellt“, schrieb er ihm, „hat mich gelehrt, daß der Einfall des Landvogts mit dem Apfel noch nicht gehörig motivirt ist.*) Deswegen habe ich nöthig gefunden, an dem Ort, wo davon die Rede ist, ein paar Worte einzuschalten, die ich hier beilege. Haben Sie ja die Güte, diese Aenderung noch darin anzubringen, selbst in dem Fall, daß das Stück schon gegeben wäre.“ Man sieht, wie sehr ihm diese Motivirung am Herzen lag. Denselben Tag wurde eine weitere Probe gehalten, die Hauptprobe am 16.

---

*) Dieser lautete früher etwa:

Du bist ein Meister auf der Armbrust, Tell,
Sagt man. Wohlan, nun wirst du deine Kunst,

so daß Schiller ursprünglich fast wörtlich Tschudi gefolgt war. Daß der Knabe Tells Sohn sei, nahm Geßler ohne weiters an, wenn er es auch nicht erwähnte. Die zu ändernden Rollen wären demnach nur die von Geßler und Walther gewesen.

**) Motivirt war sie schon schon dadurch, daß Geßler den berühmten Schützen Tell, vor dem er einmal gezittert hatte, mit der Armbrust und seinem Knaben vor sich sah, dann durch den Baum.

Den 17. erfolgte die erste, den 19. die zweite, den 24. die dritte Vorstellung des Tell auf der herzoglichen Bühne. Der Beifall der außerordentlich zahlreich herbeigeströmten Zuschauer war ungeheuer. Das Stück hatte das erstemal fünf volle Stunden gespielt; bei der zweiten Vorstellung ließ man einiges weg, so daß diese eine Viertelstunde früher endigte. Schiller selbst schrieb sogleich an Körner, Tell habe auf dem Theater einen größern Effekt gemacht als seine andern Stücke; an der Aufführung habe er große Freude gehabt, und fühle jetzt, daß er nach und nach des Theatralischen mächtig werde. Goethe meldete an Zelter, das Stück sei „recht gehörig gegeben worden und habe gezeigt, was Weimar im Schauspiele zu leisten vermöge." Henriette von Knebel, die Erzieherin der Prinzessin Karoline, welche den langen schillerschen Stücken sehr gram war, berichtete ärgerlich ihrem Bruder über die erste Vorstellung des langen Tell, den sie bei der ungeheuren Hitze in dem vollgedrängten Hause fünf Stunden lang habe aushalten müssen: „Die Geschichte von Tell selbst ist, dünkt mich, für sich immer interessant genug, und es war durch die Dekoration gesorgt, wiewohl mit aller meyerschen und goetheschen Streifigkeit, uns recht in die Schweiz zu versetzen. Gleich bei Eröffnung des Vorhanges der Fischer auf der See unten im Kahne, der Gemsenjäger auf der Höh' auf einem schönen Abhang und gegen ihm über der Hirte sitzend, auch auf einem Felsenstück, singen und bleiben so unbeweglich, daß man vergehn möchte. Fragst du endlich nach den Dialogen, so muß ich mit Seufzen antworten: ‚Zu lang, viel zu lang!' . . . Des Wilhelm Tell eigentliche Geschichte fängt sich erst mit dem dritten Akt an. Die Prinzeß findet, daß das Stück kein Ganzes wäre, sondern aus mehrern bestände, und sie hat auch

Recht. Im zweiten Akt der lange Bund der Eidgenossenschaft, wobei in der Wirklichkeit nicht der dritte Theil von Worten nöthig war, dann zwischen Tells Geschichte noch ein langweiliger schweizer Prophet, den man lieber hinter dem Theater sterben sähe; denn sterben muß er, man weiß nicht warum [?]. Dann noch eine Liebesgeschichte eines jungen ausgearteten Schweizers, den die Geliebte wieder durch viele hohe Worte zur raison und in sein Vaterland bringt. Dann kommt wieder Herzog Albrecht [Johann] vor, der den Kaiser ermordet hat. Und zuletzt wäre es doch schade gewesen, wenn Tell, dessen starker Charakter ziemlich gut gehalten war, da er nur handelt und wenig spricht, nicht auch noch ein langes Monolog halten sollte, woraus, wie aus allem, nur Schiller spricht und nicht der Mann selbst [?]." Sonst waren die meisten Zuschauer mächtig und schwungvoll ergriffen. Tell wurde von Haide gegeben, Stauffacher von Becker, Fürst von Malcolmi, Melchthal von Cordemann, Attinghausen von Graff, dem Darsteller Wallensteins, Rudenz von Oels, Geßler von Grüner, Reding von Wolff, Baumgarten von Grimmer, Ruodi von Ehlers, Stauffachers und Tells Gattinen von der Teller und der Becker, Bertha von Fräulein Maas, Goethes Liebling, die ihn aber diesmal bei der Probe ärgerte, da sie sich „maulfaul" zeigte, Armgart von Silie. Unzelmann mußte Winkelried und Parricida übernehmen, Benda Werni und Leuthold, Wolf auch noch Kuoni, Fräulein Brand Jenni und Seppi. Tells Knaben waren Corona Becker und Sophie Teller. Die Zahl der namentlich angeführten Landleute war sehr beschränkt. Aus Schwyz sprachen nur Stauffacher und Reding, aus Unterwalden fehlten drei, Klaus, Burkhart und Arnold, aus Uri Petermann. Pfeifer und Kunz waren gestrichen. Nach der dritten Vorstellung,

welcher wieder die Herzoginnen beiwohnten, die bei der zweiten nicht erschienen waren, mußte Tell wegen der Abwesenheit Zimmermanns [des Rudolf] ruhen, der später zurückkehrte. Am 29. schrieb Schiller an Cotta: „Wilhelm Tell ist seit zehn Tagen dreimal hier gespielt worden und mit dem größten Erfolg. Vielleicht kann ich Sie bei Ihrer Rückkunft [von Leipzig] mit dieser Vorstellung unterhalten. Ich bleibe bei der Idee, den Tell in Almanachform*) Ende dieses Jahres herauszugeben. Zur Verzierung könnten vielleicht schweizerische Gegenden gewählt werden". Die Absicht, bei Cottas Anwesenheit den Tell spielen zu lassen, ging nicht in Erfüllung, da Schiller damals auf der Reise nach Berlin war, von welcher er erst am 21. Mai zurückkehrte. Den 16. Juni ward die weimarische Bühne mit Tell geschlossen, der eine Woche später zu Lauchstädt in Gegenwart der verwittweten Königin von Preußen und Iffs lands mit großem Erfolg gegeben wurde.

In Berlin war die Aufführung dadurch verzögert worden, daß Iffland aus politischen Rücksichten das Stück zuerst dem königlichen Cabinette vorlegen zu müssen glaubt. Kapellmeister Weber hatte die dazu nöthige Musik übernommen. Dieser schrieb den 20. März an Schiller: „Die Ouverture kann nach meiner Empfindung, wie Sie auch schon selbst in Ihrem Schreiben bemerkt haben, mit einer Pastoralmelodie oder Kuhreigen anfangen. An diesen Eingang schließt sich die Vorbereitung einer großen tragischen Handlung an. Es ist der Schmerz der Unterdrückung und das Gefühl der emporstrebenden Freiheit, die am Ende obsiegt. Siegsgetümmel und ein prachtvoller Ausgang

*) Wie die Jungfrau von Orleans.

der Ouverture, die nach und nach wieder zur ersten Pastoralmelodie übergeht. Der Vorhang wird aufgezogen, die Melodie geht fort, Fischerknabe singt. Was den Kuhreigen selbst betrifft, so sollen verschiedene Arten der Melodieen in Gerstenbergs und Stolbergs Schweizerreise und in Hillers wöchentlichen Unterhaltungen stehn, die ich täglich erwarte. Ich kenne nur einen aus Krünitzens Encyclopädie, und daher zweifle ich, daß ich die Melodie, ganz wie sie ist, werde brauchen können. Es ist etwas ganz anderes, solche Melodien auf Bergen in der freien, großen Natur, mit vielfachem Echo, bei aufgehender Sonne in stiller Nacht zu hören als in einem eingeschlossenen Raum. . . . Ich wünschte, daß die lieben, innigen Gesänge vom Fischerknaben, Hirten und Alpenjäger ein gleiches Metrum hätten. Indessen läßt sichs auch so recht gut machen, nur die Melodie muß jedesmal geändert werden. Den erschütternden Ausgang des zweiten Akts hab' ich anders empfunden. Es will mir nicht in den Sinn, daß hier ‚das Orchester mit einem prachtvollen Schwung gleich einfalle'. Es ist Nacht, der fürchterliche Schwur ist gethan; sie gehen still auseinander, der Mond schwindet, die Sonne steigt herauf. Sollte mich meine Phantasie trügen, wenn das Orchester schon unter Stauffachers letzter Rede ganz pianissimo nur mit etlichen Violinen anfinge, crescendo fortginge, mit der aufgehenden Sonne sich endlich prachtvoll hinaufschwänge und so auch nach gefallenem Vorhange fortführe!! Ich kann mich sehr gut in Ihre Idee hineindenken. Sie wollen durch diesen prachtvollen Schwung die große, feierliche Handlung fortgeführt wissen; aber der Zuschauer siehet mehr mit den Augen des äußern als des innern Sinnes. So ist unser deutsches Publikum noch nicht gebildet. Doch, dieses alles abgerechnet,

würde eine starke und gleich zu Anfange prachtvolle Melodie in dieser schauerlich stillen Situation, die in diesem Augenblick auf den Zuschauer so mächtig wirkt wie die Handlung selbst, meine Empfindung stören." Iffland fand einige Stellen im Tell politisch bedenklich, in andern war ihm die Vorstellungsart nicht deutlich. Deshalb schickte er den Theatersekretär Pauli, der mündlich darüber mit dem Dichter verhandeln sollte. In dem diesem mitgegebenen Briefe hieß es: „Meine Fragen und Wünsche, so wie wenn Sie die letztern zu erfüllen für recht achten sollten, dürfen dort und hier nicht bekannt werden. Ich glaube, man machte damit für Sie, mich und die Tendenz des Tell ein Aufheben ohne Noth." Aenderungsvorschläge theilte er Iffland am 14. April mit.*) Schiller ging bald darauf selbst nach Berlin, wohin man ihn zu ziehen beabsichtigte. Unter den manchen Gründen, welche ihm die Aussicht auf eine Berufung nach der preußischen Königsstadt höchst erwünscht machten, nahm das mit viel reichern Mitteln ausgestattete Theater eine bedeutende Stelle ein; jetzt, wo er, durch den Erfolg Tells gehoben, eine mächtige Wirkung auf dem Theater ausüben zu können überzeugt war, was konnte ihm erwünschter sein, als ein solches Theater immer vor Augen zu haben, auf dem seine Stücke ohne ängstliche Beschränkung der äußern Darstellungsmittel in allem Glanze sich entfalten und ihre vollste Wirkung auf das Volk üben konnten, dessen Sinne auch durch großartige Schaustellung angeregt werden sollten. Dies hatte er im Tell so glücklich versucht, zu dessen ganz entsprechender Darstellung

*) Schillers betreffender Brief an Iffland steht in der Vossischen Zeitung vom 4. Juni 1876.

die weimarer Bühne nicht ausreichte. Freilich war man in Berlin politisch ängstlicher, wie er sich von neuem überzeugte.

Erst am 4. Juli betrat das Stück die königliche Bühne, auf welcher es so ungeheuren Beifall fand, daß es binnen acht Tagen dreimal wiederholt werden mußte. Selbst der sonst so scharf Schiller bemäkelnde Merkel pries begeistert den Tell. Erst am 17. meldete Iffland dem Dichter, das Stück sei mit Entzücken aufgenommen worden, und habe einen gleichen Zulauf. Auch Kapellmeister Weber berichtete ausführlich. Schiller erhielt dafür 331⅔ Thaler; für die Trilogie des Wallenstein hatte er nur 8 Thaler mehr, für Maria Stuart 117, für die Jungfrau 107⅛, für die Braut 103¹³/₂₀ Thlr. erhalten. Bloß für Opern hatte Iffland ein paarmal höhere Summen gezahlt; sonst hatte das höchste Honorar eines einzelnen Stückes, 165 Thlr., Kotzebues Lustspiel der Wirrwarr erhalten.

Nach Breslau sandte Schiller die Theaterhandschrift schon am 24. März; er bekam dafür vom Schauspieler Schwarz die geforderten 25 Dukaten. 12 Louisdor zahlten Hamburg und Mannheim. An Schwarz schrieb Schiller bei der Uebersendung: „Auf ein geschicktes Arrangement bei den großen Volksszenen kommt vieles an. . . . Die Rolle des Tell erklärt sich selbst: eine edle Simplizität, eine ruhige, gehaltene Kraft ist der Charakter; mithin wenige, aber bedeutende Gestikulation, ein gelassenes Spiel, Nachdruck ohne Heftigkeit, durchaus eine edle, schlichte Mannswürde. . . . Uebrigens gilt bei diesem Stücke ganz das Kostüm des Mittelalters, und das Eigenthümliche der alten Schweizertracht ist besonders in den weiten Pumphosen. Die ganz gemeinen Landleute könnten zum Theil im Hemd, mit bunten Hosenträgern spielen und viele Kleider erspart werden. Auf

dem Kopfe tragen einige Barette, andere schwarze oder bunte Hüte. Johann von Oesterreich ist in weißer Mönchskutte; darunter kann er ein kostbares Ritterkleid und einen mit Edelsteinen besetzten Gürtel tragen, welches nach seiner Erkennung kann gesehen werden. Stier von Uri ist auf einer Seite gelb, auf der andern Seite schwarz, und führt ein großes Kuhhorn, mit Silber beschlagen. Im Rütli sind es die Schauspieler und nicht die Statisten, welche die Fackeln tragen und den vordern Ring bilden. Tell schießt nicht wirklich, sondern schnellt nur ab; denn der Pfeil kann in der Luft nicht gesehen werden. . . . Jenni und Seppi können [wie in Weimar] durch Mädchen gespielt werden."

Am 25. März schickte Schiller eine Abschrift auch seinem langjährigen Gönner, dem damaligen Erzkanzler Dalberg, mit den bekannten, Wilhelm Tell überschriebenen Strophen, worin er aussprach, sein Drama solle nicht den wilden Umsturz roher Gewalt vertreten. Dalberg sandte ihm am 22. Juni 1085 wiener Gulden in Bankzetteln, mehr als 540 Thaler an Werth. Schiller wollte ihm die Ausgabe des Stückes widmen, aber Dalberg lehnte am 6. Juli die „sehr schätzbare", ihm damals wohl unbequeme Ehre mit der Bemerkung ab: „Schillers erhabene Muse huldige der Tugend und keinem Sterblichen!" Freilich wäre eine solche Zueignung des Freiheitsschauspieles kaum an der Stelle gewesen.

Die auf der aschaffenburger Bibliothek erhaltene Handschrift ist für die historisch-kritische Ausgabe, in welcher H. Oesterley das Stück herausgab, von W. Vollmer sorgfältig verglichen worden. In der für die hamburger Bühne bestimmten Ausgabe ist manches zu der Aufführung verkürzt, mehrfach ohne alle Beachtung des oft dadurch gestörten Versmaßes. Diese mehr

als 500 Verse betragenden Abkürzungen sind von großer Wichtigkeit für die Aufführung, da, wenn man einmal kürzen will und muß, vor allem Schillers eigene Streichungen Beachtung verdienen, wenn sie auch oft mit rascher, rücksichtsloser Hand gemacht sind. Joachim Meyer hat die Handschriften der Bühnenbearbeitung genau verglichen; ihre Abweichungen gibt die historisch-kritische Ausgabe, die leider nicht durchaus zuverlässig ist, wenn wir auch das, was sie wirklich als Lesart der Handschriften angibt, nicht im geringsten bezweifeln. Manchmal fehlen Lesarten zuweilen die Angaben, in welcher Handschrift sie stehen. Die mannheimer Handschrift stimmt meist mit der dalbergischen überein, hat außer manchen Schreibfehlern weniges Eigene, besonders II, 2. IV 2. V, 3.*)

Für den Druck wurde im Ausdruck einiges geändert, einzelne unrichtige Verse verbessert, auch ein paar Stellen hinzugedichtet, Pfeifer von Luzern (I, 2) und Kunz von Gersau (IV, 1), auch Geßlers Erscheinen zu Pferde eingeführt; die zur Verkürzung, besonders in den beiden ersten Akten, für die Aufführung gestrichenen Stellen blieben größtentheils erhalten.

Schon am 22. Mai schrieb Schiller in Bezug auf die Druckausgabe an Cotta: „Die ersten Akte des Tell sollen binnen acht Tagen folgen, und das Ganze in drei Wochen in Ihren Händen sein. . . . Die 12 Costümes, die wir aus meinen Schauspielen für den Tell geben wollen, will ich hier besorgen. Nun wünschte ich, daß etwa einige hübsch radirte Schweizerlandschaften, gleichfalls illuminirt, in Aberlis Geschmack, zugleich mitgegeben würden, und an der Spitze des Ganzen eine Szene aus dem

*) Ueber sie berichtet Vollmer am Ende der Einleitung seiner meist äußerst genauen Ausgabe von 1879.

Tell. Dazu würde ich die wählen, wenn Tell geschossen hat und der Knabe mit dem Apfel, darin der Pfeil steckt, in seine Arme gesprungen kommt. Freilich müßte sie von einem guten Meister erfunden und ausgeführt werden. Hetsch, dächte ich, wäre der Mann dazu." Am 28. sandte er die ersten Bogen der Handschrift, den Schluß am 8. Juni; nur Titel, Personenverzeichniß, Zueignung (an Dalberg) und die Erklärung der Kupfer fehlten noch. Auf Cottas Bemerkung, er habe den Tell nun dreimal gelesen und gefunden, je mehr man ihn lese, desto mehr möge man ihn wieder lesen, erwiderte Schiller: „Es freut mich, mein wertheſter Freund, daß Ihnen der Tell Vergnügen machte. Ich hab' ihn mit Liebe gearbeitet, und was aus dem Herzen kommt, geht zu Herzen. Die Schwierigkeit war nur, ein Volk und Land zu schildern, wo ich nie gewesen und wo doch das Lokale und Individuelle so sehr mit in Anschlag kommt. Ich bin daher sehr zufrieden, wenn Schweizer und andere, die die Schweiz besucht haben, das Land und Volk in meiner Schilderung erkennen." Auf Schillers Rath ging Cotta von seiner in Aussicht genommenen außerordentlich glänzenden Ausstattung ab. Am 16. Juli sandte Schiller Titel und Personenverzeichniß; auf die Zueignung und Vorrede hatte er verzichtet. Den 31. schickte der von einer überstandenen schweren Krankheit noch immer sehr schwache Dichter die letzten Korrekturbogen zurück, auf denen einige Stellen verändert waren; mehrere Bogen vom fünften an hatte ein Freund, wahrscheinlich der Philosoph Niethammer, durchgesehen. Wegen der in den vier letzten gemachten bedeutenden Veränderungen berechnete der Buchdrucker 2 Gulden mehr für jeden Bogen. Erst am 8. Oktober erhielt Schiller seine Abdrücke, da die Lieferung der Kupfer so lange aufgehalten hatte. Das

Stück war in 7000 Exemplaren abgezogen, wovon 4500 auf Postpapier in Duodez den Titel hatten: „Wilhelm Tell. Schauspiel*) von Schiller. Zum Neujahrsgeschenk auf 1805.“ Diese erschienen in drei Ausgaben, von denen eine drei illuminirte Kupfer von dem weimarischen Maler Kraus hatte (Tell, der Schwur auf dem Rütli und Geßler), eine zweite nur eine (den Schwur), eine dritte ohne Kupfer war.**) Daneben gab es noch zwei Ausgaben in klein Oktav, eine auf Schreib-, die andere auf Druckpapier; zu allen war derselbe Satz benutzt. Noch im Jahre 1805 machte sich eine zweite Ausgabe des Tell nöthig, deren Abweichungen Versehen waren und mit Recht ohne Einfluß geblieben sind; sie erschien in 3000 Exemplaren. Nach Schillers Tode brachte der fünfte, 1807 erschienene Band des Theaters unser Stück in unverändertem Abdruck nach der ersten Ausgabe. Schon in der ersten Ausgabe, und demnach in allen folgenden, waren durch Druckversehen drei Verse (in I, 1 und IV, 3) ausgefallen; zwei hat Joachim Meyer, einen erst Vollmer 1879 aus der dalbergischen Handschrift und den Theaterabschriften hergestellt. Bemerkenswerth ist, daß der Dichter die Aufzüge nicht in Auftritte, sondern in Szenen, wie in den Räubern und Kabale und Liebe neben Akte steht, getheilt, und erst beim Wechsel der Dekoration, wie bloß in den Räubern, eine neue Szene begonnen hat. Der mißbräuchliche Gebrauch

*) Es ist nicht zufällig, daß Schiller den Tell als Schauspiel bezeichnete, wie von allen seinen Stücken nur noch die Räuber heißen; er hätte es, wenn auch nicht Trauerspiel oder Tragödie, doch, wie Karlos und Wallenstein, dramatisches Gedicht nennen können.

**) Die Kostüme, die Kraus aus andern Stücken Schillers gezeichnet hatte (Briefwechsel mit Cotta S. 516), blieben unbenutzt.

des Gedankenstrichs statt des Punkts entstellt auch den Tell. Der erste Nachdruck des Stückes fällt erst vier Jahre nach Schillers Tod, als ob selbst die Nachdrucker Scheu empfunden hätten, vor Schillers Augen und gleich nachdem er sie geschlossen sich an diesem edlen Volks- und Freiheitsstücke zu vergreifen.

Der erst im November als Erbprinzessin in Weimar eingezogenen russischen Großfürstin Maria Pawlowna wollte man auch die bedeutendsten Bühnenstücke vorführen, von Schiller zuerst die Jungfrau, dann Tell. Da in diesem die Erwähnung des Kaisermordes bedenklich schien, weil der Vater der Großfürstin, Kaiser Paul I., ermordet worden war, entschloß sich der Dichter, den ganzen fünften Aufzug aufzuopfern, wodurch freilich die dichterische Einheit arg verkümmert wurde; auch sonst verkürzte er das Stück vielfach, besonders die Darstellung der Landsgemeinde, verminderte weiter die Zahl der redenden Personen ließ schwierige oder bedenkliche Stellen weg; er schloß mit Tells letzten Worten an Geßler. In dieser verkürzten Gestalt wurde das Stück am 1. Dezember 1804 aufgeführt.*) Palleske behauptet irrig, Tell sei schon beim ersten Erscheinen auf der weimarer Bühne verstümmelt gegeben worden, weil Goethe den fünften Aufzug bedenklich gefunden. Dies widerlegt der vorhandene Theaterzettel der ersten Vorstellung, auf dem Johannes Parricida, dessen auch der Bericht von Henriette von Knebel gedenkt, sich verzeichnet findet.**) Da man in Dresden den Tell

*) Kirms schrieb den 24. November an Böttiger, das Langweilige der Versammlung werde verkürzt, der fünfte Akt weggelassen.

**) Wenn Frau von Staël berichtet, auf dem Theater unterdrücke man den letzten Aufzug und der Vorhang falle in dem Augenblick, wo der Pfeil Geßlers

seiner Länge wegen auf zwei Abende vertheilen wollte, schien es Schiller anständiger, ihn auch dort in dieser verkürzten Gestalt zu geben. Freund Körner sollte diese Bearbeitung für zehn Louisd'or in Dresden anbringen.

Die Kritik nahm den Tell weit günstiger auf als Schillers vier letzte Stücke*), die auf der Bühne und bei empfänglichen Gemüthern mehr Glück machten als in den Literaturzeitungen; die Gewalt der Dichtung riß alle unwillkürlich hin. Auch der nur zu bald dem deutschen Volk seinen großen Dramatiker entreißende Tod verklärte seine letzte Gabe, welche so recht dem Bedürfnisse einer Zeit entsprach, die sich nach der Befreiung von den Fesseln sehnte, in welche die Allgewalt des Eroberers das deutsche Volk geschlagen hatte. Wenn Goethe in Hermann und Dorothea unser eigenes Volk in der anschaulichen Darstellung seines ganzen Wesens verklärt hatte, so führte Schiller auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, mit einer schöpferischen Wahrheit, die ihm bisher nirgends in dieser Vollendung gelungen war, ein blutsverwandtes Volk vor, das die ewigen Rechte der Freiheit mit männlich beherztem, auch die Gewaltthat als Rettungsmittel nicht scheuendem Muthe sich wieder erstreitet. Vor diesem Gefühle verstummte selbst die verneinende Kritik, mochte man auch im einzelnen manches tadeln, die dramatische

Herz durchbohrt habe, so wird sie dies von andern vernommen haben. Sie selbst sah das Stück im Jahre 1804 nicht, auch kaum später.

*) Ausführliche Beurtheilungen brachten die Zeitung für die elegante Welt 1804 Nr. 47 f. 123, der Freimüthige (nach der Aufführung in Berlin) 1804 Nr. 135. 137. 207, die jenaische Literaturzeitung 1804 Nr. 241 f. und die Abendzeitung (nach der leipziger Aufführung am 8. August 1805) 1805 Nr. 70 f. Herder urtheilte ein Schweizer in der züricher Monatsschrift Isis (1805 I, 211—228).

Einheit vermissen, sich an Tells Monolog kleinmeisterlich streifen und an der Parricidaszene nicht ohne Grund Anstoß nehmen. A. W. Schlegel pries den Tell als Schillers vortrefflichstes Stück, worin er ganz zur Poesie der Geschichte zurückgekehrt sei; die Behandlung sei treu, herzlich und, bei des Dichters Unbekanntschaft mit der schweizerischen Natur und Landessitte, von bewunderungswürdiger örtlicher Wahrheit. Auch in der neuesten Zeit haben die sonst Schiller feindlichen und in beständigem Widerspruche mit ihm stehenden Stimmen die hohe dichterische Schönheit dieses edlen Schwanengesanges freudig anerkannt. Was man dem Stücke auch neuerdings bei aller Bewunderung vorgeworfen hat, sind der epische Charakter der Handlung und die Feier eines Meuchelmordes als einer volksthümlichen Heldenthat. Börne hat schon im Jahre 1829 das scharfe Wort gesprochen, einem Helden stehe es nicht an, sich hinter den Busch zu stellen und einen Meuchelmord zu begehn, wie auch Goethe 1830 im neunzehnten Buche von Wahrheit und Dichtung Tells That als einen der ganzen Welt für heroisch-patriotisch-rühmlich geltenden Meuchelmord bezeichnete.*) Merkwürdig

*) Unbegründet war von Loepers Vermuthung, die Aeußerung stamme aus Goethes Tagebuch von 1775; dieser habe schon damals jene That, die von Bodmer, Lavater, den Stolbergen und andern Dichtern gefeiert worden, anders angesehen. Goethes kurzes Tagebuch der Schweizerreise von 1775 gedenkt nur des „Gründli (!), wo die drei Telle schwuren," der „Tellenplatte, wo Tell ausgesprang", „Flüelens, wo er eingeschifft ward", und „Altdorfs, wo er den Apfel abschoß". Das ausführliche Tagebuch der dritten Schweizerreise von 1797 nennt nur die „Kapelle zum Andenken von Geßlers Tod", nicht einmal die „hohle Gasse". Und wie hätte Goethe, als er den Schweizer Tell zum Gegenstand eines epischen Gedichtes erkoren hatte, dessen That für einen Meuchelmord halten können. Erst nach der den Dichter erschreckenden Julirevolution von 1830 schrieb er jene zuerst 1833 erschienene Stelle, wobei die Bewunderung der Schweizer

stimmt mit dem Urtheil des achtzigjährigen großen Dichters*) und seines grundsätzlichen erbitterten Gegners der eisenfeste unsterbliche Mitgründer des deutschen Reiches, sein erster großer Kanzler. Bereits als Knabe konnte Bismarck den Schweizerhelden nicht leiden, schon deswegen, weil er auf seinen Jungen zu schießen über sich gebracht, vor allem aber wegen seines Meuchelmordes. Ritterlich ist freilich Tell nicht, sondern ein einfacher Schweizer, ein Sohn der Natur, dessen mannhafte That seinem Vaterland die Befreiung geschaffen, was er freilich keineswegs mit seiner blutigen Nothwehr beabsichtigt hatte. Unser Bismarck steht ja sittlich unendlich höher als Tell, der auch nur ein Märchenheld ist, niemals gelebt hat, aber mit Recht als Ideal des echten Schweizer Freisinnes gefeiert wird. Wilhelm Tell hat so gehandelt, wie ein einfach starker Mann in seiner schauerlichen Noth handeln mußte; den Schuß auf den Knaben konnte er nicht abwehren, da Geßler es auf sein Verderben abgesehen hatte, er auch überzeugt war, Gott und seine Kunst würden ihn nicht verlassen. Nach der spätern Vergewaltigung war es das einzige Mittel der Selbsterhaltung den Unmenschen

---

vorschwebt, welche durch Schillers Drama so hoch bei den Deutschen gestiegen war. In der Schweiz selbst verstand man in der Beurtheilung des Nationalhelden so wenig Spaß, daß zwei Leute, die den Tell einen Henker und Todtschläger geschmäht hatten, dies widerrufen mußten. Vgl. Müller Note 230 zu I, 18. Schon 1770 war in der allgemeinen deutschen Bibliothek die Frage aufgestellt und verneinend entschieden worden: „Ist Tells unsittliche That eigentlich ein Muster zur Nachahmung?" Vgl. meine Schrift „Goethes Maskenzüge" S. 190 f.

*) Noch im Jahre 1819, in den „Noten und Abhandlungen" zum Divan, erklärte Goethe, diejenigen verdienten Verzeihung, wo nicht Lob, die der schrecklichen Erscheinung eines Despoten ein Ende gemacht.

zu tödten, aber nicht Mann gegen Mann konnte er diesem durch seine Söldner geschützten Feigling stehn, seine Kunst und Gott mußten ihn rächen, der Schlag aus heiterer Höhe den Frevler treffen. Doch kehren wir zu Schillers Tell zurück. Dieser betrachtet Geßlers Ermordung als eine That der Nothwehr, durch die er sein eigenes Leben und seine Familie rettet. Und eine solche ist sie im vollsten Sinne des Wortes, keine gemeine Hinterlist, wenn auch Tell nur aus dem Hinterhalte an dem der ewigen Gerechtigkeit verfallenen Unterdrücker sich rächen kann. Jedes nicht ritterlichen Begriffen von Ehre, sondern rein menschlicher Empfindung folgendes Gemüth freut sich der durch den schlichten, keines Unrechts fähigen Mann vollbrachten Rache, hält Tell für einen thatkräftigen Ehrenmann. Dieser soll kein heroischer Held sein, das Drama stellt nur den gewaltsamen Umsturz ungerechter Unterdrückung durch die sittliche Kraft eines edlen Volkes dar, von dem Tell durch die Vorsehung bestimmt war, auf eigene Hand den schlimmsten Unterdrücker aus dem Wege zu räumen.*) Tell ist und bleibt ein unvergängliches, aus der reinen Tiefe der menschlichen Seele geschöpftes Lied von der Macht des durch keine Gewalt zu unterdrückenden Volksgeistes. Nur war es verfehlt, wenn man in der Wahl dieses Stoffes eine nothwendige Steigerung von Schillers Dramen zu finden meinte, der, als Dichter der Freiheit, mit dieser Verklärung der Volksfreiheit habe enden müssen. Ein glücklicher Zufall hatte den Dichter auf diesen ihm und, wie ihm nicht entging, dem Zeitalter und dem deutschen Volke gemüthlichen Stoff geführt, durch den er die deutschen Bühnen erschüttern zu

*) Vgl. Bellermanns Beurtheilung im zweiten Theile von Schillers Dramen im Abschnitte „Tell und seine That".

können hoffen durfte, mag man auch in diesem Zufall immer eine glückliche Fügung und, wenn man will, die Hand der im Leben des einzelnen wie der Völker waltenden Vorsehung erkennen.*) Schillers Tell, den die Schweiz durch ein des Dichters würdiges Denkmal an dem Rütli geehrt, leuchtet uns Deutschen, denen er zur Zeit fremder Unterdrückung und der endlichen Befreiung vom Joche des übermüthigen Welteroberers das Herz mächtig gehoben hatte, als eine der schönsten Ausstrahlungen eines gewaltigen dramatischen Geistes in dem reichen Kranze seiner Dichtungen, die wir nicht würdiger ehren können, als dadurch, daß wir, fern von schwärmerischer Verzückung, wie sie in Palleskes trefflichem Schillerwerke zum Ausbruche kommt, sie durch genauestes Verständniß uns aneignen, da erst aus innigem Durchdringen eines Dichtwerkes volle Würdigung entspringt, welche das künstlerische Verdienst erschließt, ohne der reinen Empfindung seiner dichterischen Weihe zu nahe zu treten.**)

*) Auffallend spät wurde Tell in die neuern Sprachen übersetzt, die ihn heute alle kennen. Der 1818 erschienenen französischen Uebersetzung von Merle d'Aubigné folgte im nächsten Jahre eine italienische, 1825 die erste englische, Benjamin Heywood gewidmete. Eine prosaische Uebersetzung einzelner Szenen hatte Frau von Staël schon 1810 ihrer höchst anerkennenden Beurtheilung des Stücks in der erst nach Napoleons Bezwingung frei gegebenen Schrift de l'Allemagne eingeflochten. Jetzt ist Tell auch im Ausland als eine der bedeutendsten Dichtwerke anerkannt und wird in englischen, amerikanischen und französischen Schulen gelesen.

**) Kurz vor Schillers Schauspiel erschien in Berlin, unter dem angenommenen Namen von Veit Weber, Leonhard Wächters „Wilhelm Tell. Ein Schauspiel in drei Akten", das Schiller ärgerlich gegen Cotta eine „Schmiererei" nannte, da er fühlte, wie tief es an dichterischem Geiste unter seiner begeisterten Schöpfung stand, gegen die es sich ebenso wenig zu halten vermochte, wie später Wetzels „Jeanne d'Arc" neben der „Jungfrau von Orleans" aufkommen konnte.

II. Stoff.

In Tschudis treuherzigem, weit ausgesponnenem chronikmäßigen Berichte von der Befreiung der Waldstätte*) lag der Stoff des Dramas so vollständig vor, daß Schiller ihn nur künstlerisch zu gestalten und dramatisch zu beleben hatte. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, die Eigenthümlichkeit der Schweizernatur und des Schweizervolkes so anschaulich hervortreten zu lassen, daß die ganze Handlung mit der vollen Kraft der Wirklichkeit uns anspreche. Die individuelle Wahrheit der geschichtlichen Ueberlieferung in der dramatischen Handlung auszuprägen hatte Schiller sich seit Wallenstein immer eifriger bestrebt, es auch an den eingehendsten Studien nicht fehlen lassen; bei seinem Tell bedurfte er dazu der genauesten Kenntniß der Schweizernatur, die er auf eine bei dem Mangel persönlicher Anschauung des Landes bewunderungswürdige Weise dargestellt hat. Wir hörten ihn oben gegen Iffland den Entschluß äußern, vor dem Drucke des Stückes wegen der kleinen Besonderheiten nach der

*) So schreibt Schiller mit Recht (auch Waldstättenfee), nicht Waldstädte; bei Tschudi und noch bei Johannes Müller fand er Waldstette. Den Namen hatten sie als Stätte (Orte) im Walde, Waldthäler. Tschudi und Müller brauchen von jedem einzelnen derselben Waldstatt. Den betreffenden Band von Büschings Erdbeschreibung (1782 und 1792) hat Schiller nicht benutzt.

Schweiz zu reisen, da viel darauf ankomme, wenn gewisse Nationalrücksichten zu beachten seien: aber einer solchen Reise bedurfte es nicht, da die örtliche Wahrheit ihm auf ganz unvergleichliche Weise gelungen war. Der Schweizer, welcher im Jahre 1805 in der Monatsschrift Isis nach seiner beschränkten Anschauung manches streng tadelte, konnte doch die Wahrheit der Darstellung des schweizerischen Charakters in Sitte, Denkart und Sprache nicht genug bewundern. „Man begreift es kaum", bemerkte er, „wie ein Mann, der die Schweiz nie gesehen hatte, vermöge seines Genius sich die Denkart jedes einzelnen dieser Menschen individualisiren konnte, wie er ihre Sprache lernte und die Bilder theils aus dem häuslichen Leben, theils aus der politischen Verfassung entlehnte, deren sie sich bedienten." Aber Schiller hatte sich in seinen Tschudi mit der ganzen Empfänglichkeit eines Dichters versenkt, und daneben, wie wir sahen, zahlreiche Werke über die Schweiz genau durchgegangen, sogar Auszüge sich daraus gemacht. Nach Böttiger soll er selbst behauptet haben, die vertraute Bekanntschaft, die er in seiner Jugend mit Luthers Bibelübersetzung gemacht, habe ihm nicht allein für die Sprache*), sondern auch für die Charakterzeichnung der mit den alten Hebräern ungefähr auf gleicher Bildungsstufe stehenden (?) Schweizer unberechenbare Vortheile geboten — eine Aeußerung, auf die selbst dann wenig zu geben wäre, wenn sie Schiller einmal gethan

*) Ueber die Benutzung der homerischen Sprache im Tell gab die erste Zusammenstellung R. Peppmüller in dem Aufsatze „Zu den Quellen des schillerschen Wilhelm Tell" (in Gosches Archiv I, 461 ff.), wozu ein Nachtrag II, 544 ff. sich findet. Doch geht er in der Behauptung homerischen Einflusses zu weit, wie man auch sonst in Schiller vielfach Beziehungen auf Stellen von Lessing u. a. willkürlich ausgespürt hat.

haben sollte. Was die Treue der örtlichen Schilderungen angeht, so darf nicht unbeachtet bleiben, daß Goethe nach seiner zweiten Schweizerreise den Freund mit seinem Plane eines epischen Tell in seiner hinreißenden Art bekannt gemacht, wobei er jene „Felswände und gedrängten Zustände" lebhaft schilderte, ja daß er wohl auch Einsicht von Goethes Tagebuch dieser Reise erhielt*), und die Besprechungen mit Goethe und dem geborenen Schweizer Meyer über die Dekorationen des Stückes ihn auf manche Eigenthümlichkeiten der dortigen Gebirgsnatur aufmerksam machen mußten.**) Auch seine Gattin, eine begeisterte Verehrerin der Schweiz, welche sie vor zwanzig Jahren besucht hatte, konnte ihm manchen einzelnen Zug zu dem großen Bilde der Oertlichkeit liefern. Fast unglaublich ist, was Böttiger berichtet, Johannes von Müller habe auf die Verwunderung, wie jemand, der die Schweiz nicht gesehen, so treffend ihre Natur, Sitten und Sprache habe darstellen können, die Bemerkung gemacht: „Wer nur an sich mit göttlichen Gaben ausgerüstet ist und dann in Luthers Bibelübersetzung die patriarchalische Geschichte und die Bücher Samuelis eifrig studirt, übrigens aber in Beziehung auf die Schweiz

*) Dies muß auch Wackernell in der „Zeitschrift für deutsche Philologie" IX, 149 f. annehmen, der meinte, niemand habe bisher daran gedacht.

**) Bei der Schilderung der Gotthardstraße und der Gegend am Vierwaldstättensee dürfte Schiller Goethes Schilderung gar viel verdanken. Wenn Palleske meint, bei Goethes Aeußerung gegen Eckermann vom 18. Januar 1827: „Was in Schillers Tell von Schweizerlokalität ist, habe ich ihm alles erzählt", habe sich Eckermann wieder stark verhört, Goethe habe nichts statt alles gesagt, so ist das entweder ein nicht treffender Witz oder eine leichtfertige Behauptung, da das darauf folgende: „aber er war ein so bewunderungswürdiger Geist, daß er selbst nach solchen Erzählungen etwas machen konnte, das Realität hatte", die Unmöglichkeit einer solchen Annahme zeigt. Freilich ist alles stark übertrieben.

des herrlichen und in seiner Art nie erreichten Tschudi eidgenössische Geschichte in der Kraftsprache des sechzehnten Jahrhunderts in sich aufgenommen hat, kann wohl ohne weitere Offenbarung dies so treffen." Müller soll dies bei den ersten Aufführungen in Weimar geäußert haben, aber er hat nachweislich diesen nicht beigewohnt, sah das Stück wohl in Berlin.

Tschudis Erzählung beginnt mit dem Jahre 1304. „Als es die Waldstätte Uri, Schwyz*) und Unterwalden hart empfanden", schreibt er (wir geben hier eine wortgetreue neudeutsche Uebertragung mit Beifügung der von Tschudi gebrauchten ältern Ausdrücke in Klammern), „daß der Herzog von Oesterreich Amtleute von Luzern und Rothenburg schon drei Jahre lang den Blutbann bei ihnen üben ließ, da sie besorgten, man werde hieraus das Recht auf sie als österreichische Unterthanen herleiten, weil die Amtleute einigemal sich äußerten, daß sie im Namen der österreichischen Fürsten das Blutgericht hielten, so wurden sie bewogen, wiederholt Abgeordnete an König Albrecht zu schicken und um Seine königliche Gnade zu bitten, daß er ihnen einen Reichsvogt bestimme, der im Namen des Königs und des römischen Reiches, wie dies von Alters her Gebrauch gewesen, den Blutbann übe; außerdem sollten diese Seine königliche Würde unterthänig bitten, sie bei ihren kaiserlichen und königlichen Freiheiten und bei ihrem alten Herkommen zu schützen, um deren Bestätigung sie nicht weiter anhalten wollten, da dies bisher immer vergeblich geschehen sei. Der König ergrimmte über diese Sendung, da er sah, daß er weder durch Bitten und

*) Müller schrieb Schwytz, Schwytzer zur Unterscheidung von Schweiz, Schweizer (Note zu I, 15), Schiller Schweiz, doch steht schon im ersten Druck Schwytz. Tschudi hat Schwitz.

Güte noch durch Drohung und List die Waldstätte seinen Söhnen, den Fürsten von Oesterreich, unterthänig gemacht, noch sie voneinander zu trennen vermocht. ‚Ziehet heim!' sprach er zu den Abgesandten. Da es denn also sein muß und ihr es also haben wollt, so will ich euch Reichsvögte geben und in euer Land setzen, deren Befehlen ihr in allen Dingen anstatt Unserer gehorsam sein sollt, und wenn ihr dies nicht thut, so wollen wir euch an Leib und Gut strafen, und alle eure Freiheiten sollt ihr verwirkt haben.' Bald darauf schickte ihnen der König zwei Landvögte im Namen des Reiches, denen er befahl, in ihrem Lande zu wohnen, was sonst nicht Gebrauch gewesen; denn die drei Lande hatten vorher nur einen Reichslandvogt zusammen gehabt, der nicht bei ihnen seßhaft war, manches Jahr kaum einmal zu ihnen kam, wenn ihn eines oder mehrere dieser Lande wegen Rechtssachen beriefen; der Landvogt hatte immer in jedem Lande einen Edlen oder Unedlen, der nicht leibeigen und daselbst seßhaft war, als Statthalter eingesetzt, durch den er den Blutbann üben ließ. König Albrecht führte jetzt eine Neuerung ein, da er ihnen zwei bei ihnen seßhafte Landvögte gab. Der eine war der Ritter Geßler, der Uri und Schwyz beherrschen sollte; er wohnte in der Burg zu Küßnacht [Küßnach]*) am Luzernersee. Dieser Landvogt Geßler setzte sich zu Uri in den Thurm zu Altorf [Altdorff]**), der den Meiern [Rentbeamten] zu Altorf gehörte. Nach Unterwalden schickte er als Vogt den Beringer von Landenberg, Edelknecht [Edelmann] aus dem Thurgau, und er setzte ihn auf die Burg zu Sarnen über [ob] dem Wald. . . . Der König be-

*) Schiller schrieb Küßnacht nach Fäsi; noch bei Johannes Müller fand er Küßnach, wie bei Tschudi.

**) Schiller nach Müller Altorf. Vgl. Müllers Note 36 zu I, 15.

fahl auch dem Landvogt von Landenberg, die Veste Roßberg [Rotzberg]*) unter [nid] dem Wald durch einen Statthalter zu besetzen. Diese Veste war nach dem Tode des letzten Edelknechts von Roßberg dessen Oheim, dem Edelknecht von Waltersberg, der auch unter dem Walde wohnte, als Erbe zugefallen. König Albrecht zwang diesen, ihm die Veste zu verkaufen. Der Landvogt von Landenberg setzte auf diese Burg Roßberg einen Edelknecht von Wolfenschießen, der auch unter dem Walde wohnte, einen jungen, frechen, übermüthigen [muthwilligen] Mann, der sich an die herrschende Gewalt anschloß wider den Willen seiner auf Wolfenschießen sitzenden Brüder und seiner Freunde. Die Vesten Sarnen und Roßberg wurden von Hutknechten [Besatzungssoldaten] wohl bewahrt und beiden Landvögten viele bewaffnete Wartknechte [Diener] vom Könige zugetheilt, deren Verpflegung und Besoldung den Waldstätten zufiel. Der König befahl den Landvögten, auch bei den geringsten Vergehen mit aller Strenge gegen die Strafbaren zu verfahren, keine Gnade ergehn zu lassen und niemand zu schonen. Diese Landvögte waren grimm, rauh und unbarmherzig; das wußte der König, und deshalb hatte er sie dahin gesetzt. Sie begannen bald gegen biedere Leute streng und hart zu verfahren und allerlei Druck und Grimm gegen sie scharf anzuwenden, woran diese vorher nicht gewohnt gewesen waren. Sie führten auch sehr brave [dick fromme] Landleute wegen geringer Ursachen gefänglich aus den Waldstätten nach der Veste Küßnacht oder nach Luzern oder Zug in des Herzogs Land, und hielten sie dort lange in Gefangenschaft, was von Alters her bei keinem König erhört worden war. Sie wurden

*) Müller Rozberg, Fäsi und Schiller Roßberg.

auch in des Herzogs Land zu Luzern und Zug auf den Wochenmärkten, wohin sie ihrer Bedürfnisse wegen gingen, mit mancherlei neuen Auflagen, wie Zölle, Abgaben und andere Forderungen, gesteigert und beschwert. Das mußten die guten Leute lange Zeit leiden und geschehn lassen; denn der König war so gewaltig und mächtig, daß sie sich ihm nicht widersetzen durften, und er und seine Söhne umgaben sie ganz mit ihren Landen, so daß sie sich fügen und schmiegen mußten bis zu gelegener Zeit. Ihre höchste Hoffnung war, Gott werde nicht immer den Uebermuth dieses Königs dulden und ihn bald von der Welt nehmen, sein Nachfolger werde sie schützen und alsdann die Fürsten von Oesterreich nicht mehr so gewaltig sein, wenn das Reich aus ihren Händen käme."

Unter dem Jahr 1305 berichtet Tschudi von der Beschwerde welche die Lande Uri, Schwyz und Unterwalden über die Härte und Ungerechtigkeit ihrer Landvögte beim König erhoben. Dieser verwies sie an seine Räthe, welche ihnen erwiderten: sie hätten durch ihr Verhalten sich die Ungnade des Königs zugezogen, da sie nicht wie die von Luzern, Glarus und andern Orten thun wollten; thäten sie dies später, so würde ihnen ohne Zweifel vom König und seinen Söhnen jede Gnade gewährt werden: jetzt sollten sie wieder heimziehen, da der König mit Geschäften überhäuft sei; sie selbst wollten zu gelegener Zeit diesem ihr Anliegen vorbringen. Nach der Rückkehr der Abgeordneten wurde der Druck der Landvögte noch ärger.

Aus dem Beginne des Herbstes 1306 erzählt Tschudi folgende Geschichte. „Des Königs Amtmann auf der Veste Roßberg ritt eines Tages nach dem Kloster Engelberg. Als er am folgenden Tage von da zurückkehrt, findet er eines unbescholtenen Land-

manns, des Konrad von Baumgarten [Boumgarten], der zu Alzellen wohnte [ſaß], Ehegemahl auf einer Wieſe [Matten] arbeiten; denn Alzellen liegt unter dem Wald an der Straße von Stans [Stanz] nach Engelberg, nicht fern hinter dem Dorfe Wolfenſchießen auf einer Höhe [Büchel]. Die Frau war wunderſchön; ihre Schönheit entzündete den Amtmann zu böſer Begier. Er fragt ſie, wo ihr Ehemann ſei. Dieſe antwortet, er ſei ausgegangen und nicht zu Hauſe. Darauf fragt er, wann er zurückkommen werde. Die Frau ahnte nichts Arges für ihre Perſon und daß es ihm um ſie zu thun ſei, ſondern beſorgte, ihr Ehemann habe etwas verbrochen, weshalb ihn der Amtmann ſtrafen wolle, da er ſo genau fragte, wo er wäre. Da ſie ſeinen grimmen Sinn kannte, erwiderte ſie, er werde etliche Tage ausbleiben, ſie wiſſe nicht, wie lange; ſie wußte aber wohl, daß er im Walde ſei und um Mittag heimkommen werde. Da der Amtmann dies hörte, ſprach er zu ihr: ‚Frau, ich will mit euch in euer Haus gehn; ich habe euch etwas zu ſagen.‘ Die Frau erſchrak darüber, durfte ihm aber nicht widerſprechen, ſondern ging mit ihm in ihr Haus. Da begehrte er, ſie ſolle ihm ein Waſſerbad bereiten; denn er ſei vom Gehen ſchweißig und müde geworden. Die Frau begann nichts Gutes zu ahnen, verlangte in ihrem Herzen, daß ihr Ehegemahl bald zurückkehren möge, und bereitete [rüſt] wider ihren Willen das Bad. Da nun begann er ſeinen ſchnöden Willen gegen dieſe auszulaſſen, und verſuchte [unterſtund] es, ſie zu nöthigen, mit ihm zu baden. Die Frau erſchrak und es wurde ihr angſt; denn ſie ſah wohl, daß der Amtmann ihr Gewalt anthun wolle. Sie bat Gott in ihrem Herzen, er möge ihre Ehre beſchirmen und ſie vor Schande bewahren. Da nun erſann ſie eine Liſt. Sie erwiderte freund-

lich dem Amtmann, als ob sie ihm willfahren wollte, und sagte, er solle seine Diener, deren er zwei bei sich hatte, weggehn lassen; denn sie wolle nicht zu ihm ins Bad, wenn diese im Hause wären. Da ließ der Amtmann die Diener weggehn. Die Frau hieß ihn, sich ins Bad setzen; sie wolle sich indessen in ihrer Kammer ausziehn, und dann sich zu ihm setzen. Das that der Amtmann. Die Frau aber ging still zur Hinterthür hinaus und wollte entfliehen. In diesem Augenblick kommt ihr Ehegemahl vom Walde ihr entgegen, dem sie weinend leise [mit Weinen und stillen Worten] klagt, was der Wütherich mit ihr habe treiben wollen, und wie er im Bad sitze. Der Biedermann sprach: ‚Gelobt sei Gott, meine fromme Hausfrau, daß er dich behütet hat, daß du deine Ehre gerettet hast! Ich will ihm das Bad gesegnen, daß er es keiner Frau mehr thut; denn es ist besser [wäger], ich setze mein Leben daran, als daß du, mein liebes Gemahl, entehrt werdest.' Hiermit ging er schnell ins Haus und schlug den Amtmann mit der Axt an den Kopf, daß er auf den ersten Streich starb. Sofort entwich er nach Uri, wo er sich verborgen hielt, obgleich ihm nicht viel nachgestellt ward, weil der Amtmann solche Schandthat hatte vollbringen wollen."

Unter demselben Jahre 1306 gedenkt Tschudi auch des eben achtzehnjährigen Herzogs Johann [Hans] von Oesterreich, dem sein Oheim und Vormünder König Albrecht seine väterlichen und mütterlichen Erblande vorenthielt, während er seinen eigenen Söhnen viele Herrschaften übergab. „Als Johann seine Räthe deshalb an den König sandte, erhielten diese die Antwort, er sei noch seines Vetters gesetzmäßiger Vormund und habe die Verwaltung über seinen Leib, seine Güter, Leute und Land; wenn er in das Alter trete, daß er regieren könne, werde er thun, was

er zu thun schuldig sei. Da der junge Herzog mit dieser Antwort übel zufrieden war, weil, wenn es für des Königs Söhne, deren einige jünger als er waren, die zur Regierung gehörige Zeit sei, es auch bei ihm der Fall sein müsse, und er dies deshalb seine Räthe oft beim Könige vorbringen ließ, bestand dieser auf seiner Antwort, und ward endlich so zornig, daß er ihnen verbot, der Sache noch zu gedenken. Sie schlugen es dem Herzog ab, weiter sein Begehren beim König vorzubringen, da dieser sie in Verdacht hatte, sie reizten ihn auf."

Die Darstellung der Ereignisse des Jahres 1307 beginnt mit der Gewaltthat gegen Melchthal. „Es war ein braver Landmann in Unterwalden über dem Kernwald, der hieß Heinrich von Melchthal, und wohnte in diesem Thale, ein weiser, verständiger, ehrbarer, wohlhabender Mann und wohl geachtet unter den Landleuten, der immer darauf hielt, daß man bei den Freiheiten des Landes bleibe und sich vom römischen Reiche nicht trennen lasse. Deshalb war ihm Beringer von Landenberg, der Landvogt von ganz Unterwalden, feind und gram. Dieser Melchthal hatte schöne Ochsen. Einer geringen Ursache wegen, weil sein Sohn Arnold von Melchthal etwas verbrochen haben und deshalb straffällig geworden sein sollte, dessen dieser aber nicht geständig war, und wenn es der Fall gewesen, so hätte er rechtlich nur 5 Schilling Strafe dafür zu zahlen gehabt, deshalb sandte der Vogt seinen Diener, daß er ihm das schönste Paar Ochsen nehme, und, wenn der alte Heinrich von Melchthal etwas dawider reden wollte, ihm sage, es sei des Landvogts Meinung, die Bauern sollten den Pflug selbst ziehen, und er solle damit die Ochsen nehmen und ihm bringen. Der Diener that, wie der Herr ihm befohlen hatte. Der gute Biedermann

hatte es nicht gern, daß man ihm das Seine mit Gewalt nahm, und meinte, sein Sohn habe das nicht verschuldet, und wenn der Landvogt einen Anspruch an ihn hätte, so solle er es rechtlich beweisen und ihn dann strafen: aber der Diener wollte die Ochsen haben, wie ihm befohlen war. Als er diese nun ausspannte [uffband], gerieth des Landmanns Sohn Arnold, ein junger Mensch, in Zorn, und schlug mit einem Stocke den Diener so stark auf die Hand, daß diesem gleich ein Finger brach. Sofort floh er aus dem Lande nach Uri, wo er sich bei einem Blutsverwandten lange Zeit verborgen hielt. In diesem Lande hielt sich auch Konrad von Atzellen heimlich auf. Der Diener befand sich wegen des Streiches übel und klagte es seinem Herrn, dem Landvogt. Dieser ließ im Jähzorn nach dem alten Vater des Jünglings aus dem Melchthal schicken und befahl, den letztern gefänglich einzuziehen. Als man aber diesen nicht fand, da er aus dem Land gegangen war, ging der Vater. Der Landvogt fuhr den alten Mann mit rauhen Worten an, und verlangte, er solle ihm sogleich seinen Sohn Arnold stellen. Der gute Biedermann wußte selbst nicht, wo der Sohn war, und er merkte wohl, daß, wenn er zur Stelle wäre, es um sein Leben zu thun sei. Er antwortete, er wisse in Wahrheit nicht, wohin er gegangen; denn sofort sei er von Hause gelaufen, und habe ihn nicht angegeben, wohin er wolle. Da ließ der Landvogt dem alten Vater, der ein ehrbarer wohlbetagter Mann war, beide Augen ausstechen; denn der Knecht hatte in der Hitze angegeben, er solle gesagt haben, er nehme ihm das Seine unbillig. Dieser raubte ihm auch die Ochsen, und für die Lähmung des Fingers mußte er eine große Entschädigung geben. Wegen solcher ungebührlichen, tyrannischen Handlung erhob sich im Landvolk ein

merklicher Unwille. Als der Sohn Arnold vernahm, wie es seinem braven Vater ergangen sei, klagte er es vertrauten Leuten in Uri, und hoffte dadurch die seinem Vater zugefügte Schmach zu rächen. Die Landleute hielten dem Landvogt vor, es sei ihnen widerwärtig, daß er mit den Ihrigen so streng verfahre. Dieser antwortete, er möge dies nicht; der König, dessen Diener er sei, wolle es so, und habe solches zu thun ihm befohlen."

Von Landenberg wendet sich die Chronik zu Geßler. „In derselben Zeit bedrängte Geßler, Landvogt zu Uri und Schwyz, die Landleute daselbst nicht weniger als der von Landenberg die Unterwaldner, die Edlen wie die Unedlen; er behandelte sie streng und hart, und er beschloß eine Veste in Uri zu bauen, damit er und andere Landvögte nach ihm desto sicherer daselbst wohnen möchten, wenn Aufruhr entstehn sollte, und man das Land leichter in Furcht und Gehorsam halte. Er ließ also Steine, Kalk, Sand und Bauholz auf einen Hügel [Bücheli] Solaturn bei Altorf, dem Hauptflecken, bringen und begann den Bau ins Werk zu setzen, und wenn man ihn fragte, wie die Veste heißen werde, sprach er: ‚Ihr Name wird sein Zwing Uri unter den Steg.'*) Das verdroß die edlen Landsassen

*) Zwing Uri under die Stägen. Eine nähere Bezeichnung von Uri kann under die Stägen kaum sein; es muß wohl heißen sollen: „Zwinge Uri unter das Joch". Steg heißt alles, was festhält, wie Stag das den Maſtbaum festhaltende Tau bezeichnet. Die Mauertrümmer auf einer Anhöhe in der Nähe von Amstäg an der Gotthardstraße hat man für Zwing Uri am Steg ausgegeben. Müller (Note 2c zu II, 1) vermuthet, der Berg unter dem Orte am Stäg habe Solenthurn (Etterlin sagt „auf dem Bühel bei Sohlenthurn") geheißen. Nach andern sollen sich Spuren jenes Zwing Uri noch auf der Höhe bei Altorf, auf welcher das Kapuzinerkloster liegt, bis zum Brande von 1799 erhalten haben. Müller weiß nichts davon.

und die gemeinen Landleute in Uri gar sehr und war ihnen ein Dorn im Auge. Wie sie nun wegen des Baues äußerst unwillig waren, und er das merkte, gerieth er in großen Zorn und drohte, sie so weich und zahm zu machen, daß man sie um einen Finger wickeln könne. Und er ließ um St. Jakobs Tag [den 25. Juli] zu Altorf am Platz bei den Linden, wo jedermann vorbeigehn mußte, eine Stange aufrichten und einen Hut darauf legen, sodann gebieten, daß jeder Einwohner des Landes bei Verlust seines Gutes und bei Leibesstrafe, wenn er vorübergehe, mit Neigen und Abnehmen der Kopfbedeckung [Paret abziehen] Ehre und Reverenz bezeige, als ob der König oder er an dessen Statt persönlich anwesend wäre; er hatte dabei am Tage stets einen Wächter und Hüter sitzen, um aufzupassen und die anzugeben, die das Gebot nicht befolgten. Er meinte sich hohen Ruhm zu erwerben, wenn er dieses thätige, tapfere, angesehene [hantlich, tapffer, namhafft] Volk, das bisher bei Kaisern, Königen, Fürsten und Herren in hoher Achtung gestanden und sich nie von jemand hatte zwingen lassen, auf das äußerste unterdrücke. Dieser große Uebermuth drückte die Landleute noch schlimmer als der Bau des Schlosses, doch durften sie sich nicht widersetzen wegen der offenbar großen Ungnade und der gewaltigen Macht des Königs, bei dem sie Gnade zu finden nicht hoffen konnten."

Hieran knüpft sich unmittelbar die Schließung des Bundes in Folge der Behandlung Stauffachers. „In denselben Tagen fügte es sich, daß der Landvogt Geßler, als er von Uri nach Küßnacht auf seine Burg sich begeben wollte, durch das Land zu Schwyz ritt, worüber er auch Landvogt war. Nun wohnte zu Steinen in Schwyz ein weiser, ehrbarer Mann von altem Adel

[Wapens genoſſen Geſchlecht], Werner [Wernherr] von Stauffach [Stouffach] genannt, Sohn des ſeligen Rudolf von Stauffach, weiland Landammann zu Schwyz. Dieſer Werner hatte zu Steinen dieſſeit der Brücke ein neues, ſchönes Haus gebaut. Wie nun der Landvogt an dieſes Haus kommt, und ihn der Stauffacher, der vor dem Hauſe ſtand, als ſeinen Herrn freundlich empfängt und bewillkommet, fragt ihn der Landvogt, weſſen das Haus ſei. Er wußte dieſes wohl; denn er hatte einmal gegen einen andern gedroht, er wolle ihm das Haus nehmen. Der Stauffacher merkte wohl, daß er ihn nicht in guter Abſicht frage; denn er wußte, daß er ihm gram war, weil er immer dawider wirkte, daß man ſich an die Fürſten von Oeſterreich ergebe, und wollte, daß man beim römiſchen Reiche und bei den alten Freiheiten bleibe; denn dieſer Stauffacher hatte viel Anhang und ſtand in hohem Anſehen bei den Landleuten. Deshalb gab er dem Landvogt zur Antwort: ‚Herr, das Haus iſt meines Herrn des Königs und eures, und mein Lehen.' Der Landvogt ſprach: ‚Ich bin an meines Herrn des Königs Statt Regent im Land. Ich will nicht, daß Bauern Häuſer bauen ohne meine Einwilligung, will auch nicht, daß ihr alſo frei lebt, als ob ihr ſelbſt Herren wäret. Ich werde ſuchen, es euch zu wehren.' Hiermit ritt er vorwärts. Dieſe Rede drückte den Stauffacher ſehr, und er nahm ſie ſich zu Herzen. Nun war er ein vernünftiger, verſtändiger Mann, hatte auch eine weiſe, kluge [ſinnriche] Frau, die wohl an ihm merkte, daß er betrübt war und ihm etwas ſchwer auf der Seele lag, das er ihr doch nicht eröffnete. Nun hätte ſie gern gewußt, was ihn bekümmere [im gebreſt], und ſie fing ſo oft davon an, bis er ihr mittheilte, was der Landvogt zu ihm geredet, und er verſehe ſich von ihm nichts

anderes, als daß er ihm einmal sein Haus, Herberg, Hab' und Gut nehmen werde. Da sie das vernahm, sprach sie: ‚Mein lieber Ehewirth, du weißt, daß sich mancher brave Landmann in unserm Lande ob des Landvogts Wütherei beklagt. So zweifle ich nicht, daß das tyrannische Joch viel biedere Landleute auch in Uri und Unterwalden drückt, wie man ja täglich hört, daß sie ihre Noth klagen. Darum wäre es gut und nöthig, daß etliche von euch, die einander vertrauen dürften, heimlich miteinander zu Rathe gingen und darüber nachdächten [zesammen giengind, und Nachgedencken hättind], wie ihr von der übermüthigen Gewalt abkommen möchtet, und sich einander beizustehn und bei der Gerechtigkeit zu schirmen versprächen. So würde euch Gott ohne Zweifel nicht verlassen und euch helfen die Unbilligkeit zu dämmen, so wir ihn von Herzen anrufen.' Sie fragte ihn darauf, ob er in den Landen Uri und Unterwalden mit jemand besondere Bekanntschaft habe, dem er vertrauen, seine Noth klagen und mit dem er von diesen Dingen sich unterreden dürfe. Er antwortete: ‚Ja, ich kenne allda vornehme Herrnleute, die mir besonders zugethan [geheim] sind, denen ich wohl vertrauen dürfte.' Demnach dachte Stauffacher bei sich, der Rath der Frau möchte nicht übel sein; er folgte ihr, fuhr nach Uri und horchte dort etliche Tage still auf, wie der gemeine Mann gesinnt sei. Da hörte er von vielen vertrauten Ehrenmännern große Klagen und Unwillen wider den Landvogt wegen des Baues der Veste, die er Zwing nennen wolle, und besonders des Hutes wegen, dem man Reverenz erzeigen müsse, und merkte, daß das gesammte Landvolk, Edle wie Unedle, unzufrieden [undultig] und dem Landvogt feind seien, doch es öffentlich nicht merken lassen, noch etwas Thätliches gegen ihn vornehmen dürften;

denn keiner wisse, was er im Falle der Noth am andern für Rückhalt [Rucken] und Beistand habe, da man deshalb einander heimlich nicht erforsche, und des Königs entsetzlich große Macht und Ungnade gegen sie ihnen großen Schrecken einflöße. Nun war der Stauffacher froh, daß er allda den großen Unwillen gegen den Landvogt fand, da er dachte, die Sache werde desto besser zu machen sein; er vertraute aber diesmal sein Anliegen allein einem angesehenen Ehrenmann von Uri, Walther Fürst genannt, berichtete, was ihm der Landvogt seines Hauses wegen vorgeworfen habe, sagte ihm auch dabei, wie er durch den Rath seines Ehegemahls bewogen worden, ihm als seinem Vertrauten dies zu klagen und mit ihm darüber Rath zu pflegen, ob es gut und nöthig sei, solcher tyrannischen Gewalt sich zu widersetzen, sich heimlich zusammen zu verbinden und sich um Helfer zu bewerben. Der Landmann von Uri lobte den Rath der Frau und erbot sich seines Theils ihm zur Ausführung dieses Anschlags beizustehn. Er sprach ihm auch von Arnold von Melchthal aus Unterwalden, der dem Diener des Landvogts einen Finger zerschlagen habe, daß er sich deshalb noch bei ihnen verberge, aber oft heimlich zu den Seinigen nach Unterwalden gehe; er sei ein tüchtiger [tapferer], verständiger Mann, obgleich noch jung, habe auch große Blutsverwandtschaft in seinem Lande, und sei ihm wohl zu trauen; denn er werde seiner Geschicklichkeit wegen in dieser Sache besonders gute Dienste leisten. Also ward auch er berufen, und wurden also diese drei Männer, Walther Fürst von Uri, Werner von Stauffach von Schwyz und Arnold von Melchthal von Unterwalden, darin eins, daß sie Gott zu Hülfe nehmen und versuchen wollten, sich dieser Sache zu unterziehen [underwinden]. Darauf schworen sie zusammen

einen Eid zu Gott und den Heiligen, und wurde folgendes zwischen ihnen verabredet. Jeder solle in seinem Lande an seine Blutsverwandten und andere vertraute Leute heimlich wegen Hülfe und Beistand sich wenden, sie an sich ziehen und sie für ihr Bündniß und eidliches Gelübde gewinnen, daß sie behülflich seien, ihre alte Freiheit wieder zu erobern und die tyrannischen Landvögte und die übermüthige Herrschaft zu vertreiben, einander bei Recht und Gericht zu schirmen und daran Leib und Leben zu setzen. Doch nichtsdestoweniger solle jegliches Land dem heiligen römischen Reiche unterthänig sein, auch jeder seine besondere Pflicht, woran er gebunden sei, üben, den Gotteshäusern oder Herren, Edlen und Unedlen und andern Inländischen und Ausländischen wie von Alters her gebührende Pflicht und Dienst leisten, sofern diese sie nicht ihrer Freiheiten zu berauben und sie widerrechtlich zu bedrängen sich vorsetzten. Dieses ward jedem, der in den Bund trat, eröffnet; denn sie begehrten nicht, jemand, sei er geistlich oder weltlich, des Seinen, das ihm nach Recht und Gewohnheit zugehöre, zu berauben, sondern allein sich gegen böse Gewalt zu schirmen und ihre alte Freiheit zu bewahren. Es ward auch verabredet, falls etwas vorfallen sollte, was eine Unterredung nöthig mache, sich einander zu berufen und nachts vor dem Mytenstein, der in der See sich erstreckt, unter dem Seelisberg [Sewlisberg] an einem Orte, im Rüdlin*) genannt, zusammenzukommen und, wenn Gottes Gnade es verleihe, daß sich ihre Gesellschaft vermehre, möchte jeder von ihnen

) Das Rütli nahm Schiller aus Müller, der daneben auch die Form Grütli anführt, mit dem Zusatz „novale, wo Gestrüpp oder Waldung ausgereutet worden". Weiter unten hat Tschudi Rütlin. Vgl. S. 39. In Deutschland finden sich die entsprechenden Namen Roda, Röttchen.

zwei, drei oder mehrere, die weise und behutsam seien, auch den Bund beschworen hätten, in das Rüdlin bringen. Auch ward verabredet, daß sie die Sache bei ihrem Eide bis zu der Zeit geheim halten sollten, wo sie ihren Bund in allen drei Waldstätten zugleich gemeinsam offenbar machen wollten, daß auch niemand und kein Land für sich selbst ohne einhelligen Willen und Berathschlagung der Bundesgenossen aller drei Lande etwas anfangen und vornehmen solle, sondern sie alles, was ihnen begegne, leiden wollten, bis sie mit Gottes Hülfe sich wohl gestärkt und einen gemeinsamen Beschluß gefaßt hätten, wann, wie und zu welcher Zeit sie die Sache in allen drei Landen zugleich und auf einen Tag angreifen wollten, damit nicht durch das Beginnen einzelner Leute oder eines einzigen Landes die andern Lande zu kurz kommen möchten. Also ward das oben erwähnte Bündniß von den gedachten drei tüchtigen Männern im Lande Uri zuerst geschlossen, wovon die Eidgenossenschaft entsprungen und das Land Helvetia, jetzt Schwyzerland genannt, seinen uralten Stand und seine Freiheit wieder erhalten hat. Und so fuhr der Stauffacher sogleich wieder heim nach Schwyz, und Erni von Melchthal und Konrad von Baumgarten aus Alzellen, der sofort auch den Bund beschwor, gingen heimlich nach Unterwalden; dort wirkte der eine über dem Walde, der andere unter dem Walde, und schuf jeder in seinem Lande, so viel er vermochte, und geschah dies alles im Herbst."

Darauf gedenkt Tschudi der Stellung des Adels. „Der Adel von Uri, nämlich die Freiherren von Attinghausen [Attinghußen] sammt den Edelknechten von Silinen, von Seedorf, die Meier von Bürgeln [Burglen] u. a., auch die Edelknechte in Unterwalden, die von Rudenz [Rudentz], von Hunwill, die

Meier von Sarnen und von Stans, von Winkelried [Winkelriet], von Wolfenschießen (ausgenommen allein der Amtmann auf Roßberg, der zu Alzellen erschlagen ward) und andere waren ebenso unzufrieden wegen der Herrschaft und der Tyrannei der Landvögte wie die andern Landleute. Sie waren auch dem König und den Vögten in gleichem Maße verhaßt, weil sie es mit den Landleuten hielten und sich auch nicht der Herrschaft Oesterreichs unterwürfig machen, sondern bei dem römischen Reiche und des Landes Freiheiten als freie Leute bleiben wollten wie ihre Vorfahren. Die Landleute und sie waren ganz eins; wenn einer der Landleute ihnen etwas zu thun pflichtig war, so ward es ihnen richtig geleistet, und an ihren Herrlichkeiten und Rechten nichts gemindert. Sie übten auch auf die Landleute keinen Druck, sondern thaten ihnen viel Gutes, waren ihnen treu und hold. Das verdroß den König und seine Söhne, die Herzöge von Oesterreich, und auch die Landvögte sehr; denn die meinten, sie sollten doch vor andern zu bewegen gewesen sein, sich der österreichischen Herrschaft zu untergeben, wie viele andere Grafen, Herren und Edelknechte in den obern Landen gethan, und sollten lieber einem fürstlichen Helden als den Bauern anhangen und sie zu Mitherren haben. Sie wurden auch von der Herrschaft verschmäht und verachtet, und ihnen vorgeworfen, sie seien ein Bauernadel und gehörten in die Bauernzunft. Auch geschah ihnen viel zum Trotz, also daß Herr Werner, Freiherr von Attinghausen, derzeit Landammann zu Uri, manchmal öffentlich zu den Landleuten sagte, man werde die übermüthige Gewalt nicht lange dulden mögen."

Hierauf wird wieder des in seinem zwanzigsten Jahre stehenden Herzogs Johann gedacht, der, als er einst mit dem

König über Feld ritt, ihn aufgefordert, sein väterlich und mütterlich Erbland oder einen Theil desselben ihm zur Regierung zu übergeben. Er bekam die Antwort: „Vetter, wie seid ihr so begierig zu regieren? Ihr seid dazu noch zu jung!“ Nach diesen Worten ritt er auf einen Strauch zu, brach einen Ast ab, machte ein Kränzchen daraus, und setzte es ihm aufs Haupt, indem er sprach: „Das sollte euch mehr Freude machen als Land und Leute zu regieren.“ „Diese Rede ging dem jungen Herzog sehr zu Herzen“, bemerkt Tschudi, „und es schmerzte ihn, daß der König seine Söhne regieren ließ, sogar über seine Erblande. Weinend klagte er es seinen Räthen, und verlangte, sie sollten geloben, ihm diese Schmach am Könige rächen zu helfen. Dieser König Albrecht war ein harter, hinterhaltiger Mann, und mancher glaubte, er sei bedacht, dem jungen Herzog seine Erblande zu entziehen, diese an seine Kinder, deren er viele hatte, zu bringen, und ihn zu einem Bischof oder Erzbischof zu machen.“

Jetzt erst kommt die Erzählung auf den Bund zurück. „Man tagte manchmal nachts im genannten Rütlin neben dem Mytenstein am Urnersee, wo etwa zwanzig oder dreißig zusammenkamen. Man förderte und betrieb die Angelegenheit auf das ernstlichste; denn man besorgte, daß, wenn man lange säumte, es auskommen würde, ehe man einen gemeinsamen Plan gefaßt habe, was ihnen zum großen Nachtheil gereichen würde. Deshalb ward endlich ein Tag angesetzt, an welchem jeder der drei Eidgenossen neun oder zehn der weisesten und anschlägigsten Männer in das Rütli bringen solle, um endlich zu berathen und zu beschließen, wann man die Sache angreife. Die nächtliche Tagsatzung ward am Mittwoch vor St. Martinstag [der Mittwoch war 1307 der 8. November] gehalten. Nun hätten die von Uri und

Schwyz gern sofort die Sache gefördert; das war aber denen von Unterwalden nicht gelegen wegen der zwei starken Vesten in ihrem Lande, Sarnen und Roßberg; denn sie besorgten, daß diese nicht so rasch zu erobern seien, und wollte man sie durch Belagerung zu gewinnen suchen, so werde es nicht ohne viel Mühe und Kosten geschehn. Auch würde der König vielleicht mit Macht versuchen, sie zu entsetzen [entschütten]: dann müßten sie ihr Land schützen und sich auch vor den Vesten innerhalb des Landes sichern; sollten dann die Vesten nicht erobert und zerstört werden, so würden sie nimmer davor Ruhe haben. Wolle man aber bis zum Neujahrstag des folgenden Jahres 1308 warten, wobei es sich nur um acht Wochen handle, so pflege man zu dieser Zeit die Neujahrsgeschenke nach dem Schlosse Sarnen zu bringen; sie wollten dann diese Burg einnehmen und Anordnung treffen, daß gleichzeitig auch die Veste Roßberg erobert werde. An diesem Tage solle man in allen drei Waldstätten aufstehn und auf einmal und zugleich die tyrannischen Vögte und die Diener der Herrschaft vertreiben. Dieser Anschlag gefiel ihnen allen, und wurde also beschlossen, bei diesem Rathschlage insgeheim zu bleiben und keinen andern, falls nicht eine Hauptnoth eintrete, zu fassen; jedermann solle inzwischen leiden, was zu leiden möglich sei, und sich still halten, daß man keinen Argwohn schöpfe. Auch ward verabredet, alsdann weder den Vögten, noch ihren Reisigen und Knechten und ihrem Hausgesinde an ihrem Leben Schaden zuzufügen, sondern sie mit den Ihren aus dem Land zu schicken, es sei denn, daß einer sich mit Gewalt zur Wehr setzte. Dies that man, damit der König um so weniger zu klagen habe, daß sie die Seinen umgebracht hätten."

Daran schließt sich die Geschichte von Wilhelm Tell. „Darauf, am Sonntag Othmari, am 18. des Wintermonats*), ging ein redlicher, braver Mann von Uri, Wilhelm Tell genannt, der auch insgeheim im Bunde war, zu Altorf einigemal an dem aufgesteckten Hute vorbei, ohne ihm seine Reverenz zu bezeigen, wie der Landvogt Geßler geboten hatte. Dies ward dem Landvogt angezeigt. Am andern Tage, Montags, bescheidet er den Tell zu sich und fragt ihn trotzig, warum er seinen Geboten keinen Gehorsam leiste und dem König, auch ihm, zur Verachtung dem Hute keine Reverenz bezeigt habe. Der Tell gab zur Antwort: ‚Lieber Herr, es ist ohne Absicht und nicht aus Verachtung geschehn. Verzeihen Sie mir! Wär' ich witzig, so hieß' ich nicht der Tell [Einfältige]. Bitte um Gnade; es soll nicht mehr geschehn.' Nun war der Tell ein guter Armbrustschütze, daß man ihn kaum besser fand, und hatte hübsche Kinder, die ihm lieb waren. Nach diesen schickte der Landvogt und sprach: ‚Tell, welches unter den Kindern ist dir das liebste?' Der Tell antwortete: ‚Herr, sie sind mir alle gleich lieb.' Da sprach der Landvogt: ‚Wohlan, Tell! Du bist ein guter, berühmter [verruempter] Schütze, wie ich höre; nun wirst du deine Kunst vor mir bewähren müssen, und einem deiner Kinder einen Apfel von seinem Haupte schießen. Darum hab' ja Acht, daß du den Apfel treffest; denn triffst du ihn nicht im ersten Schusse, so kostet es dich dein Leben.' Der Tell erschrak und bat den Landvogt um Gotteswillen, daß er ihm den Schuß erlasse; denn es sei unnatürlich, daß er auf sein liebes Kind schießen solle; lieber wolle er sterben. Der Landvogt sprach: ‚Das mußt du thun,

*) Der Tag des Abtes Othmar (der 16. November) fiel 1307 auf einen Donnerstag, wonach der Sonntag der 19., nicht der 18. war. Vgl. S. 62 Z. 28 f. 71, 12 f.

oder du und das Kind sterben.' Der Tell sah wohl, daß er es thun müsse, und bat Gott inniglich, daß er ihn und sein liebes Kind behüte. Er nahm seine Armbrust, spannte sie, legte den Pfeil darauf und steckte noch einen hinten in das Koller [Goller]. Der Landvogt legte selbst dem Kinde, das nicht älter als sechs Jahre war, den Apfel auf das Haupt. Also schoß der Tell ihm den Apfel vom Scheitel des Hauptes, ohne es zu verletzen. Da nun der Schuß geschehen war, verwunderte sich der Landvogt ob des meisterhaften Schusses und lobte Tell wegen seiner Kunst. Darauf fragte er ihn, was es bedeute, daß er noch einen Pfeil in das Koller gesteckt habe. Der Tell erschrak und dachte, die Frage bedeute nichts Gutes, doch hätte er gern die Sache glimpflich abgemacht [verantwurt], und er sagte, das sei der Schützen Gewohnheit. Der Landvogt merkte wohl, daß der Tell ihm auswich [entsaß], und er sprach: ‚Tell, nun sage mir getrost [frolich]*), die Wahrheit, und fürchte darum nichts! Du sollst deines Lebens sicher sein; denn die gegebene Antwort nehm' ich nicht an; es wird etwas anderes bedeutet haben.' Da redete Wilhelm Tell: ‚Wohlan, Herr, sintemal Ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich Euch gründlich die Wahrheit sagen, daß mein Endzweck [entliche Meynung] die gewesen, wenn ich mein Kind getroffen hätte, daß ich Euch mit dem andern Pfeil erschossen, und ohne Zweifel Euer wollt' nicht gefehlt haben.' Da der Landvogt dies hörte, sprach er: ‚Nun wohlan, Tell! Ich habe dir dein Leben zugesichert [dich dins Lebens gesichert, was Schiller aufnahm]; das will ich dir halten. Dieweil ich aber deinen bösen Willen gegen mich erkannt, so will ich dich

*) Schiller hat dafür frisch und fröhlich.

führen lassen an einen Ort und allda einsperren [inlegen], daß du weder Sonn' noch Mond nimmermehr sehn sollst, damit ich vor dir sicher sei.' Hiermit hieß er seine Diener ihn gefangen nehmen [fachen] und sofort gebunden nach Flüelen [Flülen] führen. Er fuhr auch mit ihnen und nahm des Tell Schießzeug, Köcher, Pfeil und Armbrust auch mit sich, wollte es für sich behalten. Darauf nun [also] setzte sich der Landvogt sammt den Dienern und dem gebundenen Tell in ein Schiff; er wollte nach Brunnen fahren und darnach den Tell über Land durch Schwyz in sein Schloß nach Küßnacht führen und allda in einem finstern Thurm sein Leben enden lassen; des Tell Schießzeug lag im Schiff auf den Bieten oder Gransen*) beim Steuerruder. Wie sie nun auf den See kamen und hinauffuhren die Strecke bis an den Axen [bis an Axen das Ecke]**), da fügte es Gott, daß ein so grausamer, ungestümer Sturmwind sich erhob, daß sie alle sich gefaßt machten [verwegen hattend] elend [ärmklich] zu ertrinken. Nun war der Tell ein sehr starker Mann und sehr erfahren [kondt vast wol] auf dem Wasser. Da sprach einer der Diener zum Landvogt: ‚Herr, Ihr seht Eure und unsere Noth, und die Lebensgefahr, worin wir uns befinden, und daß die Schiffsmeister erschrocken und des Fahrens nicht wohl kundig [bericht, das Schiller aufnahm]; nun ist der Tell ein starker Mann und kann wohl fahren. Man sollt' ihn jetzt in der Noth brauchen.' Der Landvogt war wegen der Wassernoth gar erschrocken [erkluppft], und sprach zum Tell: ‚Wenn

*) Dem spitzauslaufenden Ende des Schiffes. Bestimmter wird von Schiller hier der hintere Gransen genannt, wie weiter unten von Tschudi selbst.

**) Schiller hat dies mißverstanden, als hieße es „bis an die Ecke beim Axen".

du dich getraust, uns aus dieser Gefahr zu retten, so wollt' ich dich deiner Bande entledigen.' Der Tell gab zur Antwort: ‚Ja, Herr, ich getraue mir uns mit Gottes Hülfe wohl von dannen [hiedannen, auch bei Schiller] zu helfen.' Also ward er frei gemacht [uffgebunden], stellte sich an das Steuerruder und fuhr geschickt [redlich]*) dahin, doch lugte er immer auf das Schießzeug, das zunächst bei ihm lag, und auf eine zum Hinausspringen vortheilhafte Stelle [Vortheil]. Und wie er kam zu einer Platte, die seither den Namen Tellsplatte behalten, und ein Kapellchen [heilig Hüßlein] ist daneben gebaut, däuchte ihm, daß er daselbst wohl hinausspringen und entrinnen möchte. Da schrie er den Knechten zu, daß sie tüchtig ruderten [handlich zugind]**), bis man über diese Platte hinauskäme [für*** dieselb Platten käme], wo sie das Schlimmste überstanden hätten. Und als er zu [nebent] der Platte kam, drückte er den hintern Gransen mit Macht, wie er denn ein starker Mann war, an die Platte, erwischte sein Schießzeug, sprang hinaus auf die Platte, stieß das Schiff mit Gewalt von sich, und ließ sie auf dem See schweben und schwanken. Der Tell aber lief den Berg hinauf nördlich ['s Bergs und Schattens halb] (denn noch war kein Schnee gefallen) über Morsach hinaus durch das Land Schwyz bis auf die Höhe an der Landstraße zwischen Arth [Art] und Küßnacht, wo eine hohle Gasse ist und Gesträuch oberhalb derselben. Darin lag er verborgen; denn er wußte, daß der Landvogt allda vorbeireiten werde nach Küßnacht zu seiner Burg. Der Landvogt und seine Diener kamen mit

*) Schiller, der es irrig nach neuerm Sprachgebrauche verstand, behielt es bei.

**) Schiller irrte hier; er leitete zugind (zogen, ruderten) von zugehn ab.

***) Vor. Schiller faßte es als gegenüber.

großer Noth und Mühe auf dem See bis Brunnen, ritten dann durch das Land Schwyz, und wie sie der genannten hohlen Gasse nahe kamen, hörte er allerlei Anschläge des Landvogts gegen ihn; er aber hatte die Armbrust gespannt und durchschoß den Landvogt mit einem Pfeil, daß er vom Rosse fiel und zur Stunde todt war. Hierauf lief der Tell behend wieder zurück; es war schon spät. Bei anbrechender Nacht zeigte er im Vorbeigehen dem Stauffacher zu Steinen die ganze Sache an, wie sie sich zugetragen hatte, zog nachts vorwärts nach Brunnen, wo er von einem, der auch heimlich im Bunde war, eilends in einem Schiffslein nach Uri gebracht wurde, wo er auch in der Nacht ankam, da zu jener Zeit die Nächte am längsten sind. Er hielt sich verborgen, doch berichtete er sofort dem Walther Fürst und andern Bundsgenossen, daß er den Landvogt erschossen. Dies ward auch den Eidgenossen in Unterwalden rasch heimlich kund gethan. An dem Ort oberhalb der hohlen Gasse, wo Wilhelm Tell den Landvogt erschoß, ist später ein Kapellchen erbaut worden, das noch dasteht. Die Herrschaft that auch damals nichts zur Sache, weil der König derzeit in Niederösterreich war und auf seine Zeit wartete, einen neuen Landvogt zu ernennen."

Hiermit endet das Jahr 1307. „Als der Neujahrstag der Beschneidung Christi unseres Herrn gekommen", fährt Tschudi fort, „hatten die von Unterwalden, die den Bund beschworen, vorab erwogen, wie sie die Vesten Sarnen und Roßberg, die gar stark waren, erobern wollten. Auf der Veste Roßberg, die unter dem Kernwald zwischen Stans und Oedweil auf einem hohen Berge gelegen ist, war eine Dienstmagd, die Buhle eines Gesellen von Stans, der sich auch im Bunde befand. Dieser verabredete mit ihr, er wolle in der Neujahrsnacht zu ihr auf

die Buhlschaft kommen, und sie solle ihn an einem Seile zu einem Fensterloche, das er ihr zeigte, in das Schloß hereinziehen. Die Magd freute sich des Anschlags; denn sie war dem Gesellen hold. Als die Nacht nun gekommen, nahm er heimlich zwanzig Bundsgesellen mit sich; diese stellten sich insgeheim an die Schloßmauer, daß die Magd sie nicht sehn konnte. Die Magd band das Seil an eine Säule im Fenster und ließ es auf den Boden herab. Der Geselle zog sich selbst daran in das Schloß hinauf, ging dann mit der Magd in ihre Kammer, mit ihr zu kosen ein oder zwei Stunden. Mittlerweile kam einer nach dem andern von den Bundesgenossen an dem Seile hinauf, bis sie alle im Schlosse waren. Behend nahmen sie den Amtmann und vier seiner Schloßknechte gefangen sammt dem Hausgesind, hielten sie im Schlosse fest und ließen bis zum Nachmittag keinen Menschen zum Schloßthor hinaus, damit keine Kunde davon ins Land dringe, bis auch die Veste Sarnen erobert wäre. Doch schickten sie, nachdem sie das Schloß genommen hatten, zur Stunde heimlich einen nach Stans, um einigen Bundsgenossen anzuzeigen, daß Roßberg in ihrer Gewalt sei, damit sie dies schnell den Eidgenossen über dem Wald heimlich kund thun möchten. Nun hatte der Landvogt von Landenberg, der im Schlosse Sarnen über dem Wald wohnte, das Volk durch Zwang gewöhnt, daß sie ihm zu Neujahr Geschenke brachten, ein paar Hühner oder einen Kapaun oder einen Hasen oder eine Ziege oder ein Lamm oder ein Kalb oder etwas anders, wie es einer hatte; dieses mußten sie aufs Schloß tragen. Also hatten an fünfzig von denen, die im Bunde waren, einen Anschlag gemacht, daß ihrer dreißig wohlbewaffnet vor Tagesanbruch unterhalb der Mühle im Erlenwald sich versteckten; die andern sollten sich

Stecken verschaffen und sie zurichten, daß eine Eisenspitze daran ginge; jeder sollte eine solche Eisenspitze auf der Brust tragen und die Neujahrsgeschenke ins Schloß bringen; denn man ließ dort keine Waffe hereinkommen. Wenn sie aber alle drinnen wären, sollte einer vorn auf dem Hügel ein Horn blasen, sodann die zwanzig die Eisenspitzen schnell an die Stäbe stecken und mit Gewalt das Thor offen zu halten suchen, die im Erlenwalde aber, sobald sie das Horn hörten, eilends zum Burgthor den Ihrigen zu Hülfe laufen. Als nun die zwanzig mit ihren Geschenken zur Burg kamen, ging der Landvogt mit zwei Leuten zur Kirche; denn es war morgens um die Zeit des Kirchganges. Als er sah, daß alle unbewaffnet waren, entsetzte er sich nicht vor ihnen; die Geschenke freuten ihn, er hieß sie ins Schloß tragen, und begab sich zur Kirche. Bald darauf ward das Horn geblasen und das Schloß auf die angegebene Art erobert, die Schloßknechte und alles Hausgesinde gefangen genommen, aller Hausrath herausgeschafft, und die Burg bis auf den Grund geschleift. Gleichergestalt ward auch Roßberg zerstört. Als der Landvogt mit seinen Dienern in der Kirche dies vernahm, wollten sie über die Berge fliehen: da aber der Schnee sie hinderte, flohen sie auf dem Gebirge über Alpnach nach Luzern hinab. Man sah sie wohl, ließ sie aber, wie verabredet, ungefährdet hinziehen. Auch die gefangenen Schloßknechte und das Hausgesinde von Sarnen und Roßberg ließ man ruhig hinziehen und ihnen das Ihre nachfolgen; man that ihnen kein Leid weder an Leben noch an Gut, nur daß sie aus dem Lande mußten. Sobald dieses geschehen war, schworen alle Landleute, edel und unedel, jung und alt, über und unter dem Kernwald zusammen, wider die tyrannischen Herrschaften einander zu helfen und zu rathen.

Zu derselben Zeit befreiten auch die von Uri ihr Land und zerstörten die angefangenen Veste, die der Wütherich Geßler Zwing Uri unter die Stege genannt haben wollte, und schwor männiglich zusammen, Edle und Unedle einander zu helfen und zu schirmen. In gleicher Weise ging es auch zu Schwyz; dort zerstörten Werner von Stauffacher und seine Bundsleute die Burg Lowerz [Lowers] im lowerzer [Lower-]See. Sie war nicht befestigt und auch nicht besetzt; denn sie war verfallen [abgende]; man hatte sie nur als Gefängniß für Verbrecher gebraucht, die in peinlicher Untersuchung sich befanden und auf Tod und Leben angeklagt waren. Man schwor allda zusammen. Das geschah alles an einem Tage, am Neujahrstage 1308, einem Montage, wie man vorher festgesetzt hatte. Den folgenden Sonntag schickte jedes Land an die andern seine ehrbaren Boten, und schworen sie zusammen einen Bund auf zehn Jahre, einander zu helfen und zu schirmen, mit allen den Punkten, wie anfangs Walther Fürst von Uri, Werner Stauffacher von Schwyz und Arnold von Melchthal von Unterwalden geschworen hatten."

Endlich kommt Tschudi auf König Albrechts Verhalten und sein gewaltsames Ende. „Der römische König Albrecht war derzeit nicht im Lande; als er aber nachher wieder ins Land kam und vernahm, wie die drei Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden seine Landvögte und die Diener vertrieben und seine Schlösser, über die er geherrscht hatte, zerstört, dachte er dies mit einem gewaltigen Heerzuge an ihnen zu rächen. Wie nun der König Albrecht zu Baden in Aargau war, auch Ritter und Knechte täglich von und zu ihm gingen, kam am 28. April ein dem Könige wohlbekannter Ritter zu Fuß zu ihm. Der König fragte ihn, was er Neues bringe. Der Ritter sprach:

‚Herr, nichts anders als daß mir, da ich hierher reiten wollte, ein Schwarm Horniſſe begegnete und ſo ſtark mich ſtach, daß ich vom Roſſe ſteigen, ihm den Sattel abnehmen und mir aufs Haupt legen mußte, mich zu ſchirmen. Mit genauer Noth bin ich ihnen entwichen, der ganze Schwarm aber machte ſich an mein Roß, ſtach und peinigte es, bis es todt auf dem Felde liegen blieb. So habe ich den weitern Weg zu Fuß machen müſſen.' Der König verwunderte ſich darüber gewaltig und ſprach: ‚Das iſt etwas Unerhörtes und bedeutet nichts Gutes.'"*)

Nachdem Tſchudi dann der Furcht des jungen Herzogs Johann gedacht, König Albrecht, der bisher alle ſeine Vorſtellungen, ihm ſeine Erblande zu übergeben, abgewieſen, wolle dieſe ſeinen Söhnen zuwenden, fährt er fort: „Alſo wandte er ſich am erwähnten Maiabend**) wieder an den König: er möge ihm ſein väterlich und mütterlich Erbe an Land und Leuten, das ihm gehöre, zuſtellen; er begehre fürderhin ſelbſt zu regieren. Der König gab ihm zur Antwort: ‚Es kommt dazu wohl die Zeit', und ertheilte ihm keinen andern Beſcheid. Dieſe Rede und hochmüthige Antwort that dem Herzog Johann wehe, und er klagte es weinend ſeinen Räthen, Rudolf Freiherrn von Wart, Walther Freiherrn von Eſchenbach, Rudolf Freiherrn von Palm, Konrad Ritter von Tegerfelden, und etlichen Vertrauten, und erinnerte ſie an ihre Eide, die ſie ihm geleiſtet, daß ſie ihm nun-

*) Von wo der Ritter gekommen, wird nicht geſagt, wonach Bellermanns Vermuthung, der Name des nordweſtlich von Baden zwiſchen Brugg und Säkkingen gelegenen Ortes Hornuſſen hänge mit dieſer Sage zuſammen, äußerſt gewagt ſcheint.

**) Oben (S. 71, Z. 3 v. u.) war der 28. April genannt; hier iſt der 30., der Vorabend des erſten Mai, des Maitages, gemeint.

mehr behülflich seien, wie sie ihm im vorigen Jahre versprochen; denn er wolle sich am Könige bei nächster Gelegenheit rächen. Des andern Morgens am Maitag, auf Philippi und Jakobi, ritt der König aus Baden, um sein Ehegemahl, die Königin Elsbeth, die er zu Rheinfelden gelassen hatte, zu besuchen und dann sein Heer, das noch vor Fürstenstein lag, zu mustern. Als er zu Windisch an die Fähre kam, hatten sich Herzog Johann von Oesterreich, sein Vetter, und die vier Erwähnten, Wart, Eschibach*), Palm und Tegerfelden, mit Fleiß zusammengehalten, daß sie zuerst mit dem Könige über das Wasser der Reuß fuhren; alles andere Gesinde kam langsam nach. Und wie der König durch das Saatfeld zwischen Windisch und Brugg**) ritt und mit Herrn Ritter Walther von Casteln sprach und sich nichts Arges versah, ward er von seinem Vetter Herzog Johann und seinen Helfershelfern angerannt. Herzog Johann stach den König in die Gurgel und sprach: ‚Du Hund, jetzt will ich dir die Schmach lohnen, die du mir erwiesen, und sehn, ob mir mein väterlich Erbe zu Theil werden möge.' Herr Walther von Eschenbach zerspaltete dem Könige das Haupt, und Herr Rudolf von Palm stach sein Schwert durch den König. Der Ritter von Casteln erschrak ob der unversehenen That und floh nach Brugg. Also kam der König seines großen Geizes und seiner Kargheit wegen ums Leben, daß er auf seinem erblichen Eigenthum im Gebiete seines Erbstamms und Namens, in der Grafschaft Habsburg, in und auf dem Seinen von den Seinen erschlagen ward. Und es war von ungefähr, als die That geschah, eine arme ge-

*) So nennt ihn Tschudi nur hier.

**) Brugk bei Tschudi und Müller. Schiller bedient sich der bei Fäsi gefundenen Form Bruck.

meine Dirne zugegen; diese nahm den König, als er vom Rosse fiel, in ihre Arme auf, und er verschied in ihrem Schooß. Wie nun Herzog Johann und die Herren, seine Helfershelfer, die That vollbracht hatten, flohen sie alle davon, ein jeder wohin er mochte. . . . Herzog Johann ritt auf verborgenen Wegen durch das zuger Gebiet und kam nachts heimlich in das Kloster Einsiedeln, wo ihn niemand kannte, und blieb etliche Tage allda verborgen. . . . Als König Albrecht erschlagen war, gab es allenthalben arge Unruhe [ein wilden Rumor]; es erschrak das ganze Land, man fürchtete großen Streit [Unfrid], und doch blieb das Land mehr in Frieden, als man gemeint hatte, und fast besser als zuvor. Doch als nachher des Königs Söhne vom folgenden König Heinrich ein Urtheil wider die Thäter und alle, die ihnen Aufenthalt [Unterhalt] gegeben, erlangt hatten, mußten viele Unschuldige hart büßen, und alle Freunde, Schwäger und Gönner der Thäter, die nichts von der Sache wußten und nicht Hülfe, nicht Rath und That noch Aufenthalt gegeben, kamen um Leib und Gut; denn des Königs Albrecht Söhne verfuhren tyrannisch gegen sie, und besonders wüthete seine Tochter Agnes, des Königs Andreas von Ungarn hinterlassene Wittwe, mehr als unmenschlich, und wie es keiner Frau ansteht [anderst dann einem Wibs-Bild gebürt]. Sobald die Kunde von des Königs Tod im Land erscholl, wurden die Städte und Vesten in allen Landen befestigt, die Thore allenthalben nachts wohl verschlossen und mit Söldnern besetzt. Die Thore derer von Zürich hatten dreißig Jahre offen gestanden, so daß sie weder bei Tag noch bei Nacht verschlossen worden waren, obgleich sie inzwischen Feinde gehabt hatten; jetzt aber ließen sie diese schließen, damit niemand von denen, die Schuld an der

Ermordung trugen, in ihre Stadt fliehe, und man mußte davon den Schutt fortbringen und fegen [denn Härd davon rumen und schoren]. Da nun die Königin Elsbeth ihres Gemahls des Königs Tod vernahm, ließ sie sofort an alle Städte und Flecken schreiben, daß man auf die Thäter Acht haben und sie gefangen nehmen solle, wo man sie betreten möchte, unter Androhung der höchsten Strafen an Leib und Leben. Obgleich der selige König Albrecht den drei Landen Uri, Schwyz und Unterwalden stark gedroht hatte und sie bekriegen wollte, unterblieb doch der Krieg, und man fing an, ihnen gute Worte zu geben; denn man besorgte, sie würden sich des Herzogs Johann und der Thäter annehmen und sie zu schirmen suchen, auch sich selbst an der Herrschaft rächen. Man gab ihnen wieder guten Kauf, und die Königin schickte ihnen eine ansehnliche Botschaft, beklagte die Mordthat, die Herzog Johann und seine Helfershelfer an ihrem Ehegemahl dem König begangen, und bat sie, den Thätern keinen Schutz und Aufenthalt geben, und ihr behülflich sein zu wollen, daß dieser Mord an den Todtschlägern gerochen werde; das sollte ihnen von der Königin und ihren Söhnen nimmer vergessen werden. Die Vertreter der Waldstätte gaben einhellig die Antwort: wiewohl sie jetzt Gelegenheit hätten, sich wegen der großen Tyrannei und Schmach zu rächen, die sie vom König erlitten, der ihnen ihre Freiheit nicht bestätigt, sondern diese zu entziehen und sie in eine dienstliche Unterthänigkeit durch seine Amtleute zu bringen gesucht, seien sie doch nicht so rachgierig, wie man es um sie wohl verdient hätte: aber des Königs Tod rächen zu helfen, von dem ihnen nie etwas Gutes geschehen sei, und die Todtschläger, die ihnen nichts zu Leid gethan, zu verfolgen, wolle ihnen nicht gebühren. Herzog Johann und die Thäter

wandten sich auch um Hülfe und Beistand an die Waldstätte; aber sie schlugen diese ihnen ab, da sie sich nicht mit diesem Handel belasten wollten."

Auf den ersten Blick erkennt man, daß der Stoff, wie ihn Schiller bei Tschudi vorfand, sich eher zu einer weit sich ergehenden epischen als zu einer knapp sich zusammenhaltenden, an einen Haupthelden sich anschließenden dramatischen Darstellung eignet. Als episches Gedicht hatte Goethe die Sage zu behandeln sich vorgesetzt. Auf seiner dritten Schweizerreise schrieb er schon am 14. Oktober 1797 von Stäfa aus, wo er bei seinem Freunde dem Maler H. Meyer weilte, nach Jena an Schiller, es habe sich bei ihm zwischen vielen prosaischen Stoffen auch ein poetischer hervorgethan, der ihm viel Zutrauen einflöße. „Ich bin fast überzeugt, daß die Fabel*) vom Tell sich werde episch behandeln lassen, und es würde dabei, wenn es mir, wie ich vorhabe, gelingt, der sonderbare Fall eintreten, daß das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangte, anstatt daß man sonst, um etwas zu leisten, die Geschichte zur Fabel machen muß. Doch darüber künftig mehr. Das beschränkte, höchst bedeutende Lokal, worauf die Begebenheit spielt, habe ich mir wieder recht genau vergegenwärtigt, sowie ich die Charaktere, Sitten und Gebräuche der Menschen in diesen Gegenden, so gut als in der kurzen Zeit möglich, beobachtet habe, und es kommt nun auf gut

*) Hier von der Sage als Stoff der Dichtung, ohne Hindeutung auf den fabelhaften Inhalt (Goethe hielt sie für geschichtlich), wie gleich darauf Märchen, mit Rücksicht auf das Wunderbare der Begebenheit. So schreibt Goethe in Bezug auf die in die Halsbandgeschichte verwickelte d'Oliva den 13. April 1786 an Frau von Stein: „Alle Märchen, sobald sie erzählt sind, haben den Reiz nicht mehr, als wenn man sie nur dunkel und halb weiß." Dieser früher sehr gangbare Gebrauch von Fabel war beiden Dichtern geläufig.

Glück an, ob aus diesem Unternehmen etwas werden kann." Auf der Reise in die kleinen Kantone, von welcher er am 8. mit Meyer nach Stäfa zurückgekehrt war, hatte sich der großartige See so tief seiner Seele eingedrückt, daß es ihn drängte, denselben dichterisch zu beleben. Schon am 9. begann er in Tschudi die Geschichte des Tell zu lesen, über deren epische Behandlung er sich mit Meyer besprach. Tags darauf ward weiter darin gelesen, auch der in der Schweiz überall begegnenden Abbildungen Tells mit seinem Knaben gedacht. Am 18., drei Tage vor seiner Abreise aus Stäfa, nahm er Tschudi wieder vor. Schiller antwortete am 30: „Die Idee von dem Wilhelm Tell ist sehr glücklich, und, genau überlegt, könnten Sie nach dem Meister und nach dem Hermann nur einen solchen, völlig lokal-charakteristischen Stoff mit der gehörigen Originalität Ihres Geistes und der Frischheit der Stimmung behandeln. Das Interesse, welches aus einer streng umschriebenen, charakteristischen Lokalität und einer gewissen historischen Gebundenheit entspringt, ist vielleicht das einzige, was Sie sich durch jene beiden vorhergegangenen Werke nicht weggenommen haben. Diese zwei Werke sind auch dem Stoff nach ästhetisch frei, und so gebunden auch in beiden das Lokal aussieht und ist, so ist es doch ein rein poetischer Boden und repräsentirt eine ganze Welt. Bei dem Tell wird ein ganz anderer Fall sein: aus der bedeutenden Enge des gegebenen Stoffes wird da alles geistreiche Leben hervorgehn. Es wird darin liegen, daß man durch die Macht des Poeten recht sehr beschränkt und in dieser Beschränkung innig und intensiv gerührt und beschäftigt wird. Zugleich öffnet sich aus diesem schönen Stoffe wieder*) ein Blick in eine gewisse

*) Wie auch im Hermann, und wie es das Epos überhaupt fordert.

Weite des Menschengeschlechts, wie zwischen hohen Bergen eine Durchsicht in freie Fernen sich aufthut.“ Bei Goethes nach der Rückkehr mit Schiller gepflogenen Betrachtungen über den Unterschied zwischen epischer und dramatischer Behandlung schwebte ihm Tell im Sinne, zu dessen Ausführung er nur auf eine höhere und reinere Stimmung hoffte. Als er Mitte März 1798 auf einige Zeit nach Jena kam, hatte sich neben dem Plan zum Tell der eines homerischen Gedichtes, einer Achilleïs, in seinem Geiste gebildet; beide legte er Schiller vor, der sie mit großem Beifall aufnahm.

Die Grundzüge des Planes seines Tell, wie er ihn Schiller vortrug, hat Goethe ein Vierteljahrhundert später in seinen Tag- und Jahresheften unter dem Jahre 1804 angegeben. „Ich hatte vor in dem Tell eine Art von Demos*) darzustellen, und bildete ihn deshalb als einen kolossal kräftigen Lastträger, die rohen Thierfelle und sonstigen Waaren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt**), und, ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend, und die unmittelbarsten persönlichen Uebel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reichen und höhern Landsleuten bekannt, und harmlos

*) Ein Bild eines Mannes aus dem Volke. Aristophanes hatte in den Rittern das athenische Volk (Demos) als Person auftreten lassen. Ein Gemälde des athenischen Demos, das alle Eigenschaften desselben ausdrücken sollte, hatte Platos Zeitgenosse Parrhasius gemalt.

**) Schon auf seiner zweiten Schweizerreise (1779) hatte er von seinen Führern vernommen, daß diese den ganzen Winter Ziegenfelle aus dem Wallis über die Furka nach dem Gotthard tragen. Von solchen Lastträgern hatte er später einzelne gesehen, und in seinen Wanderjahren ist darnach und nach spätern Berichten Meyers sein St. Christof gebildet.

übrigens auch unter den fremden Bedrängern. Diese seine Stellung erleichterte mir eine allgemeine in Handlung gesetzte Exposition, wodurch der eigentliche Zustand des Augenblicks anschaulich ward. Mein Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen oder Schaden zur Folge haben kann. Man sieht aus beiden Schilderungen, daß die Anlage meines Gedichtes von beiden Seiten etwas Läßliches hatte, und einen gemessenen Gang erlaubte, welcher dem epischen Gedichte so wohl ansteht. Die ältern Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehen verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gährung, Bewegung und endlichem Ausbruch treiben, indeß jene beiden Figuren persönlich gegeneinander zu stehn und unmittelbar aufeinander zu wirken hatten.“ Gegen Riemer äußerte Goethe im Januar 1806, Tell und der Landvogt sollten in einem heitern Charakter erscheinen, der erstere gut und unbesonnen, der andere wenigstens gegen die Weiber freundlich und zuthulich sein, auch der Apfelschuß nicht so barsch und eilig erfolgen. Aehnlich wie in den Tag- und Jahresheften sprach er sich gegen Eckermann aus. Tell, überall gekannt und geliebt, überall hülfreich, treibe in den Kantonen sein Gewerbe, für Weib und Kind besorgt, unbekümmert, wer Herr oder Knecht sei. Geßler sollte ein Tyrann von der behaglichen Sorte sein, der gelegentlich Gutes und Schlechtes thue, wenn es ihm Spaß mache; übrigens seien ihm das Volk und dessen Wohl und Wehe so völlig gleichgültige Dinge, als ob sie gar nicht be-

ständen. Dagegen habe er das Höhere und Bessere der menschlichen Natur, die Liebe zum heimatlichen Boden, das Gefühl der Freiheit und Sicherheit unter dem Schutze vaterländischer Gesetze, das Gefühl der Schmach, sich von einem fremden Wüstling unterjocht und gelegentlich mißhandelt zu sehn, endlich die zum Entschluß reifende Willenskraft, ein so verhaßtes Joch abzuwerfen, den bekannten edlen Männern, Walther Fürst, Stauffacher, Winkelried*) u. a. zugetheilt; diese seien seine eigentlichen Helden, seine mit Bewußtsein handelnden höhern Kräfte gewesen, Tell und Geßler, wenn sie auch gelegentlich handelnd auftreten, im ganzen mehr Figuren passiver Natur. Hiernach sollte Tell als reiner Naturmensch erscheinen, in der Weise, wie ihn nur die Schweiz erzeugen konnte; als eigenthümlichen Zug hatte er ihm die überlieferte Unbesonnenheit gegeben, die ihn auch das Gebot des Landvogts, mit welchem er auf gutem Fuße steht, übertreten läßt, da er nicht glauben kann, dies sei ernstlich gemeint. Der an seinem eigenen Leibe erfahrene gewaltsame Mißbrauch der Gewalt, die Verletzung der heiligsten Rechte der Natur, entflammen Tells Seele zu glühendstem Hasse, den er nur im Blute des Tyrannen kühlen kann; in der Unmöglichkeit, sich Mann gegen Mann zu rächen, da er, so lange Geßler lebt, sich nicht offen zeigen darf, schießt er ihn nieder, wie ein wildes Thier, das ihn angefallen hat. Durch die einen geheimen Bund gegen die Tyrannen schließenden Schweizer bewegt er sich, ohne weitern als rein menschlichen Antheil zu zeigen; auch nehmen diese seine Betheiligung nicht in Anspruch. Das Gedicht sollte wohl in

*) Die wirkliche Sage schwebte Goethe damals nur dunkel vor, so daß er dem Melchthal den bei Tschudi weniger als bei Schiller hervortretenden Winkelried unterschob, wenn anders nicht Eckermann die Verwechslung verschuldet.

Stauffachers Hause zu Steinen beginnen, wo wir in dessen Unterredung mit seiner Gattin von dem bereits mit Walther Fürst und Arnold Melchthal geschlossenen Bunde hören. Tell tritt von einer seiner Wanderungen bei Stauffacher ein und berichtet, wo er gewesen und was er gesehen, auch, auf Befragen, über die Zustände in Uri. Vielleicht sollte Stauffacher ihm Aufträge an Walther Fürst geben. Tell wanderte dann am frühen Morgen nach Brunnen, fuhr von dort nach Flüelen, wobei der Dichter die schönste Gelegenheit erhielt, den im lieblichen Glanze der Morgensonne sich spiegelnden See und alle nähern Oertlichkeiten und Aussichten zu schildern, die wir später im wilden Sturme wiedersehn sollen.*) Nachdem er bei Walther Fürst, den Goethe sich nicht als Tells Schwiegervater dachte, seinen Auftrag ausgerichtet, geht er ohne Gruß an dem Hute vorüber, und kehrt unbesorgt nach Bürgeln zurück. Hier war Veranlassung gegeben Tells häusliches Leben zu schildern. Darauf sollte wohl die Versammlung auf dem Rütli oder, wie Goethe schrieb, Grütli, dargestellt werden. Andern Morgens wandert Tell mit seinem Knaben zum Armbrustschießen; auf dem Wege bei Altorf be-

*) Goethe erzählte Eckermann', er habe in seinem Tell den Vierwaldstättensee bald „im ruhigen Mondschein, erleuchtete Nebel in den Tiefen der Gebirge“, bald „im Glanz der lieblichsten Morgensonne, ein Jauchzen und Leben in Wald und Wiesen“, bald in einem Gewittersturm dargestellt, der sich aus den Schluchten auf den See geworfen; auch an heimlichen Zusammenkünften auf Brücken und Stegen habe es nicht gefehlt. Seine Bemerkung, die prächtige Beschreibung des Sonnenaufgangs in den Stanzen [vielmehr Terzinen] am Anfange des zweiten Theiles des Faust sei alles, was er sich „aus dem Golde seiner Telllokalitäten gemünzt“, kann nicht beweisen, daß diese bereits 1798 gedichtet sei, wogegen schon das Versmaß spricht. Vgl. meine Schrift Zur Goetheforschung (1891) S. 261 f. 266.

gegnet ihm der nach Küßnacht zurückkehrende Geßler, dem Tells Uebertreten seines Gebotes gemeldet worden. Nach einigen Fragen über den Weg, wohin er gehe, seine Kinder und seine Schießkunst, wobei der Knabe wohl die Bemerkung machte, die Schiller später auf Goethes Mahnung einfügte (vgl. S. 25 f.), kam Geßler auf die Verletzung seines Gebotes, und er befahl ihm den Apfelschuß. Tells Erklärung, das Gebot habe ihm gar zu närrisch geschienen, erbittert Geßler; er könne froh sein, daß er so leicht davon komme, und solle sich in Zukunft hüten. Den Schuß müsse er sofort auf der Stelle thun, wo das Verbrechen geschehn. So kehrt denn Geßler mit ihm nach Altorf zurück. Trotzig und kühn, nicht bang und verzagt, vollzieht Tell den Befehl des herzlosen Tyrannen. Im weitern konnte Goethe meist Tschudi folgen. Nach der That eilte Tell zu Stauffacher, den er als geschworenen Feind der Unterdrücker kennt. Hier vernimmt er vom Bunde, der in der vorigen Nacht auf dem Rütli getagt hat; man beschließt, den dort, wenn keine Noth eintrete, auf spätere Zeit verlegten Ausbruch zu beschleunigen. Tell, der schlichte Bote, ist jetzt, wo er die grausam höhnende Unterdrückung an sich erfahren, zum begeisterten Freunde der Freiheit und des Vaterlandes geworden. Das Volk steht in allen drei Landen auf, zerstört Sarnen und Roßberg, da Landenberg gleich auf die Kunde von Geßlers Tod und der Erbitterung des in Waffen erstandenen Landes geflohen ist, reißt Zwing-Uri nieder und feiert Tell als seinen Befreier. Leider gelangte Goethe nicht zur Ausführung des so glücklich entworfenen Gedichtes. Am 30. Juni 1798 hatte er die ersten Gesänge desselben schon näher motivirt, wobei ihm klar geworden, wie das Gedicht in Absicht auf Ton und Behandlung sich ganz von Hermann

unterscheiden könne. Aber die dichterische Stimmung wurde bald durch vielseitige andere Thätigkeit verscheucht, und so ließ er die Dichtung liegen, die, wie er den 21. Juli an Schiller schrieb, wenn man ihn auf ein Bergschloß sperre, bis Michaeli fertig sein sollte. Wahrscheinlich hatte der Stoff durch seine gar zu lebhafte Vergegenwärtigung und Ausführung in Gedanken und auch durch die vielfache Besprechung mit Schiller seinen vollen Reiz verloren, da nur solche dichterische Gebilde Goethe andauernd zu fesseln und zur Vollendung zu treiben vermochten, die er nicht andern mitgetheilt und dadurch sich selbst gleichsam entfremdet, das heilige Geheimniß dichterischen Schaffens entweiht hatte.*) Im folgenden Jahre ging er an die Achilleis, aber auch ihre Ausführung gelangte nicht über den ersten Gesang hinaus. Nach Schillers Tode kam er auf den Plan seines epischen Tell zurück, der ihm neben dem dramatischen noch eine Stelle zu haben schien; das Episch-ruhig-grandiose stehe ihm nach Schillers dramatischer Darstellung noch immer zu Gebote und die sämmtlichen Motive nähmen, auch wo sie sich berührten, eine durchaus andere Gestalt an. Aber manches andere zog ihn lebhafter an, auch war ihm der Gegenstand zu fern gerückt, ja in den traurigen politischen Zeiten, wo Dolche das Leben des Welteroberers bedrohten, widerwärtig geworden; erst im großen Maskenzuge vom Dezember 1818 mußte er unter den Dramen Schillers auch dessen Tell aufführen, was er mit wohlthuendem Antheil zu thun vermochte. In Weimar selbst wurde das Schau-

) Daß Schiller Goethe veranlaßt habe, sich über das Gedicht auszusprechen, damit er dadurch das Interesse daran verliere und es fallen lasse, ihm selbst zur guten Beute, ist eine der Unwürdigkeiten, womit der sonst besonnene Riemer (Mittheilungen über Goethe II, 413) Schillers Verhältniß zu Goethe entstellt hat.

ſpiel je zweimal 1805, 1808 und 1809*), einmal 1810 und 1811, nicht in den Jahren 1806, 1807, 1812—1814 aufgeführt, doch gaben es die weimarer Schauſpieler in Lauchſtädt und Halle auch 1806, 1808, 1810—1812 und 1814. Erſt im Dezember 1815 (am 3. und 9.) ſah man es in Weimar wieder, dann zuletzt unter Goethes ein Jahr ſpäter ihm genommener Theaterleitung am 17. Februar 1816.

*) Am 29. November 1809 ſchrieb der Theaterkommiſſar Kirms an Böttiger von der auf den 30. Dezember beſtimmten Vorſtellung: „Der letzte Akt bleibt weg, auch wird ſo viel geſtrichen, daß die Vorſtellung halb 9 [in drittehalb Stunden] geendigt ſein kann."

III. Gestaltung des Stoffes und Ausführung.

Daß der Stoff des Tell mehr eine epische als eine dramatische Behandlung begünstige, konnte auch Schiller um so weniger entgehn, als er den von Goethe so glücklich entworfenen epischen Plan kannte. Wenn er trotzdem an der dramatischen Behandlung festhielt, so geschah es, weil er sowohl die eigentliche Geschichte des Tell wie die Befreiung der Urkantone der Schweiz für ausnehmend wirksam auf der Bühne hielt. Der schlimmste Punkt war, daß die Tellfabel in den ihm zur dichterischen Gestaltung vorliegenden Fassungen so wenig in die Befreiung verflochten ist, daß sie geradezu aus ihr herausfällt, und deutlich zu erkennen gibt, wie sie als ganz fremdartiges, sagenhaftes Glied einer geschichtlichen Begebenheit einverleibt worden; denn daß der ganze Apfelschuß, und was mit ihm zusammenhängt, auf uralter germanischer Sage beruht, die man auf einen Schweizer übertrug, kann heute nicht mehr bezweifelt werden.*) In Tschudis

*) Müller hatte in Note 224 zu I, 18 mit G. E. von Haller u. a. im Gegensatze zu den wider die geschichtliche Wahrheit der Tellsage vorgebrachten Bedenken erklärt, Tell habe wirklich 1307 gelebt und an den Orten, wo Gott für das Glück seiner Thaten gedankt werde, solche Unternehmungen wider die Unterdrücker der Waldstätte gethan, durch die dem Vaterland Vortheil erwachsen. Er stützte sich besonders auf das Zeugniß der 114 Personen, welche 1388 auf

Chronik heißt es zwar gelegentlich, Tell habe auch vom Bunde gehört, und er zeigt Geßlers Ermordung den Bundsgenossen an, aber zwischen der Ermordung Tells und der Ueberrumpelung von Roßberg findet keine Verbindung statt; letztere fällt mehr als einen Monat später. Noch bei Müller, dessen Befangenheit,

---

der Landsgemeinde von Uri sich Tells noch erinnerten, obgleich schon der berner Pfarrer Freudenberger in seiner 1760 durch Henkershand verbrannten Schrift Guillaume Tell, Fable Danoise die entschiedene Bedenklichkeit dieses Zeugnisses erwiesen hatte. Gegen Müllers vaterländische Leichtgläubigkeit hat sich die neuere Wissenschaft erhoben. Vgl. Ideler „die Sage von dem Schuß des Tell" (1834), Häuser „die Sage von Tell, aufs neue kritisch untersucht" (1840), Kopp in den „Geschichtsblättern aus der Schweiz" und in seiner „historischen Zeitschrift (bis 1854), Fiala in Sybels „historischer Zeitschrift" (1854), Huber „die Waldstette Uri, Schwyz und Unterwalden, mit einem Anhange über die Geschichte des Wilhelm Tell" (1861), Vischer „die Sage von der Befreiung der Waldstätte" (1867), Rilliet „les origines de la confédération Suisse" (1868), übersetzt und mit einem Nachwort begleitet von Brunner, K. Meyer „die Tellsage" in Bartschs „germanistischen Studien" I, 159—170, Rochholz „Tell und Geßler in Sage und Geschichte" und „die aargauer Geßler in Urkunden von 1250 bis 1513" (1877), augsburger allgemeine Zeitung 1877, Beilage, 199—204. 319 f. Freilich wollte von Liebenau „die Tellsage zu dem Jahre 1230" (1864) die Persönlichkeit Tells wieder aufrecht halten, aber seine Rückversetzung der Geschichte um fast achtzig Jahre beraubt die Ueberlieferung geradezu aller Stützpunkte. Ein Geßler ist nie Landvogt in Uri und Schwyz gewesen, nie einer dieses Geschlechts der Rache seines Uebermuthes erlegen; nie haben die Geßler Unrecht an der Schweiz verübt. Von Tell wissen die gleichzeitigen Chronikschreiber nichts, erst hundertfünfzig Jahre nach der Zeit, in welche man den Apfelschuß und Geßlers Ermordung setzt, hören wir von ihm. In der sogenannten „kleinen Chronik des weißen Buches", wahrscheinlich von Schälly, der 1445—1480 Landschreiber zu Obwalden war (herausgegeben von G. von Meyer und G. von Wyß), kommt zuerst der Sagenheld vor. Er heißt Thäll, Thall, Tall, und schon hier findet sich seine Antwort an Geßler: „Wäre ich witzig, so hieße ich anders und nicht der Tall." Die ganze Geschichte vom Apfelschusse, Tells Gefangennahme und Errettung mit der Ermordung Geßlers werden hier erzählt, ebenso die Gründung des Rütlibundes

Sorglosigkeit und Willkür in der Geschichte seines Vaterlandes sich jetzt immer mehr zeigen, hat die Ermordung Geßlers keinen weitern Einfluß, als daß sie dem „gemeinen Mann höhern Muth gab“; die Verschworenen hielten sich um so mehr still, als man besorgte, „die Gewalt Landenbergs und aller Burgvögte möchte

---

und die Zerstörung der Burgen. Von dem um 1440 gestorbenen aargauischen Ritter Hermann Geßler von Brunegg wird berichtet: er habe das von ihm wieder aufgebaute Burggefäß Landenberg mit der ganzen Grafschaft Grüningen an die Stadt Zürich verpfändet, darüber sei er mit seinem Lehnsherrn, dem Herzog Friedrich IV. von Tirol, zerfallen und habe im Zorne dessen Diener Schlatter von Zürich auspfänden und blenden lassen. Schälly hat diesen, um ihn in die Tellsage einzufügen, mehr als ein Jahrhundert vorgerückt, und aus dem einen Burgvogt Geßler auf Landenberg zwei Burgvögte Geßler und Landenberg gemacht, von denen der eine an Tell seinen Uebermuth üben, der andere das, was Geßler selbst an seinem Diener vom Herzog von Tirol erlitten hatte, an Melchthal verbrechen muß. Und auf Schälly allein beruht die ganze Sage von dem tyrannischen Landvogt Geßler in Uri und Schwyz. Das Volkslied vom Ursprung der Eidgenossenschaft, das in seiner jetzigen Fassung dem Jahre 1477 angehört, gründet sich auf ein älteres, aus dem die Darstellung von Tells Geschichte genommen ist. Der Apfelschuß des Tell, dessen Veranlassung ganz übergangen ist, und die angedeutete Ermordung Geßlers werden dort als Anfang der Eidgenossenschaft ganz unbestimmt auf eine Weise bezeichnet, aus der sich ergibt, daß es ein auf die geschichtliche Sage gepfropftes Märchen ist. Liliencron hat es in seiner Sammlung geschichtlicher Volkslieder trefflich behandelt. Die geschichtlichen, von der Sage ausgeschmückten Ereignisse der Befreiung fallen, wie Vischer nachgewiesen hat, um das Jahr 1247. Das Märchen von Tell ist eine germanische Ursage, die wir, anders gewendet, in der uralten dänischen Geschichte finden. Der Name (altdeutsch Tallo, Tello) bedeutet geschmückt, gerüstet, und ist, wie der des Schützen Eigil, ein Beiname des Sonnengottes. Vgl. Simrocks deutsche Mythologie § 82. Selbst unser Strahl heißt ursprünglich Pfeil. Die Ermordung des wilden Gegners deutet wohl auf die Besiegung des Winters, so daß der Sonnengott hier eigentlich der Frühlingsgott ist, das schönste Sinnbild eines seine Freiheit und sein natürliches Recht sich gewaltsam wiedererkämpfenden Volkes.

durch Wachsamkeit befestigt werden". Dies ist der Ueberlieferung fremd. Von einer Verfolgung des Thäters findet sich keine Spur (Tschudi sucht bloß zu erklären, weshalb „die Herrschaft nichts zur Sache that"), ja die Befreiung von dem ärgsten Bedrücker bleibt zunächst ohne Folge, wie unmöglich dies auch jedem geschichtlichen Sinne scheinen muß. Schon ein altes Volksschauspiel von Uri aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts hatte aus richtigem Gefühl des vorhandenen Mangels den Tell geradezu an die Stelle von Fürst gesetzt und ihn zum Stifter und Haupte des Bundes gemacht. Schiller kannte dieses so wenig wie ein anderes der ältern Tellschauspiel der Schweiz.*) Wohl fand er dieselbe Verwechslung des Tell mit Fürst schon bei Stumpff, aber dieser hatte die Geschichte erst unter Ludwig IV. gesetzt, während das Volksschauspiel, die Erhebung wenigstens, der Regierung Albrechts zuwies (dem Jahr 1296).

Aber hat Schiller keines der am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in der Schweiz erschienenen Tellstücke von Bodmer, Zimmermann, Petri und Am Bühl benutzt? Rochholz hat über diese berichtet, ohne unsere Frage zu erörtern. Gründlich ist sie von dem um die deutsche Literatur in der Schweiz auch sonst verdienten Seminardirektor J. Keller in Wettingen in dem Aufsatze „Literarische Parallelstellen zu Schillers Wilhelm Tell" behandelt, der 1886 im fünfzehnten Bande von Kehrs „Pädagogischen Blättern für Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten" erschien (S. 145—165). Hauptsächlich kommt in Betracht das „schweizerische Nationalschauspiel Wilhelm Tell" von dem Hauslehrer Johann Ludwig Am Bühl im St. Gallischen Städtchen

*) Vgl. über diese Rochholz „Tell und Geßler."

Reineck, dem 1750 geborenen Sohne des Schulmeisters von Wattwyl in Toggenburg, dem der Ortsgeistliche die Fortführung der Schule nach dem Tode seines Vaters so verleidet hatte, daß der Dreiundzwanzigjährige diesem Frohndienste entsagte. Im Jahre 1791 wurde im „Schweizerischen Museum" von einer Züricher Anstalt auf ein Schweizerschauspiel, das sich auf einer Privatbühne von zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben aufführen lasse, ein Preis von 12 Dukaten gesetzt. Der Stoff durfte nicht aus den Bürgerkriegen genommen sein, das Stück sollte das Bewußtsein der dargestellten Zeit ausprägen (die Schweizer Natur bedurfte keiner Darstellung), nichts Knaben Unanständiges vorkommen, Frauenrollen ausgeschlossen sein, zahlreiche Personen handelnd auftreten, Theaterveränderungen möglichst vermieden sein, die Aufführung nur zwei bis drei Stunden dauern. So war der Dichter in vielfacher Weise beschränkt. Am Bühls Wilhelm Tell erhielt unter fünf Stücken den Preis, da er aufführbar sei und die Geschichte spannend darstelle. Nur die Charaktere seien matt, am besten Tell, der nur mehr Feuer und Raschheit haben müßte, den übrigen Personen mangle es an scharfen Umrissen; Geßler habe zu wenig von einem „tollköpfigen Tyrannen", Attinghausen spiele, der Geschichte zuwider, eine gar zu gewöhnliche Rolle. Auch seien manche Szenen nicht gedrängt genug dialogisirt, der Ausdruck mitunter vernachlässigt. Das Urtheil so einsichtiger Preisrichter, worunter ein Hottinger, war wohl begründet. Daß Schiller die wegwerfende Beurtheilung der in Zürich 1792 erschienenen „Preisschrift" in der allgemeinen Literaturzeitung Ende 1793 gelesen, darf man bezweifeln, da er damals leidend in seiner schwäbischen Heimat weilte; kaum wird er das Stück gesehen haben, dessen Stoff ihn nicht reizte, von seinem ihm im Sinne

liegenden dramatischen Helden Wallenstein abzulassen. An der Literaturzeitung arbeitete er in den Jahren 92 und 93 nicht mehr mit. Als er aber im Jahre 1803 ernstlich an Tell gegangen, wird ihm Am Bühls freilich keinen höhern dramatischen Forderungen genügender Versuch eines Schauspiels für die züricher Jugend irgendwie in die Hand gekommen sein. Dafür spricht, was Keller besonders hervorhebt, der merkwürdige Umstand, daß er einen der herzhaften Unterwaldner auf dem Rütli Am Bühel nannte, wobei (Büchel für Hügel fand er bei Tschudi) freilich der bei demselben genannte An dem Berge mitgewirkt zu haben scheint. So trat also neben dem Geschichtschreiber Johannes Müller auch der Preisdichter Tell, wenn auch weniger deutlich, in Schillers Volksschauspiel auf. Der wackere Am Bühl war als Distriktsstatthalter im Oberrheinthale im Jahre 1800 gestorben. Bei der Aufführung fiel freilich Am Bühel weg.

Von einem Einflusse des Knabenschauspiels auf Schillers dichterischen Plan kann keine Rede sein, schon weil Am Bühl durch die Bedingungen der Preisbewerbung äußerst beschränkt war. Geßler, der eben den Hut hat aufstecken lassen, erscheint bei ihm schon im ersten Aufzuge auf dem Platze zu Altdorf, im Gespräche mit dem als guter Warner gedachten österreichischen Vogt in Ursern, dem er seine Absicht mittheilt, das Bauernvolk durch das am heutigen Kirchweihfeste erlassene Gebot zum Aufruhr zu reizen. Nach der Verkündigung desselben durch den Ausrufer werden die Bauern aufsätzig; vergebens sucht Fürst diese zur Ruhe zu bringen, was erst dem Landammann von Attinghausen gelingt. Tell kommt und wird festgenommen, weil er seinen Hut nicht gerückt. Die Geschichte von Tell bis zur heimlichen Fortschaffung auf Geßlers Schloß schlingt sich durch die

drei folgenden Aufzüge. Im letzten eröffnet Fürst dem Landammann, daß alles zum Losschlagen bereit sei, die letzte Versammlung solle heute auf dem Rütli stattfinden. Der Landammann tritt dem Bunde bei und verspricht auch, heute auf das Rütli zu kommen. Stauffacher und Melchthal treten zu ihnen; dann vernimmt man durch Leute, die Geßlers Schiff nachgelaufen sind, dies sei untergegangen. Plötzlich erscheint Tell, der erzählt, was ihm begegnet und wie er eben den Geßler erschossen. Schließlich zieht man zum Rütli, um dort das Bündniß der drei Lande feierlich zu vollziehen. Die Bauern treten hier handelnd auf; sie beschließen Geßlers Burg zu stürmen, werden kaum durch die Mittheilung beschwichtigt, daß der Landammann die Freilassung Tells vom Vogt fordern werde. Vorher haben Fürst und Stauffacher Melchthal durch die Erwägung zurückgehalten, daß die Vorbereitung in den drei Landen noch nicht beendet seien. Eine innerliche Verbindung der That des Tell mit dem Rütlibunde ist auch hier nicht erreicht, obgleich Tell einer der ersten auf dem Rütli gewesen, was freilich nur erzählt wird. Die Am Bühl und Schiller gemeinsamen Szenen sind die Spießknechte bei der Stange, die Verkündigung des Hutgebotes, Tells Verhaftung, der Schuß, seine Wegschaffung auf das Schiff und die eigene Erzählung seiner Rettung auf dem See. Die Aufregung der Bauern nach der Ankündigung des Ausrufers ist ähnlich der Erbitterung der schillerschen Gesellen, die Schilderung der beiden Spießträger stimmt im allgemeinen zu den beiden Söldnern III, 3. Auch bei den Schlußszenen glaubt man Aehnlichkeiten zu sehn, die nicht in der Vorlage bei Tschudi begründet sind. Manche Wendungen und Gedanken könnten durch Am Bühl angeregt sein, ohne daß man wirkliche Entlehnung und bloße Umschrift

in Schillers schwungvolle Sprache annehmen dürfte. Wir werden anderes Zusammenstimmende noch unten gelegentlich anführen.

Auch des Joh. Balthasar Petri zu Basel 1791 erschienenes vaterländisches Original Schauspiel unter dem Titel „Der Dreibund" kommt hier in Betracht*), obgleich in diesem Tell nicht persönlich auftritt, nur das Volk, ähnlich wie bei Schiller, ruft: „Es lebe Tell, unser Erretter", wodurch die Verbindung beider Handlungen auf sonderbare Weise erzwungen wird. Mit Schillers Tell stimmt die erste Szene, insofern dort Frohnvögte die Bauern zur Arbeit treiben, wobei ein alter Mann mit weißem Haar, weil er nicht fort kann, geprügelt wird. Melchthal ruft dort dem Vogt zu: „Seid ihr Mensch oder ein zerreißender Tiger? Kann das greise Haar euch nicht zum Mitleid bewegen?" Dieser antwortet: „Was habt ihr euch darum zu kümmern? Ihr wißt, daß ich meine Pflicht thue; das weitere geht euch nichts an." Weniger möchte ich darauf Gewicht legen, daß dort Rudenz als Neffe Stauffacher beisteht, da schon Tschudi den Namen „von Rudenz" in Unterwalden erwähnt, woher Schiller den Neffen von Attinghausens nahm.

Doch kehren wir zu der offenbaren Lücke der Ueberlieferung zurück, so gedachte ohne Zweifel schon Goethe diese zu ergänzen, indem er nach der Ermordung Geßlers den Tell an der Befreiung des Landes sich betheiligen und diese unmittelbar darauf folgen ließ. Schiller glaubte, wie Goethe, die Ermordung Geßlers als eine Privatsache von der Befreiung der Kantone trennen, aber doch einen gewissen Einfluß derselben auf den raschen Aus-

*) Am Bühl hatte schon 1779 ein Schauspiel „Der Schweizerbund" herausgegeben, wie fünf Jahre später einen „Hans von Schwaben oder Kaiser Alberts Tod", gleichfalls nach Tschudi.

bruch hervortreten lassen zu müssen. Doch ist dieser gar zu unbedeutend; denn wenn auch der Fischer Ruodi gegen Fürst, der noch, bis sichere Kunde aus Unterwalden eingetroffen, den Ausbruch aufhalten möchte, nichts von Warten wissen will, da ja Geßler gefallen und somit der Tag der Freiheit erschienen sei, so liegt doch, wie wir vorher von Ruodi selbst vernommen haben, der eigentliche Grund, weshalb man in Uri nicht länger säumen will, in der Zerstörung der Vesten von Unterwalden, welche Rudenz und Melchthal sofort unternommen, noch ehe der Tyrann weggeräumt ist. Tell trägt dazu nur mittelbar bei. Rudenz gedenkt, um seinen Entschluß, zu dem er durch einen ganz andern Grund getrieben wird, zu begründen, auch des traurigen Schicksals des von Geßler so schmachvoll behandelten Tell, der ein Opfer des Verschiebens geworden sei; Melchthal läßt sich dadurch daß Geßler mittlerweile eine so ungeheure Gewaltthat an Tell verübt hat, mit bestimmen, trotz des Beschlusses auf dem Rütli, sogleich mit Rudenz das Werk zu beginnen: in beiden Fällen wirkt nur Geßlers Gewalthat an Tell, nicht dessen Ermordung. Rudenz hätte auch ohne Tells Mißgeschick sich nicht zurückhalten lassen; denn ihn zwingt der Raub Berthas, sogleich die Vesten zu stürmen, von denen eine die Geliebte bergen muß. Allerdings würde Melchthal ohne die an Tell verübte Gewaltthat ihm nicht folgen dürfen, da er ja durch seinen Eid gebunden ist, aber die Mannen von Rudenz reichten hin, Sarnen zu zerstören, und Roßberg könnte ebenfalls durch Gewalt genommen werden. Höchstens ist Tells Unglück eine nebensächliche Mitveranlassung zum Ausbruch der Verschwörung, nicht die Ermordung Geßlers.*)

*) Vgl. Schillers eigene Aeußerung oben S. 12 f. G. Meyer von Knonau „der Hiatus zwischen der Sage vom Geheimbund und der Sage vom Tell

Das, was in Uri spät genug den Ausbruch herbeiführt, ist die von Melchthal und Rudenz ins Werk gesetzte Zerstörung von Roßberg und Sarnen, wovon die Feuersignale die Kunde bringen. Hierin liegt offenbar eine Schwäche der Dichtung, welcher auch dadurch nicht abgeholfen werden konnte, daß Tell am Schlusse des Stückes als Stifter der Freiheit, was er eigentlich gar nicht ist, gefeiert wird. Erst als Zwing-Uri zerstört ist, Melchthal den Fall der Burgen erzählt hat und durch die Kunde vom gewaltsamen Tod des Kaisers die errungene Freiheit zunächst gesichert scheint, fragt Stauffacher nach Tell, und fordert das Volk auf, gesammter Hand nach seiner Wohnung zu ziehen, um ihm, der das Größte gethan, das Härteste erduldet habe, dem Stifter ihrer Freiheit, dem Retter von ihnen allen, Heil zuzurufen. Der Zug stellt sich im Thalgrunde vor Tells Wohnung auf, und läßt dann diesen, „den Schützen und Erretter", leben. Damit wird freilich Tell als Erretter und Befreier der drei Lande dargestellt, aber nicht dramatisch; denn in der Handlung selbst haben Rudenz und Melchthal den Ausbruch beschleunigt, Stauffacher, Fürst und Melchthal durch ihren Bund ihn vorbereitet: Tell ist nur durch die unmenschliche Grausamkeit Geßlers zu einer That der Nothwehr getrieben worden, und erst nach dieser geht es ihm auf, daß er dadurch das ganze Land von dem Despoten befreit, er nicht bloß sich selbst und die Seinen gerettet hat, und dieses Gefühl ist es auch, das die um den endenden Tyrannen sich sammelnde Menge ausspricht. Mit Geßlers Tode kann aber das Stück noch nicht enden, und wenn Schiller selbst später der Großfürstin wegen es damit schloß, so war dies eben

im schillerschen Tell" in Gosches Archiv für Literaturgeschichte II, 539—543.

eine arge Verstümmelung; jedenfalls muß die durch den Bund angestrebte Befreiung, deren Beschleunigung Rudenz und Melchthal veranlassen, zur Darstellung gebracht werden. An Melchthals Wort: „Wer Thränen ernten will, muß Liebe säen", und die Entfernung des Reichsboten könnte sich unmittelbar die Ankunft von Bertha und Rudenz anschließen. Dadurch würde die Einheit des Dramas von der Befreiung der Waldstätte nothdürftig gerettet (denn die Geschichte Tells nähme darin doch einen zu großen Raum ein), aber es wäre dann eben nicht der beabsichtigte Wilhelm Tell, worin der schlichte Landmann als Befreier der Kantone gefeiert werden sollte, was nur auf unzulängliche Weise geschehn konnte, da ihm bloß ein nebensächlicher Antheil daran zusteht. Sollte wirklich ein Wilhelm Tell auf die Bühne gebracht werden, so mußte dieser von Anfang an bedeutender hervortreten, der Bund und die Befreiung mehr im Hintergrund erscheinen. Mit der von Schiller dem Tell beigelegten Rettung von Baumgarten konnte das Stück beginnen, Stauffacher ihn für den bereits geschlossenen Bund zu gewinnen suchen, was Tell, wie bei Schiller den von anderer Seite ihm gemachten Antrag, ablehnte, auch ein erstes Zusammentreffen Geßlers mit Tell auf der Jagd, an welcher sich Rudenz und Bertha betheiligten, darauf folgen, wie es Schiller III, 1 von Tell selbst erzählen läßt; daran würden sich der dritte und vierte Aufzug wohl angeschlossen haben; im letzten aber müßte Tell selbst zur Zerstörung von Zwing-Uri aufrufen, und das Ganze hätte wirksam mit einer Szene vor dessen Wohnung geschlossen, wo dieser, jubelnd von den Seinigen empfangen, sich des Glücks der sichern Ruhe und Freiheit herzlich freut. Ein Dank des zu seinem Hause wallenden Volks konnte allenfalls das Ende bilden,

doch würde diese Szene etwas mehr als eine bloße Gruppe mit einem Hoch sein müssen. Auf diese Weise würde Schiller einen wirklichen Wilhelm Tell geschaffen haben. Das Auffallendste ist, daß die Landleute, die früher für die Befreiung so begeistert waren, durch Geßlers Gewaltthat an Tell nicht ermuthigt, sondern niedergeschlagen werden. Es ist dieses jedenfalls dramatisch nicht zu rechtfertigen, aber der Dichter scheint dazu durch die Absicht gebracht worden zu sein, Tell als wirklichen Befreier der Schweiz hervortreten zu lassen, da, wenn Geßler nicht gefallen wäre, wozu der Rütlibund keine Hand zu regen wagte, die Vertreibung Landbergs und die Zerstörung seiner Burgen nichts geholfen hätte, die Befreiung von Uri unmöglich gewesen wäre. Dies hätte aber wenigstens im fünften Aufzuge angedeutet werden müssen.

Schiller, der neben Tells Geschichte die Erhebung eines ganzen Volkes auf der Bühne wirksam darstellen wollte, konnte dem Drange nicht widerstehn, die Bildung des zur Abwehr unerträglicher Gewaltherrschaft geschlossenen Bundes ausführlich zu schildern, und besonders auf dem Rütli eine ganz nach altem Herkommen abgehaltene Versammlung der drei Lande spielen zu lassen, welche sich für die gewaltsame Abschüttelung des Joches der Landvögte erklärt und den Tag des Ausbruches festsetzt. Hierzu mußte er die verschiedenen tyrannischen Mißhandlungen und Verletzungen der freien Schweizer von Seiten der Tyrannen, welche Tschudi aus dem Jahre 1306 und 1307 erzählt, unmittelbar aufeinander folgen lassen, so daß sie fast zu derselben Zeit geschehen, und so gleichsam das Maß der Tyrannei füllen. Des Burgvogts auf der Schwanau im lowerzer See (vgl. S. 71), der von den Brüdern des von ihm geschändeten Mädchens

von Arth erschlagen wurde, gedenkt Schiller nicht, obgleich er dies bei Müller fand. Auf sehr glückliche Weise hat er mit der Rache Baumgartens*) an dem lüsternen Versucher der Ehre seiner Frau den Tell selbst in Verbindung gebracht, und so diesen gleich am Anfange als beherzten Retter in der Noth, als kurzgebundenen Mann der That eingeführt, da Tell in dem weitern Verlaufe der beiden ersten Aufzüge, die eben die Schließung des Bundes darstellen, keinen Platz hatte. Wenn es bei Tschudi heißt, Baumgarten sei nach Uri geflohen, wo er sich heimlich aufgehalten habe, es sei ihm nicht viel nachgestellt worden, weil er am Amtmann nur dessen Schandthat gerochen habe, so läßt Schiller ihn von den Reitern des Landvogts verfolgen und im schrecklichsten Sturme, der dem Fischer die Ueberfahrt unmöglich macht, durch den zum Besten der Menschen immer beherzt bereiten Tell von Uri, vom Hasen Treib aus, nach Schwyz übersetzen und zu Stauffacher bringen, weil Baumgarten sich auch in Uri, da diesseit des Sees der Landenberg herrscht, nicht sicher hält. Freilich kann man fragen, weshalb Baumgarten sich nicht in Unterwalden bei Beckenried habe übersetzen lassen, aber einer solchen Frage braucht der Dichter eben nicht zu stehn, der mit dem gewaltig erhabenen Anblick der gegenüberliegenden schwyzer Landschaft sein Stück beginnen wollte. Auch warum er nicht in Uri bleibt und wie es zugeht, daß die Reiter des Landvogts von Unterwalden nach Uri vordringen, braucht den Dichter nicht zu kümmern, da der Zuschauer hier nicht daran denkt, daß die Szene im Lande Uri spielt. Die ganze

*) Bei Tschudi heißt er Cunrat von Boumgarten, bei Müller Konrad vom Baumgarten oder bloß Baumgarten. Schiller ließ das von oder vom weg.

Willkürherrschaft des Landvogts tritt uns in der Gewaltthat entgegen, welche sich die Reiter erlauben, als sie Baumgarten auf dem See schauen, da sie die Schuld seines Entkommens dem Hirten und dem Fischer Schuld geben.

Schiller schließt unmittelbar daran das Gespräch zwischen Stauffacher*) und seiner Gattin, durch welche dieser veranlaßt wird, sich nach Uri zu begeben, um zu erkunden, ob hier etwa sich ein Anknüpfungspunkt zu einem Bunde gegen die Unterdrücker zeige; er läßt ihn aber den Entschluß fassen, sich dort Walther Fürst**) und dem Freiherrn von Attinghausen zu vertrauen, während er bei Tschudi zunächst nur herumhorcht. Hierdurch werden schon Walther Fürst und Attinghausen als die Haupthoffnung einer freien Erhebung Uris glücklich eingeleitet, und da Tell Baumgarten eben nach Schwyz zu Stauffacher bringt, eine ungezwungene Verknüpfung herbeigeführt. So tritt Tells Charakter durch seine Handlung und seine Aeußerungen bezeichnend hervor. Auffallend erscheint die dem Gespräche Stauffachers mit seiner Gattin vorangehende Unterredung mit Pfeifer von Luzern, welcher Stauffacher auffordert, möglichst die Unterwerfung unter Oesterreich zu vermeiden. Doch zeigt uns diese Aufforderung eines Bürgers einer seit mehr als zehn Jahren durch Kauf an Oesterreich gekommenen Stadt, wie wenig

*) So nennt ihn Müller durchweg, während er bei Tschudi bald von Stouffach, bald Stouffacher heißt.

**) Bei Müller fand Schiller den vollständigen Namen Walther Fürst von Attinghausen; den Zusatz „von Attinghausen" ließ er weg, weil auch der Freiherr so heißt, fügte aber immer, wie Tschudi gethan, den Vornamen „Walther" hinzu, wogegen er in der Personenangabe bei Stauffacher, Melchthal u. a. die Vornamen wegließ, sie nur im Personenverzeichnisse gab.

auch in den umliegenden österreichischen Landen diese Herrschaft beliebt und wie die Sehnsucht nach der alten Freiheit geblieben war (entschiedener gedenkt des Druckes in Luzern Attinghausen II, 1, 147 f.), zugleich aber soll hier die schweizerische Gastlichkeit hervortreten. Den Pfeifer von Luzern boten dem Dichter seine Quellen nicht dar, doch war das Geschlecht der Pfyffer in Luzern seit alter Zeit sehr angesehen. Ludwig Pfyffer, der früher als General unter Ludwig XV. gedient hatte, war im Jahre 1802 als Mitglied des großen Rathes gestorben. Kasimir Pfyffer, der in Rom Hauptmann der Schweizergarde gewesen, war schon 1798 nach Luzern zurückgekehrt. Uebrigens schwebte dem Dichter hierbei wohl die Antwort der kaiserlichen Räthe an die Abgeordneten der drei Lande bei Tschudi (vgl. S. 49) vor, sie sollten sich auch unterwerfen, wie die von Luzern, Glarus und andern Orten. Dieser etwas fremdartige Eingang der Szene scheint späterer Zusatz, da die älteste Handschrift ihn nicht kennt. Die Erwähnung Luzerns II, 1 hätte genügt.

Dadurch, daß Schillers Tell den Stauffacher von Schwyz nach Altorf begleitet und mit diesem an der im Baue begriffenen Veste Zwing-Uri vorbeigeht, hat Schiller Gelegenheit, diesen seinen Freiheitssinn und seine Liebe zur Heimat, aber zugleich seine Zurückhaltung von jedem auf gewaltsame Befreiung gerichteten Bunde aussprechen zu lassen, was ihm mit Recht die Exposition des Stückes zu fordern schien. Treffend ist es erfunden, daß dagegen der Anblick von Zwing-Uri dem Stauffacher die dringende Noth gemeinschaftlicher gewaltsamer Abwehr noch mehr an's Herz legt. Aber die Verkündigung von Geßlers Gebot, den auf der Stange aufgepflanzten Hut unterthänigst zu grüßen, scheint hier viel zu früh. Es gehört diese nicht zur all-

gemeinen Exposition, sondern zur besondern, erst im dritten Aufzuge beginnenden Handlung. Auch macht die Häufung der Gewaltthaten an dieser Stelle keine besondere Wirkung, und weder Stauffacher noch Tell achtet darauf. Schiller wollte ursprünglich das zur Erniedrigung des Volkes bestimmte Gebot des Hutgrüßens erst im Anfange des folgenden Aufzugs bringen, wo es besser an der Stelle gewesen wäre; vielleicht bestimmte den Dichter bloß die Versetzung einer anfänglich für den ersten Aufzug bestimmten Szene an den Anfang des zweiten, Geßler schon hier das Gebot verkünden zu lassen, obgleich es auch nach der jetzigen ersten Szene jenes Aufzuges sehr wohl hätte stehn können. Oder ward diese Verkündigung etwa eingeschoben, um das Gespräch zwischen Stauffacher und Tell zu unterbrechen? Wenn er Bertha von Bruneck, eine Verwandte von Geßler, am Schlusse der Szene auftreten läßt, so folgte er dabei seinem dramatischen Grundsatz, alle im Stück auftretenden Personen möglichst gleich am Anfange dem Zuschauer vorzuführen. Bertha erscheint als mildthätig und über den Druck des ihr verwandten Landvogts ungehalten, aber sie tritt hier so unbestimmt als mit Geßler ins Land gekommen hervor, daß der Zuschauer kaum weiß, was er damit anfangen soll; auch ist die Erfindung, wie der Dichter sie einführt, wenig glücklich. Denn daß ein Schieferdecker vom Dache herabstürzt und todt bleibt, kann nicht dem Bauherrn Schuld gegeben werden, wenn auch freilich die Leidenschaft oft so ungerecht verfährt. Und sollte nicht der Dichter hier eher andeuten müssen, daß Bertha sich bereits durch ihr menschenfreundliches Benehmen in Uri beliebt gemacht? Uebrigens ist sie eine reine Erfindung des Dichters, der den Namen von Bruneck von ihrem Verwandten Geßler hernahm; denn Müller

nennt diesen „Hermann Geßler von Brunek, vom habsburgischen Schloß im Eigen (bei Aarau)“*).

Dieser ganze Abschluß der Szene mit dem Unglück des Dachdeckers ist ohne Zweifel ein späterer unglücklicher Zusatz, den man unmöglich damit vertheidigen kann, daß sich darin der auf dem Baue ruhende Fluch gleichsam symbolisch darstelle. Ursprünglich sollte der Szene auf dem Platze zu Altorf eine im Hause des Freiherrn von Attinghausen vorhergehn, die sich der Dichter wohl in derselben Weise wie die jetzige erste des zweiten Aufzugs gedacht hatte. Da Stauffacher unter den Fremden in Uri den Attinghausen genannt hat, denen er sich vertrauen könne, so schien es passend, auch diesen schon hier auftreten zu lassen. Dazu hatte aber der Dichter eben noch eine besondere Veranlassung; denn es mußte ihm daran liegen, das von ihm erfundene Verhältniß von Rudenz zu Bertha einzuführen, das für die Entwicklung der Handlung noch bedeutender ist als in Wallenstein das gleichfalls rein ersonnene Liebespaar Thekla und Max. Ohne eine solche Liebesgeschichte, an welcher sein Herz sich betheiligte, konnte Schiller kaum einen dramatischen Gegenstand behandeln, wie in Maria Mortimer, in der Jungfrau Lionel reine Erfindungen sind, wenn auch eine Liebe Johannas der Sage nicht ganz fremd war, Mariens Unglück und Schönheit manche Jünglinge reizte, wogegen das Liebespaar im Wallenstein nur dem Dichter sein Dasein verdankt. So schuf er hier das Verhältniß des Rudenz zu Bertha, die beide auf bloßer Erfindung beruhen. Tschudi hat allerdings unter den Edelknechten von Uri auch „die von Rudentz“ genannt, nach

*) Müller gedenkt Note 188 zu I, 18 auch eines Gottfried von Brunek. Die Burg Brunegg kam an Heinrich Geßler schon vor 1315.

Müller war aus Unterwalden auch der Sohn von Stauffachers Schwester, der Edelknecht von Rudenz, auf dem Rütli. Derselbe nennt einen mit der Familie Attinghausen verwandten Edelknecht Jobst von Rudenz, Eidam des berner Helden Rudolf von Erlach; dieser habe ein verschwenderisches Leben geführt und seinen Schwiegervater erschlagen, als er ihm seiner Schulden wegen Vorwürfe gemacht. Vgl. auch S. 92. Den edlen Namen Ulrich, schweizerisch Uli, theilte Schiller seinem bekehrten Freiheitshelden ohne weitere Beziehung zu. Bei der Dichtung der Geliebten, einer reichen Verwandten Geßlers, benutzte Schiller, wie bemerkt, Geßlers Stammgut. Der edle Freisinn und die idyllische Natürlichkeit der Schweizer sollte sich gleichsam in der Bewunderung dieser adligen Jungfrau spiegeln, deren Geschlecht auf Habsburgs Seite stand, wenn auch ihre Güter in den Waldstätten lagen; im Gegensatze zu ihr ließ Rudenz, wie es bei einzelnen Edelleuten der Kantone wirklich der Fall war, sich vom Glanz des österreichischen Hofes, noch mehr von der Liebe zu Bertha, die er nur so zu erlangen hoffen durfte, auf die Seite des Feindes verlocken, wurde aber durch Bertha selbst der Sache seines Volkes wiedergewonnen, ja endlich treibt ihn der Raub seiner Geliebten zur Zerstörung der Burgen in Unterwalden. Schiller gewann so ein höchst glückliches Mittel zur Beschleunigung des Ausbruchs, das nach der Sage Tells That nicht veranlaßte, aber freilich hätte vom Dichter darein gelegt werden können.

Wenn Schiller die Szene auf Attinghausen aus dem ersten Aufzuge in den Anfang des zweiten versetzte, so scheint ihn hierzu nur die unverhältnißmäßige Länge des ersten gegen den zweiten veranlaßt zu haben. Wäre die Szene an ihrer Stelle geblieben, so würde nicht allein der Uebergang von der zweiten

zur dritten, zwischen welche Tells und Baumgartens Aufnahme in Stauffachers Hause und die Wanderung von Schwyz bis Altorf fällt, besser vermittelt, sondern auch die Exposition im ersten Aufzuge vollendet sein; denn die Stellung des Rudenz seinem Volke und den Wünschen seines Oheims gegenüber gehört entschieden mit zu dieser.

Stauffacher begibt sich nun zu Fürst, bei welchem wir Melchthal*) finden. Schon bei Müller heißt es, Stauffacher habe Melchthal bei Fürst verborgen gefunden, und Fürst erzählt Stauffacher dessen ganze Geschichte mit der Grausamkeit, zu welcher sich der Landvogt gegen seinen alten Vater hatte hinreißen lassen, wenn er auch nicht, wie Tschudi, diesen von Melchthals heimlichen Wanderungen nach Uri und seinem dortigen großen Anhange berichten läßt. Schiller that darin einen äußerst glücklichen dramatischen Griff, daß er zunächst Melchthal in Fürsts Hause vorführt, wo dieser von der bangen Erwartung, wie es mit seinem Vater stehe, so gequält wird, daß er es fast nicht mehr ertragen kann, sich versteckt zu halten (wodurch die äußerst belebte Darstellung der Veranlassung zu seiner Flucht

*) Müller gibt als seinen eigentlichen Namen „Erni (volksthümliche Form von Arnold) an der Halden", bezeichnet ihn als „einen Unterwaldner aus dem Melchthal" und führt ihn dann immer als Melchthal an. „Dieser Name," bemerkt er Note 220 zu I, 8, „ist statt seines Geschlechtsnamens geblieben." Bei Tschudi heißt er „Arnold (einmal „Erni") von Melchthal" (wie sein Vater „Heinrich von Melchthal", einmal „Melchthaler"), woraus Schiller „Arnold vom Melchthal" gemacht hat. Auch nennt er ihn, wie Müller, geradezu Melchthal. Wackernell a. a. O. 151 hat bemerkt, daß Schiller die Bezeichnung „von der Halden" aus einer Anmerkung Iselins zu Tschudi (I, 234) nahm, wo es heißt, Melchthal sei nicht Bezeichnung des Geschlechts, sondern des Ortes gewesen, wo dieser Landmann gewohnt, der eigentlich „von der Halden" geheißen.

hervorgerufen wird), dann aber läßt er den im Gemach verborgenen Melchthal die Kunde von der schrecklichen Blendung seines Vaters aus Stauffachers Munde vernehmen, der nichts weniger als die Anwesenheit des Sohnes ahnt. Kaum gibt es eine bei aller Einfachheit der Mittel ergreifendere dramatische Szene als Melchthals Schmerzensausbruch bei der Kunde des mit heftiger Bewegung von Stauffacher berichteten entsetzlichen Unglücks, das er durch sein rasches Handeln gegen des Landvogts Diener über seinen Vater gebracht hat. Iselin bemerkt in einer Anmerkung a. a. O., nach andern habe der Landvogt dem Vater „all sein Hab' und Gut genommen". Schiller steigert dies zu der rührenden Vorstellung, daß der blinde Alte nun am Bettelstabe wandeln muß, ohne an die Hülfe zu denken, welche dem Unglücklichen von theilnehmenden Freunden geleistet wird. Es schwebte dabei wohl Gloceſter in Shakespeares Lear vor, der auch aus seinem Hause hinausgeworfen wird, aber doch einen frühern Unterthan findet, der ihn leitet. Die Leidenschaft von Melchthals ungeheurem Schmerz, der auf blutige Rache sinnt, fördert den Abschluß des Bündnisses auf das wirksamste; selbst der bedenkliche Fürst wird hingerissen und Stauffachers Eifer mächtig befeuert. So vereinen sich denn die drei Männer als Vertreter ihrer Lande zu gegenseitigem Schutz und Trutz und sie verabreden eine Zusammenkunft bei Nachtzeit auf dem Rütli, wohin jeder zehn Genossen mitbringen soll.

Hiermit wäre, denken wir die Szene in Attinghausens Edelhof hinzu, die Exposition des Stückes vollendet. Der Bund ist zwischen den Vertretern der drei Lande geschlossen, die Stellung Tells, Attinghausens und Ulrichs von Rudenz zu den ihre Freiheit schützenden, zur Abwehr der österreichischen Willkür ent-

schlossenen Landleuten eingeleitet; nur die Verkündigung des neuen Gebots von Geßler fällt nicht in die allgemeine Exposition. Diese Szene ist, wie bemerkt, von ihrer ursprünglichen Stellung am Anfange des zweiten Aufzugs jetzt durch die zwischen Attinghausen, dem Vertreter der Freiheit der Schweizer, und seinem Neffen verdrängt. Letzterer steht ganz auf der Seite Oesterreichs, von welcher ihm noch verlockender als äußerer Herrenglanz der Besitz der Geliebten winkt.*) Schiller denkt sich Attinghausen nach dem Szenarium von II, 1 als Greis von 85 Jahren, der bereits bei Faenza 1240 mitgefochten (II, 1). Geschichtlich erscheint er zuerst 1301 als Gesandter der Waldstätte an König Albrecht. Das höchste Greisenalter ergab sich hiernach als dichterisches Motiv. Müller sagt, Attinghausen habe durch die Würde eines wohlerhaltenen Adels, des Alters, der Erfahrung in Geschäften, großen, wohl hergebrachten Gutes und ungefälschter Liebe zu dem Lande alle andern Schweizer übertroffen; er, wie seine Vorfahren und Nachkommen, sei Landammann der Männer zu Uri gewesen. Nach Tschudi äußerte Freiherr Wernherr von Attinghußen, der Zeit Landammann zu Uri, oft öffentlich, man werde die übermüthige Gewalt nicht

*) In diesem Auftritt ist größtentheils ausgeführt, was Schiller beim Entwurf des Stückes sich auf einem besondern Blatte angemerkt, aber in anderer Verbindung sich gedacht hatte (jetzt auch bei Goedeke XV, 1, 421 f.): „Rudenz erscheint anfangs gegen die Landleute wirkend, auf Seiten der Unterdrücker. Dies ist der erste Eindruck, den er macht; man muß sehn, daß er ein Sohn der Schweiz und ein Freund ihrer Feinde ist. Er ist im Gefolge des Landvogts, er verehrt ihn, er spricht davon, wie man sie zum Gehorsam bringen [soll?], er spricht gegen die Volksmänner, er meint, daß es nur einige seien, die die andern in ihrer Widersetzung steifen. Der Landvogt schilt den Adel der Schweizer und lobt den Rudenz, daß er würdigere Gesinnungen habe."

lange dulden wollen. Müller läßt auch Walther Fürst im Gespräche mit Stauffacher sich auf den hocherfahrenen Freiherrn von Attinghausen für die Behauptung berufen, die Neuerungen seien unerträglich. Daß er die Befreiung der Waldstätte nicht erlebt, nahm Schiller mit dichterischer Freiheit an. Zu seinem Zwecke mußte er ihn den Letzten seines Geschlechtes sein lassen, obgleich er aus Müller wohl wußte, daß sein letzter Nachkomme erst 1377 „mit Schild und Helm" begraben wurde. Seine Stellung als Landammann ließ Schiller fahren. Vgl. dagegen S. 89 ff.

Die folgende Szene sollte ursprünglich ein Gespräch zwischen Bertha und Rudenz bilden, diese hier dem Geliebten seine Treulosigkeit gegen sein eigenes Volk vorwerfen und nur unter der Bedingung, daß er sich seines Volkes würdig zeige, ihm Aussicht auf ihren Besitz eröffnen. Da aber an den Anfang des Aufzuges die Szene des an den Herrnhof eilenden Rudenz getreten war, so konnte dieses Gespräch sich nicht wohl unmittelbar anschließen; auch schien es wohl wirksamer, Berthas Erklärung dem dritten Aufzuge zuzuweisen, wo sie auf der Jagd eintreten sollte, kurz vor dem Apfelschusse, bei welchem Rudenz zuerst zu seinem Volke und dem Rechte steht.

Die Rütliszene hat Schiller zu einem großen Bilde der nächtlichen Versammlung der drei Lande ausgeweitet, wobei er die althergebrachten Gebräuche einer Landsgemeinde, wie er sie in Ebels Schilderung der Gebirgsvölker I, 90 ff. II, 345 ff. angegeben fand, zu Grunde legte. Selbst der Aufstand muß in der althergebrachten förmlichen Weise mit aller Ruhe und allseitiger besonnener Erwägung beschlossen werden, in Folge der festen Ueberzeugung, daß es keinen andern Ausweg gebe, er Nothwehr sei; auch darf die reiflichste Erwägung der zum Zwecke

führenden Mittel nicht fehlen, und dem Volksgeiste gemäß muß jedes leidenschaftliche Ausschreiten aus der durch die Sache vorgezeigten Bahn fern bleiben. Die überlieferten Züge wurden von Schiller möglichst benutzt, manches in entsprechender Weise dazu erfunden, besonders eine Anzahl namentlich hervortretender Personen, unter ihnen einige mit Beziehung auf geschichtlich bekannte aus älterer Zeit. Der ganze Charakter des Aufstandes sollte gerade in dieser Szene sich entschieden ausprägen, Sinn und Wesen des Schweizervolkes und seiner bürgerlichen Verfassung anschaulich hervortreten. Die Schweizer erscheinen hier als ein Volk, welches, wie es in Schillers auf seinen Tell bezüglichen Versen an Dalberg heißt, „sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt, den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet, doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt". Mit Absicht wird die Enthaltung von jedem unnöthigen Blutvergießen entschieden hervorgehoben, was bei Tschudi bloß als Sache der Vorsicht dargestellt ist, damit der König nicht über den Mord der Seinen Klage erheben könne, wogegen schon Müller den Beschluß, daß „die Vögte, ihr Anhang, ihre Knechte und Söldner keinen Tropfen Blut verlieren sollen", durch den Gegensatz, daß sie „die Freiheit welche sie von ihren Voreltern empfangen, ihren Enkeln aufbewahren und überliefern wollen", als Ausfluß ihres Rechtsgefühls faßt. Beschlossen wird die Weihnachten kommende Gelegenheit abzuwarten; dann sollen die Burgen Sarnen und Roßberg zertrümmert werden und ein allgemeiner Landsturm die Befreiung vollenden. Leider hat Schiller die schöne einheitliche Durchführung durch ein paar spätere Zusätze gestört.

Der in der Rütliszene zu Tage tretende Charakter des Schweizervolkes erscheint auch im Tell selbst, den, wie sein Volk,

nur die Nothwehr treibt, da er sein Recht ohne Blutvergießen nicht zu üben vermag. So faßte Schiller die That, ganz abweichend von den spätern Schweizern. Müller schildert sie als Ausfluß „gerechten Zornes eines freien Mannes“, eines „tapfern Jünglings“, dessen „feurigem Gemüth Trotz, Hohn und Unterdrückung der uralten Freiheit des Vaterlandes, zumal in diesen Zeiten, unerträglich gewesen“, vergleicht sie mit den Thaten, „welche in den alten Geschichten und in den heiligen Büchern, an den Befreiern Athens und Roms und an vielen Helden der Hebräer darum gerühmt werden, auf daß für Zeiten, wo die uralte Freiheit eines friedsamen Volkes überlegener Macht nicht wiederstehn könnte, als Lohn der Unterdrücker solche Männer aufgenährt würden“. Schillers Tell bekämpft dieselbe Tyrannei, gegen welche sich der Bund erhebt; er wehrt als freier Mann der unerträglichen Gewaltsamkeit, die ihn zu einer unnatürlichen That gezwungen hat und jetzt widerrechtlich sein Leben bedroht, wie der Bund die uralte, jetzt von den Landvögten unterdrückte Freiheit wiederzuerobern sich vereint: beide bedürfen dazu der List und Gewalt, die aber durch die Noth geheiligt werden, Tell der Ermordung, von welcher sich der Bund, wenn irgend möglich, frei zu halten sucht, wie Melchthal mit stärkster Selbstüberwindung, indem er den Bitten seines durch den Tyrannen so schrecklich mißhandelten Vaters nachgibt, dem Landvogt Landenberg gegenüber thut: beiden liegt Rache fern, die dagegen den Herzog Johann zum Morde seines Oheims hinreißt, sie üben nur das Recht der Nothwehr. Die weit ausgedehnte Landesversammlung auf dem Rütli verbreitet ein fernstrahlendes Licht über die ganze Handlung, auch über Tells That, der ein echter Sohn der Schweiz ist, gleich den auf dem Rütli tagenden Verschworenen. Leider

folgt die großartig ausgestattete Rütliszene ganz unvermittelt der im Edelhofe des alten Attinghausen; in letzterer scheidet Rudenz am frühen Morgen von seinem Oheim, dessen dringende Mahnung, heute zu bleiben, gerade seine entschiedene Trennung von der Sache seines Volkes hervorruft, während wir in der Rütliszene durch einen jähen Sprung vom frühen Morgen in die Mitternacht versetzt werden. Eine dazwischen tretende Szene Tells oder Melchthals, etwa bei dessen Vater, wäre dem dramatischen Fortschritt höchst förderlich gewesen, da ja Schiller noch so glücklich war, einen dreifachen Szenenwechsel in demselben Aufzuge bei seinem Volksschauspiele nicht scheuen zu müssen, doch der Aufzug war so schon überlang gerathen.

Tells Geschichte vom Apfelschusse an konnte der Dichter vollständig benutzen, nur mußte er sie dramatisch gestalten und beleben, einen Theil derselben, der sich der Bühnendarstellung entzieht, erzählen lassen. Gerade in der Art, wie er diese Erzählung einleitet, bekundet sich sein dramatischer Geist. Zuerst führt er uns in Tells ländliche Wohnung, wo dieser zugleich als kühner Jäger und liebevoller Hauswirth hervortritt; eben ist er im Begriff, seinem Versprechen gemäß, den Schwiegervater in Altorf zu besuchen. Der Gattin ahnungsvolle Bitte, heute zu Hause zu bleiben, und das, was Tell selbst von seinem neulichen Zusammentreffen mit Geßler zu ihrer Beruhigung erzählt (es ist des Dichters reine Erfindung*)), lassen uns um so ernstlicher für ihn

*) Schiller hatte, als er den Entwurf zum Tell machte, auf einem Blatte zur Motivirung folgendes hingeworfen: „Geßler hat schon etwas gegen den Tell, eh' die Geschichte mit dem Hut kommt, und sucht nur eine Ursach, an ihn zu kommen. Tell hat als Schütze etwas gethan, was den Landvogt heftig reizt, und was er doch nicht strafen kann. Tell könnte auch unter den Abgesandten

fürchten, je unbesorgter und argloser er selbst ist; mit der bang ihm nachschauenden Gattin ängstigen wir uns um ihn. Auf diese Szene folgt die Liebeserklärung zwischen Rudenz und Bertha, die ihn auf der Jagd in eine eingeschlossene wilde Waldgegend des Gebirgs gelockt hat, da sie endlich über seinen Verrath am eigenen Volke sich frei aussprechen will. Rudenz wird durch ihre liebevolle Aeußerung, nur wenn er zu seinem Volke stehe, könne er sie retten und für sich gewinnen, sofort zu dem Entschlusse bekehrt, die Bande zu zerreißen, die ihn an den Hof fesseln. Dabei fällt es nur auf, daß Bertha ihm einen Kampf anräth, für dessen Erfolg sich zunächst gar keine Aussicht eröffnet, ja der sie selbst vorab von ihm trennt und ihrer Verbindung verderblich werden könnte. Die Landleute, welche die Zeit erwarten und mittlermeile jeden Verdacht meiden, sind doch klüger als Bertha, die Rudenz auffordert, Geßler seine Parteinahme für sein Volk, dem er durch listiges Verheimlichen besser nützen würde, zu verrathen. Wüßte Bertha durch irgend einen Zufall von dem Rütlibunde, so wäre ihre Aufforderung an Rudenz begreiflicher, aber davon zeigt sich keine Spur, ja dieser selbst weiß hier noch nichts vom Bunde, im Widerspruche mit IV, 2, wo der Dichter ohne diese Annahme nicht zurecht kam.

Jetzt erst führt uns der Dichter zur Wiese bei Altorf, auf welcher Geßler den Hut hat aufstecken lassen. Tschudi nennt den „Platz bei den Linden, an welchem jeder vorbei mußte". Es ist derjenige, auf welchem jetzt ein Brunnen mit Tells Standbild sich findet, dessen Geschichte auch auf dem dortigen Thurme in rohen Fresken dargestellt ist. Schiller hat den Platz nur

gewesen sein, die man an den Kaiser schickt, um den Landvogt zu verklagen." Seine später getroffene Wahl ist sehr glücklich.

dadurch bezeichnet, daß man von dort den Bannberg mit dem darüber emporragenden Schneegebirge sieht und die vom Rathhause Kommenden darüber gehn müssen, was wenig treffend ist, da das Rathhaus in der Wiese vor dem Orte liegt und nicht alle, die das Rathhaus am Mittag verlassen [besonders die Behörden und Angestellten?], aus Altorf herausgehen. Wie lange Zeit der Hut schon aufgesteckt gewesen, ist nicht angegeben. Auch wird nicht angedeutet, wie viel Zeit seit dem ersten Aufzug, wo dies geschah, verflossen ist; jedenfalls müssen bereits mehrere Tage zwischen der Rütliversammlung und dem Bunde der drei Männer am Schlusse des ersten Aufzuges liegen, und auch der dritte Aufzug schließt sich nicht unmittelbar an jene, von der Tells Gattin in einer Weise spricht, daß diese kaum als erst gestern gehalten gelten darf. So müßte, nähme es Schiller hier mit der Zeit genau, das Aufstecken des Hutes schon vor mehrern Tagen geschehn sein (der Sage nach lagen zwischen diesem und Tells Vorübergehen an demselben fast vier Monate), aber die beiden Söldner, welche vor der Stange auf- und abgehen, können nach ihren Aeußerungen kaum lange Zeit diesen Dienst versehen haben. Schiller hat aus dem „einen Wächter und Hüter" bei Tschudi (auch Etterlin hat nur einen) zwei Söldner gemacht, deren verschiedener Charakter sich schon in ihren Namen ausspricht.*) Den des harten, schadenfrohen Frieß-

*) Grassers Schweizerisches Heldenbuch (vgl. S. 10) und L. Meisters Helvetische Galerie (1786) zeigen in einem Kupferstiche zwei Pikenträger. Am Bühl beginnt mit einem langen Gespräche zweier Söldner, von denen der eine wohlwollend und volksfreundlich, der andere ein roher Herrenknecht ist; sie richten eben auf dem Platz zu Altorf die Stange mit dem festgenagelten Hut auf. Rochholz (S. 258 ff.) bemerkt, dieses Gespräch kläre für den Zweck des Stückes mehr auf als bei Schiller, der natürlich die Söldner nur einmal, nicht zweimal,

hardt nahm Schiller aus Müllers schöner Beschreibung der Schlacht bei Sempach, wo auf österreichischer Seite „der lange Frießhart, welcher sich vermessen, die Eidgenossen allein zu bestehn", fiel; Leutholds in der Schweiz häufig vorkommenden Namen (Lütold fand Schiller mehrfach bei Müller) wählte er der scheinbaren Bedeutung wegen*), da dieser wohlwollender Natur ist, das Stehen vor dem leidigen Hut ihm schimpflich scheint, weil er nicht gern wackere Leute ins Unglück bringen möchte, wie er denn auch am Schlusse Tell seine Theilnahme bezeigt. Tell weiß vom Hute und dem Befehle nichts; seinem Charakter gemäß ist er so weit entfernt, sich mit seiner Unwissenheit zu entschuldigen, daß er nur nicht beunruhigt zu werden verlangt und den seine Ehre kränkenden Vorwurf, er sei ein Verräther, thätlich zurückweist.**) Den Versuch mehrerer Landleute, ihn mit Gewalt zu befreien, verbittet sich Tell, da er, wollte er sich losmachen, dazu allein stark genug wäre. Aber Frießhardt erhebt Geschrei, das diese sich gern in Gunst setzende gemeine Seele noch steigert, als die Hörner Geßlers Rückkehr von der Jagd verkünden, auf welcher wir Bertha in der zweiten Szene

---

wie Am Bühl thut, kurz vor Tells Verhaftung einführen konnte. Keller erkennt hier entschiedenen Einfluß des schweizerischen Dichters, bei dem der eine dem Volke zuruft: „Zurück! zurück! oder wir stoßen euch die Zähne in den Rachen". Auch hatte Am Bühl schon zwei Weiber eingeführt, was aber keineswegs beweist, daß Schiller auch diese von ihm genommen habe.

*) Die althochdeutsche Form ist Liutolt. Der Name heißt „das Volk beherrschend"; das h ist durch Volksetymologie hereingekommen.

**) Bei Am Bühl ruft die Wache mit vorgehaltenen Spieß: „Halt da!" Tell erwidert: „Was wollt ihr?" worauf jener entgegnet: „Führt ihn in den Thurm! Du hast des Landvogts Befehl übertreten". Darnach toben und lärmen die Landleute. Der Landammann von Attinghausen beruhigt sie.

mit Rudenz trafen. Von Geßler zur Verantwortung gezogen, erklärt Tell einfach, er habe nur aus Unwissenheit gefehlt, weshalb er um Verzeihung bittet, wobei er sich der von Tschudi erwähnten Aeußerung bedient: wäre er besonnen, so hieße er nicht der Tell. Das ist nicht Lavaters und Müllers Tell.

Glücklich belebt wird die Apfelschußszene durch Berthas vergebliche Verwendung, später durch den lebhaften Einspruch von Rudenz, der nach längerm Kampfe endlich sich nicht enthalten kann, den Befehl des Landvogts zu mißbilligen, ja er wird durch Geßlers kurze Zwischenreden, trotz Berthas Beruhigungsversuch, zur schärfsten Verurtheilung dieser Grausamkeit, zur Vertheidigung der Rechte seines unterdrückten Volkes, endlich zum bittern Vorwurf gereizt, der Landvogt schände des Kaisers Namen. Die Verhandlung zwischen Rudenz und Geßler lenkt die Aufmerksamkeit von dem Apfelschusse geschickt ab. Stauffachers freudige Meldung des glücklichen Ausgangs beendet den Streit. So hat der Dichter Geßlers grausamen Befehl glücklich benutzt, Rudenz zu der von Bertha geforderten Vertheidigung seines Volkes in einer Weise zu treiben, die weit über der Geliebten Absicht hinausgeht und uns für diese selbst, deren Verhältniß zu Rudenz Geßler nicht entgeht, um so mehr fürchten läßt, als sie selbst ihren Antheil an Tell nicht hatte zurückhalten können.

Wie dieser Auftritt durch das Eingreifen von Bertha und Rudenz, dessen Rückkehr zu seinem Volke ein wichtiges Glied der Handlung wird*), ganz außerordentliches Leben gewinnt, so hat Schiller auch sonst Tschudis Erzählung geschickt zu einer

) Schiller hat auf einem Blatte, das die oben S. 105 angeführte Stelle über Rudenz enthält, sich angemerkt: „Die Verschwörung wird durch die Liebe zum Ausbruch gebracht."

dramatischen Handlung umgestaltet. Bei diesem beruft Geßler den Tell erst am folgenden Tage zu sich, während er hier, als er gerade von der Jagd zurückkehrt, Zeuge des bei Tells Verhaftung entstehenden Auflaufs ist, durch den er noch mehr gereizt wird. So kann denn sogleich der Schuß geschehn, da Geßler auch nicht erst, wie bei Tschudi, die Kinder holen zu lassen braucht, sondern der ältere Knabe und auch die Armbrust gerade zur Hand sind.

So lebendig und eingehend die Bewachung des Hutes, Tells Vorbeigehen und Gefangennahme, Geßlers Befehl, die Empörung darüber, endlich die Freude über den gelungenen Schuß ausgeführt sind, so kurz konnte der Dichter das zunächst Folgende nach den wenigen Grundzügen bei Tschudi halten. Geßler gibt den Befehl, Tell gebunden auf sein Schiff zu bringen, auf welchem er selbst nach Küßnacht fahren will. Daß darin eine Verletzung des Rechtes lag, welches die ausländischen Gefangenschaften (denn Küßnacht lag außerhalb der Waldstätte) verbot, bemerkt Müller. Bei Schiller wird das Unrecht Geßler vom Pfarrer entgegengehalten, aber dieser dadurch nur zur Erklärung gereizt, er wisse, daß sie alle Rebellen seien, woran sich die scharfe Mahnung schließt, schweigend dem Befehle zu gehorchen. Geßler entfernt sich mit seinem Gefolge, um sich zunächst, was aber genauer bezeichnet sein sollte, nach der alten Burg in Altorf zu begeben; von dort erst wird er nach Flüelen kommen, wohin Tell in sein Schiff gebracht werden soll. Dadurch, daß die Waffenknechte, welche den Tell gebunden haben, noch zurückbleiben, ermöglichte der Dichter die Darstellung des rührenden Abschieds von Tell, womit der Aufzug einen äußerst ergreifenden Schluß erhält. Die Wirkung des tyrannischen Auftretens Geß-

lers auf die Landleute ist derjenigen gerade entgegengesetzt, die wir erwarten und die es wirklich auf Rudenz geübt. Wenn dieser dadurch getrieben wurde, sich offen auf die Seite seines Volkes zu stellen, so geben jene jetzt alles verloren. Geßler hat seinen Zweck bei ihnen vollkommen erreicht; sie sind auf das äußerste eingeschüchtert, wobei auf Tell ein Werth gelegt wird, der mit der sonstigen Darstellung in Widerspruch steht, wie auch die völlige Einschüchterung mit dem Schwur auf dem Rütli kaum vereinbar ist. Tell selbst scheidet hoffnungslos.

Was sich auf der Fahrt bis zu Tells Befreiung begibt, konnte Schiller nur berichten lassen, doch hat er diese Erzählung glücklich dadurch beseelt, daß er uns den Sturm, mit welchem Geßlers Schiff zu kämpfen hat, gleichsam erleben und Tell selbst seine Rettung ausführlich berichten läßt. Er führt uns an das östliche Ufer des Vierwaldstättersees unterhalb Gersau bei Sisiigen. Hier erzählt der Schiffer Kunz*) von Gersau, der von Flüelen gekommen, aber des Sturmes wegen hier landen gemußt, von Tells Gefangennehmung und Attinghausens nahem Ende, wodurch alle Hoffnung des Fischers niedergeschlagen wird. Gersau gehörte einem Edlen von Moos zu Luzern, so daß Kunz an den Leiden der Waldstätte keinen nähern Antheil hat. Kunz scheint erst später in das Stück gekommen zu sein, wie auch Pfeifer von Luzern (S. 99). Wunderlich genug treten hier derselbe Fischer und Fischerknabe auf, wie auf der entgegengesetzten Seite des Sees bei Treib I, 1, wo auch, wie hier, eine Hütte sich findet.

*) Den Namen hat Schiller frei gewählt. Kunz ist Abkürzung von Konrad, wie Hinz von Heinrich. Schiller braucht hier diese Form, bei Baumgarten Konrad selbst, bei dem Hirten das schweizerische Kuoni (Kuhni gesprochen), wie der Fischer Rudolf Ruodi (Ruhdi), Melchthal Erni heißt.

Das Ungehörige muß dem Dichter völlig entgangen sein. J. Meyers Behauptung, wir hätten hier ganz andere Personen als I, 1, der auch noch Buchheimer folgt, widerlegt nicht allein der Zettel der ersten Aufführung und das Personenverzeichniß, da sich hier kein Fischer und Fischerknabe außer Ruodi und Jenni finden, sondern auch der Umstand, daß der hier auftretende Fischer von Uri mit auf dem Rütli gewesen ist und der Fischerknabe am Schlusse Jenni angeredet wird. Unser Fischer soll Tells Gattin von diesem Kunde geben, und Ruodi finden wir wirklich V, 1 in Altorf. Wenn der Fischer und der Fischerknabe hier in der Personenangabe nicht, wie I, 1, mit ihrem Namen bezeichnet werden, so ist dies eben nur eine Ungenauigkeit, wie in ähnlicher Weise am Anfange von I, 1 der Fischerknabe, der Hirt und der Alpenjäger keine andern Personen sind als die gleich darauf in demselben Auftritte mit den Namen Jenni, Kuoni und Werni bezeichneten. Von den drei Annahmen, mit welchen Hoffmeister den Dichter hat rechtfertigen zu können gemeint, ist keine einzige glaublich. Daß der Fischer auf beiden Seiten des Sees eine bewohnbare Hütte gehabt, liegt ebenso wenig nahe als daß er nach der Zerstörung am Schlusse von I, 1 sich hier seine Hütte gebaut; so etwas mußte der Dichter wenigstens irgend andeuten. Noch sonderbarer wäre die Annahme, die hier vorkommende Hütte gehöre nicht unserm Fischer. Ganz entscheidend ist es, daß Treib zu einem andern Lande als Brunnen, Ruodi zu Uri gehört. Bellermann meint, die zweite Möglichkeit, daß der Fischer an beiden Ufern eine zur Wohnung eingerichtete Hütte habe, liege nahe genug, während doch nach allgemeinen Gebrauch der Fährmann (denn dieses ist der Fischer) nur an einem Ufer seinen Stand hat. Wenn in der dalbergischen

Handschrift die Bezeichnung der Szene als östliches Ufer des Sees und die nähere Beschreibung, daß die seltsam gestalteten Felsen im Westen den Prospekt schließen, sich noch nicht finden, so schließt er daraus mit offenbarem Unrecht, der Dichter habe ursprünglich durch einen Gewaltstreich, behufs Vereinfachung der Oertlichkeit und der Personen, die Tellenplatte vom östlichen Ufer auf das westliche verlegt, erst beim Drucke das richtige östliche Ufer eingeführt. Schon in der noch dem Jahre 1803 angehörenden Angabe der Theaterveränderungen (oben S. 14 f.) sind die Dekorationen I, 1 und IV, 1 ganz verschieden; für IV, 1 wird angegeben, „Seeufer, Fels und Wald", während I, 1 das „hohe Felsenufer mit einer „Bucht ins Land", die steilen Stege und die Aussicht auf die westlichen Gebirge näher beschrieben werden. Wie konnte Bellermann dies übersehen? Gar nicht hängt es hiermit zusammen, wenn der Dichter in der szenarischen Bemerkung zu IV, 1, 63 statt rechts hin schrieb links, d. h. links vom Zuschauer (vgl. S. 14 z. 6, 8), während ihm bei rechts die Stellung des Knaben vorschwebte. Schiller hatte vergessen, als er die Einleitung von IV, 1 schrieb, daß er in dem viel früher gedichteten ersten Auftritt des Stückes den Fischer mit dem Hirten und dem Jäger auf das westliche Ufer bei Treib versetzt hatte, das er eben so wenig nannte, wie hier Brunnen. Wenn Bellermann meine durch die Lage der Sache gebotene Annahme bei Schillers liebevollem Studium der Oertlichkeit noch unglaublicher findet als die hoffmeisterschen Möglichkeiten, so ist doch der von ihm Schiller zugemuthete tolle Gewaltstreich, mit Bewußtsein beide Ufer miteinander zu verwechseln, das Allerunglaublichste, und wird dadurch nicht verständiger, daß der Dichter selbst es beim Drucke allzubedenklich gefunden haben soll.

Der Fischer bricht in schrecklichste Verzweiflung über die Unterdrückung der Freiheit aus, die der Lebensodem des Volkes sei; die unnatürliche Grausamkeit des Landes empfindet er als ein zum Himmel schreiendes Verbrechen, über welches die ganze Natur sich empören müsse. Die Zeit bis zum Erscheinen des glücklich geretteten Tell wird in spannender, dramatisch sehr belebter Weise ausgefüllt. Dieser selbst erzählt darauf, was ihm auf der Fahrt begegnet und wie er dem Schiffe entkommen, das er mit einem Fuße weit in die wogende See zurückgestoßen habe. Sodann fragt er nach dem nächsten Wege auf Arth und Küßnacht, da er sich die hohle Gasse zwischen diesen beiden Orten zu seinem Zweck auserkoren hat; denn auf dem Weg nach seiner Burg zu Küßnacht will er Geßler tödten. Wie sehr auch Tell der Wege kundig ist, hier gilt es den allernächsten zu erfahren, den der Fischer durch seinen Knaben ihm zeigen läßt. Was er im Sinne hat, verschweigt er, da er die furchtbare That, zu welcher es ihn treibt, niemand, ehe sie geschehn ist, nennen mag; die Gewißheit, daß er sie vollenden werde, leuchtet aus seinem Auftrage an die Gattin hervor, wobei der Dichter den Tell in nähere Verbindung mit dem Rütlibunde setzt, als es der frühern Darstellung entspricht; denn nicht allein weiß dieser, daß Ruodi mit im Bunde geschworen, sondern er läßt auch seinen Schwiegervater und andere aus dem Rütlibunde, die er bei seiner Gattin finden werde (denn diese werden nicht ihre Pflicht versäumen, ihr mit Trost und Hülfe beizustehn), durch Ruodi ermuntern, sie sollen nur wacker und getrost sein.

Ehe Tell die That der Nothwehr gefaßten Muthes vollbringt, muß Rudenz zur Beschleunigung des Ausbruchs gegen die Unterdrückung sich getrieben fühlen, wozu einmal der Raub

Berthas, dann aber auch Attinghausens Tod ihn veranlaßt, von dessen Leiche er zur Befreiung eilt, um mit dem frischen Siegeskranze die Bahre des Heimgegangenen zu schmücken, dessen Herz so warm für die Freiheit geschlagen, der ihn so dringend gemahnt hatte, auf der Seite seines Volkes und Vaterlandes zu stehn. Die äußere Verbindung ist durch die in der ersten Szene gemachte Hindeutung gegeben, daß man Attinghausens Tod erwarte. Letzterer gewinnt dadurch dramatische Bedeutung, daß er mit als Veranlassung zu dem sofortigen Befreiungswerke dient; zugleich aber wirft die von Attinghausen in seinen letzten Augenblicken gesprochene Weissagung einen lichten Glanz auf die bevorstehende Befreiung und die selbständige Zukunft der später zu einem größern Bunde vereinigten Schweizerlande, welcher durch die edelsten Heldenthaten im Kampfe mit den gegen sie heranrückenden mächtigen Fürsten seine Weihe erhalten wird. Vielleicht schwebte hierbei das Ende von Goethes Egmont vor, dessen Held vor seinem Todesgange den Sieg des in mörderischem Kampfe die Unterdrücker zerschmetternden Volkes vorschaut. Attinghausens Tod ist so weit entfernt eine unnöthige Effektszene zu sein, daß dadurch die ganze folgende Handlung aus ihrem engen Kreise zu einer bedeutenden geschichtlichen Wichtigkeit sich erhebt und zum Vorspiel des großen Schweizerbundes und des Sieges der Freiheit über selbstsüchtige Fürstenmacht sich gestaltet. Der Auftritt wird dadurch belebt, daß Tells Gattin hereindringt, um ihren Vater und ihren dem Tode wunderbar entgangenen Knaben zu sehn, wobei es nur auffällt, daß der Großvater nicht, wie es Tell selbst am Schlusse des vorigen Auftritts annimmt, mit seinem Enkel erst zu seiner Tochter geeilt ist, um sie in ihrer Noth zu trösten und zu berathen, eine Pflicht,

die ihm jedenfalls näher lag als dem sterbenden Attinghausen zur Seite zu stehn*), um den ja auch Stauffacher und Melchthal und selbst Baumgarten beschäftigt sind, dessen Gegenwart wohl auf irgend eine Weise hätte begründet werden müssen. Schiller hat diese Szene benutzt, um uns von Hedwigs Mutter- und Gattenliebe ein bewegtes Bild zu entwerfen; ihr zu Liebe hat er sich jene Unwahrscheinlichkeit gestattet, zu welcher er vielleicht zunächst durch den Wunsch veranlaßt wurde, Attinghausen den Anbruch der neuen Zeit verkünden zu lassen, indem er seine Hände auf Walthers durch den Schuß geweihtes Haupt legt.

Gleich nach Attinghausens Hinscheiden tritt Rudenz ein, nach welchem man bereits gesandt hat. Aber wo er bisher geblieben, wo er Bertha verlassen, wie diese heimlich geraubt worden, wie er dann die Kunde davon erhalten, und warum er nicht gleich als er Bertha verlassen, nach dem Edelhofe zu Attinghausen zurückgekehrt, bleibt ganz in Dunkel, ja man kann sich kaum eine Möglichkeit denken, daß Rudenz Bertha verlassen habe; denn nach seinem feindlichen Auftreten gegen Geßler mußten er und Bertha fürchten, dieser werde sie von ihm trennen. Und wir können uns keine Weise erdenken, wie er irgendwo deren Raub erfahren, noch weniger wie er zum Glauben komme, Geßler halte sie nicht in seiner alten Burg zu Altorf gefangen oder habe sie nach seiner außerhalb der Waldstätte gelegenen

*) Bellermann meint, der Dichter dürfe in solchen Dingen etwas sorglos sein, wenn er uns nur nichts Unmögliches oder Schwerbegreifliches zumuthe; hier aber könne man nicht wissen, wie dringend Fürst zu Attinghausen gerufen worden sei. Eben dieses, was wir nicht wissen können, müßte irgendwie angedeutet sein; jetzt sind wir überrascht, freilich ohne uns wesentlich gestört zu fühlen.

Veste Küßnacht bringen lassen, sondern sie sei nach einer der Burgen Landenbergs entführt worden. Dies ist ein entschiedener dramatischer Fehler, der dadurch nicht an Stärke verliert, daß zwischen dem dritten und vierten Aufzug einige Stunden liegen. Aber er ist eine Folge des entworfenen Planes, nach welchem Rudenz die Burgen in Unterwalden zerstören sollte, was nur dadurch geschehn konnte, daß dies in irgend einer Weise mit Bertha in Verbindung gebracht wurde. Der bittere Schmerz, zu spät gekommen zu sein, um die Verzeihung des Heimgegangenen persönlich zu empfangen, und der feste Entschluß, sich desselben würdig zu zeigen, treiben Rudenz zu sofortigem Handeln. Nachdem er mit den drei Landleuten, welche den Bund zuerst geschlossen, sich eidlich zur Befreiung des Vaterlandes vereinigt, bringt er auf unverweilte Ausführung des auf dem Rütli beschworenen Werkes. Man kann fragen, durch wen Rudenz Nachricht von dem Bunde auf dem Rütli erhalten, da er selbst andeutet, daß er ihn nicht von Seiten der Theilnehmer selbst erfahren, auch nicht zur Geheimhaltung verpflichtet sei. Hat es ihm etwa ein Späher gemeldet oder er zufällig davon Anzeige erhalten? Beides ist wenig wahrscheinlich, noch weniger darf man denken, Geßler selbst habe um das Geheimniß gewußt. Der Dichter war hier um eine Begründung unbekümmert; er nahm ohne weiteres bei Rudenz die zu seinem Zwecke nöthige Kenntniß des Bundes an. Rudenz betrachtet sich jetzt, wo er Geßler den Gehorsam aufgekündigt hat, als Bundesgenossen, und als solcher mißbilligt er die auf dem Rütli beschlossene Aufschiebung bis zum Christfeste. Bei Tschudi wird der Ausbruch auf Neujahrstag angesetzt und er erfolgt wirklich am Morgen desselben, wie auch bei Müller und in allen bewährten Berichten.

Dagegen ist in der Chronik Etterlins und in zwei andern von Müller (Note 1 zu II, 1) angeführten Schriftstellern das Weihnachtsfest angegeben, das Schiller wohl deshalb wählte, weil ihm Geschenke am Christfeste dem gewöhnlichen Gebrauche zu entsprechen schienen, und nach Tschudi die Ueberrumpelung Sarnens bei Gelegenheit des Ueberbringens von Geschenken geschehn sollte. Rudenz wird zur Eile nicht etwa durch das Verlangen nach Tells Rettung getrieben, obgleich dies so nahe lag und jene die Bundesgenossen zur Aenderung ihres Beschlusses hätte veranlassen sollen, sondern durch den Raub Berthas, zu deren Befreiung ihn seine ganze Seele treibt. Melchthal erklärt sich gleich bereit, ihm zu folgen, da durch die Gewaltthat gegen Tell der Zustand ein anderer geworden. Stauffacher und Fürst widersprechen Rudenz nicht, dürfen aber selbst nicht, wie der von frischem Jugendmuth entflammte Melchthal, der auch seine eigene schwere Schmach zu rächen hat, ihm folgen, sie müssen die Kunde der Erstürmung der Burgen abwarten, um mit ihren unterdessen bewaffneten Genossen hervorzubrechen. Das ist freilich nicht dramatisch begründet. Rudenz ist entschlossen, alle Vesten der Tyrannei zu brechen, um in ihnen vielleicht Berthas Gefängniß zu finden. Worauf er zunächst losgehn will, sagt er nicht, da es sehr auffallen müßte, daß er die Burg des Landvogts von Unterwalden stürmen will, was die Verschworenen auf dem Rütli festgesetzt hatten, er nicht geradezu auf Küßnacht gegen den unzweifelhaften Räuber Berthas sich wendet, wenn auch Küßnacht eine kaiserliche Burg auf habsburgischem Gebiete ist; aber dort war Bertha doch zunächst zu suchen. Daß er statt dessen gerade nach Landenbergs Burgen geht, mußte wenigstens irgend begründet sein.

Geßlers Ermordung, die sich an diese Szene treffend anschließt, hat Schiller durch geschickte Zudichtungen, besonders durch den Gegensatz der muntern Hochzeit und die Zurückweisung der armen, die Freiheit ihres so lange Zeit ohne Urtheilspruch im Gefängniß eingesperrten Mannes fordernden Armgard*), auf das glücklichste belebt. Tell, der nur aus Nothwehr zu dem seiner ganzen Seele widerstrebenden Mord sich gedrungen gesehen, fühlt sich nach der That auch als Befreier des Volkes von schmachvoller Unterdrückung und bekennt sich frei zur entsetzlichen That. Auch das Volk begrüßt in dem Tode des Wütherichs den Anfang der Freiheit. Der treue Diener des Gemordeten, der vergebens seinen Herrn zur Milde gemahnt hatte, kann nichts weiter versuchen, als Küßnacht dem Kaiser zu retten. Geßlers Leiche wird durch die barmherzigen Brüder aufgehoben, da selbst der treue Rudolf der Harras nicht wagen darf, ihn fortzuschaffen. Die Szene ist dramatisch glücklich belebt, neben der auf dem Rütli und der vom Apfelschusse die wirksamste und künstlerisch vollendetste der ganzen Dichtung.

Roßberg und Sarnen sind am Anfange des fünften Aufzugs gefallen, was die Feuerzeichen und das Glockengeläute auch den Landleuten von Uri melden. Die Kunde von Tells That ist gleichfalls erschollen; wer sie gebracht, wird nicht gesagt, aber Ruodi, den Tell gesandt hatte, um der Gattin von seiner Rettung zu berichten und die Freunde zu ermuthigen, erwähnt ihrer als eines bekannten Ereignisses. Noch in der Nacht, welche Geßlers

*) Armgart, wie Schiller schrieb, ist ein willkürlich gewählter Name, wobei kaum die Bedeutung des ersten Theils des Wortes bestimmend war. Die erst später den drei Bäuerinnen III, 3 beigelegten Vornamen, Mechthild, Elsbeth (Elisabeth) und Hildegard, sind gangbarer.

Ermordung folgte, war Roßberg gefallen; an diesem Morgen ist Sarnen zerstört worden. Tells Rückkunft wird auf heute erwartet. Ruodi ist in Altorf zurückgeblieben, wo wir auch Kuoni und Werni aus Uri finden, von denen der erstere in Attinghausens Diensten steht, bei dem wir ihn II, 1 fanden. Jetzt, wo die Feuerzeichen die Erstürmung der Burgen melden, wollen auch die Vertreter Uris nicht zurückbleiben, sondern gleich die Zwingburg zerstören. Vergebens sucht Fürst sie zurückzuhalten, bis man sichere Botschaft von dem erhalten habe, was in Unterwalden und Schwyz geschehn. Dies dürfte doch eine unbegreifliche Sorglichkeit selbst bei dem besonnenen Fürst verrathen: haben ja die von Rudenz versprochenen Feuerzeichen die Siegesbotschaft gebracht, und wenn sie diese gesehen, sollten sie auf die Feinde losstürzen; auch ist jetzt um so weniger noch zu zögern, da der Tyrann von Uri, welchen man ja am meisten zu fürchten hatte, gefallen und seine Getreuen aus dem Lande geflohen. Wie kommt es, daß Fürst noch erst mündliche Kunde abwarten will, die Befreiung des Landes durch Tell nicht in Anschlag bringt und von einer Landesbewaffnung nicht die allergeringste Spur sich zeigt? Wie ganz anders zeigte sich Fürst auf dem Rütli, wo er, sobald der Rauch den Fall der Burgen verkündet habe, den Landsturm aufbieten will, um die Landvögte zu verjagen? Und jetzt, wo Geßler gefallen ist, wo er dasselbe thun müßte, was in Unterwalden geschehen ist und ohne Zweifel auch in Schwyz, spielt er den Rückhaltenden. Warum muß er denn erst abwarten, was in Schwyz geschieht, da für Uri die Gefahr nicht größer als dort ist, während in Unterwalden der Landvogt noch zu fürchten war? Statt daß Fürst auf das erste Feuersignal alle gegen die Zwingburg des gestürzten Tyrannen

aufriefe, ist er lässig, möchte gern, wenn er könnte, den Sturm abwenden, und fast ängstlich fragt er den über die Saumseligkeit in Uri erstaunten eben kommenden Melchthal, ob er die Freiheit bringe, ob alle Lande vom Feind rein seien. Der Grund dieser höchst auffälligen Ungehörigkeit dürfte darin liegen, daß die Bedeutung der That Tells für die Befreiung der drei Kantone stärker hervortreten sollte, was freilich irgend hätte angedeutet werden sollen. Wie stände es mit der Befreiung Uris, da selbst jetzt sein Hauptvertreter im Rütlibunde sich so lässig zeigt, wo durch Tells That das Haupthinderniß, der grausame Landvogt, weggeräumt ist? Freilich wirft dies auf Fürst ein höchst ungünstiges Licht, aber nur dessen Zurückhaltung machte es möglich, daß Melchthal ungestört erzählen konnte, was sie in Roßberg und Sarnen vollbracht, wie beim Brande Sarnens Bertha mit Mühe gerettet worden. Erst nach Vollendung dieser Erzählung äußert Fürst seinen Antheil an der allgemeinen Freude über die Zerstörung von Zwing-Uri, von welcher er vergebens seine Landleute hatte abhalten wollen. Mit der Vernichtung von Zwing-Uri, woran sich die Gesellen lebhaft betheiligen, ist die Befreiung der drei Lande vollendet, ohne daß in Uri irgend eine zum Schutz und Trutz bereite bewaffnete Macht sich zeigte. Hiermit könnte das Stück seinen vollen Abschluß finden, sollte man es nicht etwa für nöthig halten, daß der zurückkehrende Wilhelm Tell von der auf den Trümmern der Veste stehenden Menge als Befreier und Retter der Waldstätte begrüßt, auch Rudenz als der kühne Erstürmer von Sarnen, der den Ausbruch begonnen, mit der geretteten Bertha bewillkommt werden sollte. Schiller aber wollte auch noch die glückliche Beseitigung der nächsten Furcht vor dem Kaiser durch

dessen geschichtlich erst vier Monate später fallende, aber auch in Tschudis Bericht aufgenommene Ermordung zur Darstellung bringen. Dabei ließ er sich die Gelegenheit nicht entgehn, den Gegensatz der von der Nothwehr Tell aufgezwungenen That zu dem Frevel des Mörders des Königs und Oheims scharf hervorzuheben. Aber diese ganze Darstellung fällt aus dem Rahmen unseres Dramas heraus; die Furcht vor dem Kaiser kann dem Zuschauer bei dem jubelnden Antheil an der gewaltsamen Befreiung eines edlen, der Freiheit würdigen, lange schmählich mißhandelten Volkes gar nicht in den Sinn kommen. Statt dieses freilich in Schillers Weise großartig sich gestaltenden Schlusses würde eine wirksame Ausführung des Ausbruches in Uri und die förmliche Schließung des Schutz- und Trutzbundes der drei Lande dem Drama den würdigsten Abschluß gegeben haben; dabei könnte Attinghausens gedacht werden und die selbstbewußte Ueberzeugung, daß sie jeden Angriff einer fremden Macht heldenmäßig zurückschlagen werden, sich in feierlichster Weise aussprechen.

Von den auf dem Rütli versammelten Vertretern Uris fehlen noch der Pfarrer und der Sigrist (schweizerisch für Sakristan, Kirchner, Küster), von den drei Männern, die den ersten Bund geschlossen, noch Stauffacher, während Baumgarten mit Melchthal gekommen war, an den er sich zur Zerstörung der Burgen angeschlossen zu haben scheint; dies aber wird nicht erwähnt, wie Baumgarten überhaupt hier und auch IV, 2 zu wenig betheiligt erscheint. Zunächst kommen der Pfarrer Rösselmann und Stauffacher mit der Kunde von der Ermordung des Kaisers, worin der erstere des Himmels Strafgericht, der andere ein Glück für die Sicherheit ihrer Lande erkennt. Bei Stauffachers belebter

Erzählung, in welcher Schiller nicht umhin konnte, dem ihm befreundeten Geschichtschreiber der Schweiz ein Denkmal zu errichten*), folgt er ganz der geschichtlichen Ueberlieferung, ebenso bei der Darstellung des allgemein erregten Schreckens und der den Mördern drohenden Rache. Er mußte dasjenige, was der Zeit nach weit auseinander lag, nahe aneinander rücken, die erst beinahe sieben Monate nach Albrechts Tod erfolgte Wahl des neuen Kaisers als bereits gemeldet, die Reichsacht, welche Kaiser Heinrich VII. zu Speier über die Mörder aussprach, als gleich erfolgt und die grausame Verfolgung von Seiten der Tochter Albrechts als unmittelbar drohend annehmen. Der von Schiller dazu aufgesparte Sigrist kommt mit dem Reichsboten als Ueberbringer des freundlichen Schreibens der Königin Wittwe, in welchem diese die drei Lande ersucht, auf die Mörder ihres Gatten zu achten und, wenn sie derselben habhaft werden könnten, sie zu fangen. Tschudi gedenkt dieser „namhaften Botschaft" nach den Briefen, welche die Königin an alle „Städte und Flecken" geschickt habe. Erst nachdem sowohl Stauffacher als Fürst und Melchthal der unwilligen Stimme des Volkes ihren entschiedenen Ausdruck gegeben, gedenkt Stauffacher auch Tells als Stifters ihrer Freiheit, was er nur insofern ist, als er aus Nothwehr Geßler niedergeschossen hat, der auf dem Rütli als das schlimmste Hinderniß der Befreiung bezeichnet wurde, zu

*) Böttiger berichtet, in der ersten Vorstellung Tells zu Weimar hätten sich bei dieser Stelle alle Blicke auf den zufällig anwesenden Müller gerichtet, der neben Wieland in der fürstlichen Loge gesessen, und Wieland sei dadurch zu einer Bemerkung an die gleichfalls gegenwärtige Frau von Staël veranlaßt worden. Aber zur Zeit der ersten Vorstellung befand sich weder Müller noch Frau von Staël zu Weimar, auch bei keiner folgenden. Vgl. S. 21. 46.

dessen Beseitigung nicht einmal ein Plan gefaßt wurde, und so fordert er alle auf, nach dem Hause des Befreiers zu ziehen, um ihm den Dank des Volkes darzubringen, obgleich seiner Rückkehr noch gar nicht gedacht ist, ja diese in Wirklichkeit erst darauf erfolgt. Fürst scheint seinen Schwiegersohn Tell so ganz vergessen zu haben, daß man fast glauben könnte, er grolle ihm wegen Geßlers Ermordung.

In die Szene von Tells glücklicher Heimkehr bei den Seinen hat Schiller die Ankunft des Johannes Parricida*) eingefügt, um durch den Gegensatz der leidenschaftlichen Rache des Königsmörders die reine That Tells, der nur aus Nothwehr den Todfeind niederschoß, noch mehr zu heben, was doch sehr unnöthig sein dürfte. Wenn Hoffmeister behauptet, in dem frühern Theile des Stückes sei die That Tells nur von dem modernen Revolutionswesen unterschieden worden, hier werde sie als gerechte Nothwehr des Vaters und Gatten dargestellt, so ist es unbegreiflich, wie er übersehn konnte, daß dies in Tells Monolog schon so entschieden als möglich geschehen war. Wohl wird auch in Tschudis Chronik die Geschichte des Herzogs zwischen der der Waldstätte erzählt, aber was der Chronik ganz gemäß ist, ziemt nicht der einen festen Einheitspunkt verlangenden Dichtung, und Schiller hat auch dadurch, daß er schon in der Rütliszene gelegentlich der willkürlichen Behandlung des Herzogs vom Könige gedenken läßt, eine innere Verbindung nicht herzustellen vermocht. Bei Tschudi fand er nur, daß der Herzog und seine Helfershelfer heimlich sich um die Hülfe und den Beistand der Waldstätte bewarben, aber abschläglich beschieden wurden; der

*) Diesen Namen des Verwandtenmörders, den ihm österreichische Chronisten beilegten, führt der Herzog in der Geschichte.

Herzog floh durch das Gebiet von Zug, blieb einige Tage unerkannt im Kloster Einsiedeln und wandte sich dann nach Italien. Statt nach Einsiedeln läßt Schiller den herzoglichen Königsmörder auf seiner wirren Flucht zufällig in das Haus des einfachen Landmanns gelangen, durch dessen Hand Geßler gefallen ist — allerdings ein starker Zufall, wie man ihn aber dem dramatischen Dichter gestatten muß.

Tells Gattin kann ihre Freude, daß dieser heute heimkehren wird, nicht zurückhalten: das Herz drängt sie, auch ihre Knaben dieses Glück schon vorempfinden zu lassen. Man kann fragen, wie und woher sie die Kunde bekommen, daß Tell heute zurückkehre, da Ruodi nur melden konnte, er sei gerettet und bald würden sie von ihm hören, ja es dürfte auffallen, daß er nicht schon zurückgekehrt ist, wozu er nach dem noch vor Abend erfolgten Schusse auf Geßler Zeit genug hatte. Auch die Betonung des heute ist kaum ganz gerechtfertigt, da Tell erst gestern Morgen von Hause gegangen ist. Den Ausdruck ihrer Freude an der Rettung des Knaben läßt man sich auch hier gefallen, obgleich ihre erste Freude darüber schon IV, 2 dargestellt ist. Die Aufnahme des Mönchs, die schreckliche Ahnung Hedwigs bei seinem Anblick und die Bitte des Verzweifelnden sind glücklich dargestellt, nicht weniger Hedwigs Freude über die Rückkunft des Gatten und ihre der Frau des edlen Rächers würdige Scheu, dessen Hand zu ergreifen, da sie Blut vergossen habe. In Parricidas verzweifelnde Seele fällt ein Hoffnungsstrahl durch die Gewißheit, daß der Zufall ihn zu Tell geführt, von dessen That er auf seiner scheuen Flucht vernommen hat. Als er aber seine That der von Tell vollbrachten gleichstellen und sich als Landesbefreier ausgeben will, da ergreift diesen Grausen vor dem

Mörder; sofort dringt er auf die Entfernung der Seinigen, die nicht mit einem solchen Frevler zusammen weilen dürfen. Dem ehrsüchtigen Mörder des Königs und Oheims gegenüber darf er sich das Zeugniß geben, daß er nur der Nothwehr gefolgt, sich selbst, Haus und Familie geschützt hat. Der Abscheu vor dem Morde des Königs und Verwandten sollte eben, um den Gegensatz von Tells Nothwehr hervorzuheben, sich auf das schärfste ausprägen: doch Tells mitfühlendes Herz darf ihn nicht ganz ohne Theilnahme an seinem argen Unglück scheiden lassen, die zunächst dadurch in ihm erregt wird, daß er in dem Tiefgefallenen einen Enkel seines heimgegangenen verehrten Königs Rudolf vor sich sieht. Parricidas Vertheidigung, daß er bitter gereizt worden, schneidet Tell in einer jede Beschönigung mißbilligenden Weise ab, ja er geht so weit, daß er der Wahrheit zuwider dem Könige Recht gibt, der nur, weil er seinen ungestümen Sinn erkannt, die Herrschaft ihm verweigert habe. Aber die unendliche Tiefe seines Unglücks erregt doch Tells Erbarmen, da Parricida selbst vom Bewußtsein seiner Schuld nicht weniger wie von seinem Schicksale verfolgt wird, und so gibt er ihm den einzigen ihm möglichen Rath: er fordert, im Anschluß an die Vorstellungen der Zeit, ihn ernstlich auf, dem Papste selbst reuevoll seine Schuld zu gestehn*), und er gibt ihm den Weg an, auf dem er nach Italien zu gelangen suchen müsse. So tritt, wie in den vier ersten Aufzügen die großartige Natur um den Vierwaldstättersee, am Schlusse die schaurige Gotthardstraße uns fast sinnlich vor die Seele.

---

*) Nach einer Sage soll er wirklich von Papst Clemens V. in Avignon Verzeihung erlangt haben und als Augustinermönch zu Pisa gestorben sein.

Mit Recht hat die Parricidaszene von jeher ein gewisses Unbehagen hervorgerufen, da der Gegensatz zwischen der That Tells und der des unglücklichen Herzogs gar zu grell hervortritt und der grausamen Anreizungen, durch welche Albrecht den leidenschaftlichen Jüngling zum Aeußersten hinriß, gar keine Rechnung getragen wird; hatte ja der habgierige König das gute Recht seines nächsten Verwandten auf die ruchloseste Weise verletzt, wie es Schiller selbst in der Rütliszene andeutete. Leider ist unser Uhland nicht zur Ausführung dieser schrecklichen Tragödie gekommen. Als Eckermann ein Jahr vor Goethes Tode diesem seine Verwunderung äußerte, daß Schiller seinen Helden sich so unedel gegen den flüchtigen Herzog benehmen lasse, daß er ein hartes Gericht über diesen halte, während er sich seiner eigenen That brüste, erwiderte er: wenn Schiller einen so unbegreiflichen Fehler gemacht habe, so sei dieses wohl aus dem Einflusse der Frauen zu erklären. Aber Goethe selbst schwebte damals die Parricidaszene, die er auf der Bühne nicht beanstandet hatte und die ihm Eckermann doch gar zu einseitig bezeichnete, nicht mehr lebendig vor. Schillers Gattin und Schwägerin, an welche hier allein zu denken wäre, hatten kaum einen Einfluß auf seine dichterischen Entwürfe, wenn deren Beifall ihn auch manchmal hob und in dem Begonnenen bestärkte.*) Den Parricida,

*) Ich darf dies ruhig stehn lassen, obgleich mir Bellermann die Behauptung von Schillers Tochter Emilie entgegenhält, ihre Mutter habe diese Szene verlangt. Emilie ward erst nach Vollendung des Tell geboren, und wenn ihre Mutter ihr später wirklich erzählte, sie habe diese Szene verlangt, so mochte diese in der Erinnerung ihre Billigung derselben manchen gegenüber, die daran Anstoß nahmen, zu einem jedenfalls übertriebenen Verlangen steigern, wenn sie anders sich wirklich dieses Ausdrucks bediente. Den Gedanken, den Parricida

den ihm Tschudi darbot, bei Tell einzuführen, wurde der Dichter eben durch den Wunsch bestimmt, den Gegensatz zwischen beiden Thaten scharf hervortreten zu lassen. Der erste Theil dieses Auftritts, wo Tell so leidenschaftlich streng den Unglücklichen verdammt, den die schnöde Rechtsverletzung seines Oheims zum Aeußersten getrieben hatte, dürfte am wenigsten einem zarten, zum Mitleid geneigten Frauengemüth sich empfehlen, wie ergreifend auch der zweite wirkt, worin der vom Unglück des Enkels von Rudolf tiefbewegte Tell mit dem einzigen Rathe, den er dem schuldbelasteten, von der Acht verfolgten Parricida geben kann, wenigstens eine Aussicht der Ruhe ihm eröffnet, die einzuschlagende Straße genau bezeichnet und ihn von seiner Gattin, die er jetzt nicht mehr voll Entsetzen wegweist, reichlich auf die Reise versehn läßt. Und gerade dieser letztere wird Schillers Gattin ergriffen haben, wenn sie auch die Absicht des erstern im Sinne des Dichters billigte.

Das auf die Parricidaszene folgende massenhafte Hoch des schön gruppirten Volkes ist doch nur ein Theatereffekt, und die wenigen Worte des zuletzt auftretenden adligen Paares fallen nach dieser Schauszene und der vorhergehenden ergreifenden Darstellung matt ab. Ja, was haben Rudenz und Bertha bei Tells Wohnung zu thun, wenn sie es zu keinem Worte für diesen bringen, Rudenz nur die Landleute umarmt, Bertha Tells Gattin! Auch daß Frauen und Kinder hier fehlen, fällt auf; denn wenn diese sich bei der Zerstörung von Zwing-Uri bethei-

auftreten zu lassen, hatte diese ihm unmöglich eingegeben. Selbst Schillers Schwägerin, die viel größern Einfluß als die Gattin auf seine Dichtung übte, gab ihm keine dichterischen Gedanken ein. Beider Beifall trieb und hob ihn und einzelne ihrer Bemerkungen über das Gedichtete ließ er sich nicht entgehen.

ligten, warum bleiben sie fern, wo das gesammte Volk dem Tell, dem Retter der Heiligkeit der Familie, seinen Dank darbringt? Das junge Geschlecht darf nicht bloß durch Tells Knaben vertreten sein.

Den Vorwurf des Mangels entschiedener dichterischer Einheit nebst manchen einzelnen Ausstellungen konnten wir dem Schauspiele nicht ersparen. Zur Rettung des erstern hilft es nichts zu sagen, die Nation selbst sei der Held des Stückes; denn dazu tritt Tell vom dritten Aufzug an viel zu bedeutend hervor, das Volk gar zu sehr zurück, für das fast allein der adlige Rudenz mit Melchthal *handelnd* erscheint, so daß man sagen kann, alle, die sich thätig zeigen, die nicht bei bloßen Worten und Beschlüssen stehn bleiben, werden durch ihre eigenen Angelegenheiten bestimmt, das Vaterland kommt höchstens nebenbei in Betracht: Tell schützt sein eigenes Leben und das der Seinen, Rudenz sucht die geraubte Bertha unter den Trümmern der Tyrannei, Melchthal rächt seinen Vater. Die beiden ersten Aufzüge, von denen der zweite aus zwei unvermittelten Szenen besteht, stimmen, man sage zu ihrem verdienten Lobe, was man wolle, durchaus nicht zum folgenden; sie lassen ein größeres Hervortreten der sich befreienden Waldstätte und ihrer Führer erwarten, als bei der ausführlichen Darstellung der Geschichte Tells möglich war, zu welcher gar noch die rein erfundene des adligen Junkers kam, der zuletzt als würdiger Erbe des schweizerischen Edelmanns erscheint, aber freilich erst in Folge seiner Liebe zu Bertha, die ihn bekehrt hat. Seltsam meint Hoffmeister, daß Schiller den Bund der Eidgenossen so herabdrücke, habe in der Intention des Schauspiels gelegen, welches dem Tell den Lorbeerkranz darreichen wollte, den der Bund nicht habe brechen können. Aber das Herabdrücken des Bundes er-

folgt erst seit dem dritten Aufzuge, weil Tell von dort an mehr hervortreten sollte, was unmöglich ohne Schädigung der einheitlichen Wirkung geschehn konnte. Der Bund mit seinen Vertretern ist von jetzt an ganz verwandelt, sie thun nichts, nur der einzige Melchthal betheiligt sich an der Befreiung, die von Rudenz ausgeht, an der Tell nur unwillkürlich durch eine That der Nothwehr Theil hat. Die Erwartungen, die wir vom Bunde hegen mußten, gehen nicht im geringsten in Erfüllung, und so entbehrt die Durchführung des Stückes der innern Einheit, wenn diese auch freilich sachlich in der Befreiung der Urkantone liegt, von welcher das Drama eher seinen Namen führen sollte, wäre nicht zuletzt die Handlung auf die Feier Tells zugespitzt. Ein Drama, welches den Bund so mächtig einführt, mußte ihn auch handeln und seinen Zweck selbstthätig erreichen lassen; daß andere und der Zufall für ihn eintreten, ist und bleibt ein großer Fehler des dichterischen Plans, der noch vor der Mitte des Weges eine durchaus andere Bahn einschlägt. Hoffmeister hilft sich nur durch sophistische Rednerei, die ihren Gipfelpunkt in der haltlosen Behauptung erreicht, die Rütlibeschlüsse seien gleichsam nur im stillen Hinblick auf Tell gefaßt worden, ja er findet es sogar schön, daß jede Szene vom dritten Aufzuge an das Bild der Eidgenossen schwäche, dagegen die tiefbegründete Gestalt Tells kühner ausmale — der entschiedenste Fehler wird zur Tugend gestempelt, um den Dichter zu retten. Der Mangel an künstlerischer Einheit dürfte Schiller selbst nicht entgangen sein*), aber

*) Darauf glauben wir seine Aeußerung im Briefe an Humboldt vom 5. April 1805 beziehen zu müssen: mit dem Tell habe er, wenn auch keinen Rückschritt, doch vielleicht einen Seitenschritt gethan, indem es ihm begegnet sein könne, den materiellen Forderungen der Welt und der Zeit etwas eingeräumt

er wollte einmal ein Volksstück geben, worin die Sage von Wilhelm Tell zu lebendiger dramatischer Darstellung gelangte, sich dabei aber nicht entgehn lassen, die gleichfalls die Zeit sehr anziehende Erhebung des freien, unwürdig geknechteten, seiner verbrieften und natürlichen Rechte beraubten Volkes der Waldstätte auf die Bühne zu bringen, wozu noch als dritter Hauptpunkt die gegenständliche Schilderung des seiner patriarchalischen Sitten wegen gepriesenen Schweizervolkes und der Schweizernatur, besonders um den Vierwaldstättersee, kam. Künstlerisch läßt sich die Einheit nur retten, wenn man nicht vor der Ansicht zurückschreckt, Schiller habe hier zeigen wollen, daß der allgemeine Unwille der Unterdrückten trotz aller Bünde nichts vermöge, falls nicht einzelne durch erlittene Mißhandlung sich zu verzweifelten Thaten hinreißen lassen, wie hier Tell, Melchthal und Rudenz. Durch die selbsterfundene Geschichte von Rudenz wurde die dramatische Einheit noch mehr zersplittert. Diese war eigentlich, wie im Wallenstein Max und Thekla, sein Liebling, sie gelang aber weniger als die Belebung jener im Rahmen des Verrathes des gewaltigen Heerführers. Wenn wir es erklärlich finden, daß der Rütlibund seit dem Hervortreten Tells in den Hintergrund tritt, so fällt es dagegen auf, daß selbst im fünften Aufzug die Bundesführer, Melchthal ausgenommen, so wenig thatkräftig erscheinen, Fürst geradezu gebrochen erscheint, auch Stauffacher herabgesunken ist, so daß seine Gertrud den edlen,

---

zu haben. Er häufte hier dramatisch wirksame Darstellungen, an denen Tell so reich ist, darüber aber ging die geschlossene Einheit einer sich vor den Augen der Zuschauer entwickelnden und vollendenden Handlung des eigentlichen Helden verloren.

freisinnigen Gatten nicht mehr wiedererkennen würde. Diese, welche doch den ersten Anstoß zum Bunde gegeben, ist zuletzt ganz vergessen, ihr Name erscheint nur in einer später weggefallenen szenarischen Bemerkung, nach welcher Tell außer seiner Gattin auch sie umarmen soll.

Daß es dem fünften Aufzug an lebendiger Handlung fehlt, empfinden wir trotz Bellermann als einen künstlerischen Mangel, da dramatisches Leben in jedem Drama bis zu Ende pulsiren muß. Mit seinem „frohen, frischen Ausblick in eine neue Entwicklung" ist es nicht gethan, dieser muß eben nur die Folge der bis zum Schlusse sich auf ihrer Höhe haltenden Handlung sein, selbst der Ausblick dramatisch sich gestalten, wie im Egmont, wo wir mit dem in den Tod gehenden Helden den Sieg der Freiheit über die Unterdrückung des sich für allgewaltig haltenden Tyrannen lebendig vorschauen. Ob das Stück Trauer- oder Schauspiel ist, verschlägt darin nichts, die reine dramatische Kunstform fordert in allen Theilen bewegtes Leben, das durch die pomphafteste Schaustellung nicht ersetzt werden kann. Aber Schiller wollte im Tell, wie er selbst erklärt hat, ein die Bühne erschütterndes Volksstück geben, und dies ist ihm auf der Höhe seiner dramatischen Kraft glänzend gelungen.

Sehr häufig hat sich Schiller im Aufzuge Szenenwechsel gestattet, im ersten sogar dreimal, und im zweiten zwischen zwei Szenen die Zeit vom Morgen bis zur Mitternacht verfließen lassen. Zwischen den einzelnen Aufzügen liegt mit Ausnahme des Uebergangs vom dritten zum vierten mehr als ein Tag. Hierbei schwebte ihm Shakespeares Freiheit vor, dessen großartige Behandlung im Julius Cäsar ihm zum Vorbild diente. Vgl. S. 11.

In dramatischer Belebung und großartiger Ausführung erringt Tell den höchsten Preis. Mit welcher mächtigen Gestaltungskraft sind besonders die Szenen auf dem Rütli, die des Apfelschusses und des auf Geßler lauernden und ihn endlich erschießenden Tell entworfen! Auch im einzelnen bewährt sich des Dichters dramatische Kraft auf glänzende Weise: alles tritt, einen großen Theil des letzten Aufzugs abgerechnet, in anschaulichem Leben und bewegter Entwicklung hervor. Die Charaktere sind ebenso scharf und eigenthümlich geschieden wie meist glücklich durchgeführt. Nur der Fischer Ruodi des ersten Aufzugs ist besonders seit dem vierten Aufzug ein ganz anderer als im ersten, wo er den Gegensatz zu dem kühnen Retter Tell bildet. Tell selbst erscheint als der Unbesonnene, den es zu kühner That drängt, welche die Seele seines Lebens, aber, wenn er auch kein Mann des Rathes und der Worte ist, so besitzt er doch den gesunden Verstand eines Naturmenschen. Von den kurzen Spruchworten, deren man im Tell 39 gezählt hat, gehört fast die Hälfte (18) ihm an, von den übrigen Personen sprechen die meisten der alte Attinghausen (5) und Stauffachers Gattin (4), je zwei Stauffacher, der Landammann Reding und Ruodi, fünf andere nur je einen. Den entschiedensten Gegensatz zu Tell haben wir in seinem Schwiegervater, Fürst, dem Manne der Vorsicht, während Stauffacher besonnene Erwägung mit Entschiedenheit verbindet. Einen andern Gegensatz zu Tell bietet der feurige Melchthal, die Lieblingsgestalt des Dichters, der einzige der Stifter des Bundes, der begeistert Hand anlegt. Attinghausen ist das Musterbild eines edlen Schweizer Adligen, sein Neffe Rudenz leicht bestimmbar, aber, wo er seinen Drange folgt, beherzt und kühn. Geßler, der kalte Tyrann schwelgt übermüthig

in dem ihm übertragenen Henkeramte, das Volk zu vergewaltigen. Von den Frauen ist Stauffachers Gattin eine echte freie Schweizerin, mit vielleicht etwas zu scharfen Zügen gezeichnet, Tells Hedwig die liebevolle Gattin und Mutter. Bertha erscheint als die adlige Schweizerin, die ihr Volk und die Freiheit liebt, aber auch als eine schöne Seele, die das Glück wahrer Liebe innig empfindet, doch dürfte es ihrem Bilde an frischem Leben fehlen. Besondere Sorgfalt ist auf die Eigenthümlichkeit der Schweizer, besonders der Waldstätte, in jener Zeit verwandt. Viele diesen eigenthümliche Vorstellungen, die Schiller aus genauer Bekanntschaft mit geschichtlichen und beschreibenden Werken über die Schweiz schöpfte, hat er seiner Dichtung eingewebt, auch zahlreiche Ausdrücke, worin er zuweilen fast des Guten zu viel gethan haben dürfte, so daß die Rede damit wie gesättigt scheint, ja einzelnes ist ohne genauere Kenntniß, die doch beim Zuschauer nicht vorausgesetzt werden darf, unverständlich. Aus der einfachen homerischen Sprache hat der Dichter, wie wir oben bemerkten, sich manches angeeignet, weniger aus der biblischen Rede. Sonst ist überall der individuelle Ton der Personen und die charakteristische Farbe der augenblicklichen Stimmung mit feiner Beobachtung getroffen.

Lyrische Maße finden sich im Tell nur in den wenigen eingelegten Liedern, und zwar sehr einfache, da zu Monologen, die in wechselnden Strophenmaßen sich ergießen, bei der Befreiung des aus der Unterdrückung sich muthig emporringenden einfachen Bergvolkes keine Veranlassung gegeben war. Die Behandlung des dramatischen Verses zeigt dieselbe Freiheit wie in den letzten Stücken. Sechsfüßler, die wohl alle unwillkürlich sich eingestellt haben, finden wir 23, von denen nur 9 auf zwei Personen ver-

theilt sind. Vierfüßige hat sich Schiller nur fünfmal (II, 1. III, 1. IV, 1. 2) erlaubt, viertehalb- bis zweifüßige einigemal, in Attinghausens letzten Worten: „Seid einig — einig — einig"! (IV, 1), in Tells Ruf: „Oeffnet die Gasse! Platz!", in Rösselmanns; „Still! Lasset hören!" (V, 1), dann gleich darauf in dem unwilligen: „Der Lieb' und Gunst!", endlich in Tells Mahnung an Parricida; „Steht auf! Steht auf!" (V, 2). Einmal (I, 3) bildet der Ruf: „Was gibts?" einen Vers.*) Die Trennung eines Wortes zwischen zwei Versen finden wir nur I, 2 in dem zusammengesetzten Gewaltbeginnen. Enge zusammengehörende Wörter sind verhältnißmäßig selten durch den Schluß des einen Verses von einander getrennt, wie den | Vertriebenen, alle | Wohnstätten. Der Gebrauch eines Trochäus statt des Jambus (d. h. die Betonung einer an sich kurzen Silbe) zeigt sich, wie in Turandot und der Braut, häufig, meist im ersten Fuße (an 50 Stellen), nur sechsmal im vierten, dreimal im dritten. So werden die letzten Silben gelängt von Vater, Mutter, Bertha, Uli, Ulrich, Uri, eile, höre, haltet, raset, finden, welches, großes, eher, mitten, über, unter, gegen, wehe. Der Anapäst statt des Jambus steht, meistens am Anfange des Verses, an 22 Stellen, ver-

*) Ein paarmal hat der Dichter für den Druck einen in der Handschrift fehlenden Fuß hinzugefügt, so z. B. I, 2, 34 sage eingeschoben, IV, 3, 116 o Herr zugesetzt, I, 3, 37 Gebt Acht statt Hört, I, 4, 6 denn so sträfliches statt schweres denn gesetzt, anderswo einen überzähligen Fuß gestrichen, wie I, 2, 106 Drucks statt harten Drucks, III, 3, 152 (nach Vollmer) bewähren statt zu Tage bringen, 229 Vaters statt meines Vaters gesetzt, IV, 1, 98 könnt' einer retten statt wenn einer retten könnte, V, 1, 194 bringt statt überbringt, 2, 81 eh' ihr — statt eh' ihr richtet, III, 3, 143 'nen Apfel schießt statt einen Apfel schießt er dir.

hältnißmäßig häufiger als in der Braut. Nicht selten beginnt der Vers mit einer Präposition oder einer Konjunktion und dem Artikel (in des Kaisers, in die Seele, in den einsamen, von den Wänden, mit dem Schwert, für den Tell, ins Gefängniß, wenn die Berge, einmal auch mit Begierde), oder mit dem als zwei Kürzen gemessenen einer, unser, euer, dieser (einen Apfel, unser ist, euer Eidam, euer Staub, dieser Mann, diese Wellen, diese Felsen).*) Die beiden letzten unmittelbar hintereinander folgenden Fälle stehen absichtlich in einer sehr bewegten Stelle (IV, 1, 79 f.). Auch die Versanfänge Ein Verräther, Er ist doppelt, Ich erwart' fließen leicht, härter dagegen sind Aufgeboten, Haltet fest, Laßt es über. Nächst dem ersten hat der fünfte Fuß am häufigsten den Anapäst; wir zählen acht dieser Fälle. Der Vers schließt mit lebende Menschen, flammende Boten, Lawine begraben, Männer und Weiber, oder der Kaiser**), über die Erde, ist der Apfel, wollen wir handeln. V, 1, 106 ist der Anapäst des fünften Fußes in Hört ihr! der Kaiser durch Streichung von ihr weggeschafft. Sieben Verse zeigen den Anapäst im dritten Fuße***), einmal im Namen

*) II, 2, 99 hat der Dichter etwas hart Mein' (statt Meine) Ehr' hab' ich im Drucke gesetzt. IV, 3, 145 ist das jetzige Wär'n statt Wären im Munde des Flurschützen nicht unpassend.

**) Ursprünglich bildete hier oder den vierten Fuß; diese Härte schaffte Schiller dadurch weg, daß er Lande statt Land schrieb, wonach die zweite Silbe von oder noch in den fünften Fuß fiel.

***) Früher stand auch I, 2, 137 der rohe Wütherich statt der ungeheure und im vierten Fuße III, 3, 133 Gasse (statt Gass') ihm in, V, 1, 81 ihn uns aufbewahren, wo uns gestrichen wurde, V, 1, 106: „Der Vater kommt! Es kommen (statt nahn) im frohen Zug."

Meier von Sarnen, ein andermal fast malerisch in den Worten in den Nachen sprang er, viermal mit dazwischen liegendem Satzschlusse (berichtet. Nun aber, | gerettet? Sie ist's. | eben. Doch was. Kinder! | Ihr seid), einmal nach dem Vordersatze (Schritte, so wirst), wo man unnöthig Schritt geschrieben. Auch im zweiten Fuße finden wir den Anapäst (Ins Feuer mit ihm, Die Feuersignale, Wahnsinnige, Die Königin Elsbeth), nur einmal im vierten (in ruhigen Zeiten).*)

Den seit Wallenstein benutzten Reim hat Schiller im Tell verhältnißmäßig seltener angewandt, am meisten in der Liebesszene zwischen Bertha und Rudenz III, 2 und in Tells großem Monolog IV, 3. In ersterer tritt Rudenz mit vier Reimversen auf; erst nach fünfzig Versen zwischen ihm und Bertha findet sich wieder ein Reimpaar, worin Rudenz die Seligkeit und den Schmerz über Berthas Eröffnung ausspricht; 21 Verse später folgen drei durch Zwischenverse getrennte Reimpaare in Berthas Rede; sechs anfangs verschlungene Reimverse schließen die erste, zwei Reimpaare (a a b c c b) die zweite Rede von Rudenz, drei die Erwiderung Berthas (a b a c d c d), und Rudenz antwortet mit drei anfangs verschlungenen Reimpaaren; die 16 Schlußverse der Szene sind reimlos. Tells Monolog zerfällt in 9 Abschnitte, von denen der dritte bis siebente mit einem Reimpaare schließen (nur der sechste männlich). Auch die Erklärungen von Stauffacher, Fürst und Melchthal am Ende von V, 1 laufen in

*) I, 2, 52 hat Schiller im Drucke werd' statt werde, I, 3, 50 'nen statt einen gesetzt. IV, 1 ist zweimal (8. 110) Fluelen, das Flülen gesprochen wird, statt Flüelen zu lesen, wie es I, 4, 63 richtig steht. Flüelen ist die neuere Form. Auch Muotta wird II, 2, 222 zweisilbig gebraucht.

ein männliches Reimpar aus. Sonst finden sich zwei Reimpaare hintereinander oder verschlungen nur I, 3 (bei Tells Abgang), am Ende von I, 4. II, 2. IV, 1 und V, 3, mit zwischentretenden Versen III, 3 (im Gespräche Tells mit dem Knaben) und am Ende von IV, 2, ein Reimpaar dreimal III, 2 (unter anderm am Schlusse), zweimal II, 2, einmal I, 3 (vor dem Abgange der Gesellen), IV, 3 (unmittelbar vor dem Gesange der barmherzigen Brüder) und V, 1 in Melchthals Worten nach Stauffachers Erzählung vom Tode des Kaisers (149 f.).

IV. Erläuterung.

Erster Aufzug.

Die drängende Noth der Waldstätte treibt Stauffacher, Fürst und Melchthal zum Befreiungsbunde. Tell, der als bereiter Helfer in ärgster Noth hervortritt, spricht die Hoffnung aus, auch die Veste Zwing-Uri könne wieder fallen, da er des Glaubens lebt, Gott habe ihnen die Berge als ewiges Haus der Freiheit gegründet. So deutet er als entfernte Hoffnung dasjenige an, was am Schlusse auf wunderbare Weise in Folge seiner eigenen Rache für Geßlers an ihm selbst verübte Vergewaltigung geschieht.

Erste Szene. Tell rettet trotz des Sturmes den von den Reitern des Landvogts Landenberg verfolgten Baumgarten, welcher den Burgvogt Wolfenschießen als Schänder seiner Ehre getödtet hat, jene aber rächen sich an Herden und Hütten.

Der Dichter führt uns hier bei heiterm Sonnenschein, wohl gegen Mittag, an das westliche Ufer des Vierwaldstättersees bei Treib, wo wir den prächtigen Anblick auf die grünen Wiesen*), Dörfer und Höhen des jenseits malerisch am Fuße des Hackens gelegenen Schwyz, der Urheimat der Schweizer, genießen. Der

*) Matten, süddeutsch, besonders in der Schweiz gangbar von jeder Gras zur Weide tragenden Fläche, nahm Schiller aus Tschudi. Vgl. S. 50. 147**.

Haken oder Haggen*) erhebt sich in zwei hohen Bergspitzen, den sogenannten Myten.**) Die Eisgebirge, die man zur Linken sieht, sind die von Glarus. Diesen Anblick dürften dem Dichter eher Goethe und Meyer als Beschreibungen in Büchern veranschaulicht haben.***) Der Schall des Kuhreihens und das Geläute der Heerden versetzen uns gleich in das Hirtenland, das sich durch seine drei Hauptvertreter, Fischer, die zugleich Schiffer sind, Hirten und Jäger, darstellt. Ueber den Kuhreihen (von reihen, holen, französisch rang des vaches) fand Schiller bei Ebel I, 152 ff. genaueste Auskunft. Vgl. S. 18 f. 29 f. Der Reihen, der eigentlich zum Locken der im Gebirg zerstreuten Kühe in der Melkzeit bestimmt ist, aber von den Hirten auch beim Austreiben der Herden und sonst gesungen wird, besteht aus einer Reihe einfacher, in der Kehle gebildeter Töne ohne Worte, die, auf mannigfache Weise gemodelt, durch Höhen und Thäler wiederhallen; geblasen wird er auf einem großen Horne, dem

*) Schiller schreibt Haken mit Müller. Er folgt hier wohl dessen Beschreibung: „Mitten in schönen Wiesen am Fuß des Berges Haken, der sich in doppelter Spitze erhebt, unweit von dem Ufer des Waldstettensees (von hier an durch schreckliche Felsen in eine Kluft gedrängt) liegt Schwytz, von dem alle Eidgenossenschaft und die Unabhängigkeit Helvetiens ausgegangen."

**) Goethe nennt sie, längst nach Schillers Tod, im achtzehnten Buche von Dichtung und Wahrheit, die Haggen (später in Haken geändert), zwei Berggipfel, die nebeneinander mächtig in die Luft ragen, „ungeheure, unregelmäßige Naturpyramiden", an denen Wolken nach Wolken hinaufsteigen.

***) Wackernell a. a. O. 149 f. meint, wenn man die Szenerie am Anfange des Tell mit Goethes Bericht in der Schweizerreise vom 30. September 1797 vergleiche, werde man den Einfluß Goethes auf Schillers Darstellung von Schwyz und dessen Umgebung nicht leugnen können. Möglich ist es, daß Schiller sich diesen Tagebuchbericht von Goethe im Jahre 1803 geben ließ, aber nichts weniger als gewiß.

sogenannten Alphorn. Er hat etwas unbeschreiblich Wehmüthiges, besonders für die von Jugend daran gewohnten Schweizer, denen die Erinnerung an ihn Heimweh erregt, wie er, im Auslande vernommen, sie wunderbar ergreift. Vgl. Ebel I, 408. Die ursprüngliche Melodie ist die in Appenzellen, von der man in den übrigen Kantonen mehr oder weniger abweicht. Nach der Melodie des Kuhreihens, die zweimal variirt wird, sind die drei folgenden Lieder gedichtet, alle in größern oder kleinern jambischen Versen, in denen der lebhaftere Anapäst oft an die Stelle des Jambus tritt. Doch könnte man auch die größern Verse in zwei theilen, so daß die Lieder aus jambischen, abwechselnd männlich und weiblich endenden Versen von zwei Füßen bestünden; ein Grund der verschiedenen Versabtheilung dürfte nicht aufzufinden sein. Jedes Lied würde dann aus sechzehn Versen bestehn. Das zweite unterscheidet sich von den beiden übrigen dadurch, daß die vier ersten Verse am Schlusse wiederholt werden, und das Ganze in drei Theile zerfällt, während die beiden andern zwei gleiche Hälften haben, in der jetzigen Versabtheilung auch dadurch, daß die größern Verse die Mitte einnehmen. Ein gleiches Versmaß wünschte Weber. Vgl. S 30.

Das Lied des im Kahne singenden Fischerknaben Jenni (Verkleinerung von Johann)*) bezieht sich auf eine Sage, worin die Anziehungskraft des Wassers, wie in den Fabeln von Hylas

*) Die Namen fehlen hier bei allen drei Sängern. Es ist ein Irrthum, wenn Hoffmeister darin, daß zuerst die Namen nicht genannt werden, etwas Absichtliches sieht (diese Figuren hätten zunächst nur eine allgemeine symbolische Bedeutung, seien bloße Gattungsnamen); es ist eben nur eine Ungenauigkeit, wie sie auch sonst bei Schiller sich findet, wie IV, 1. Vgl. oben S. 116. In der balbergischen Handschrift stehen (nach der „historisch-kritischen" Ausgabe) die Namen schon hier.

und von den Nixen, auch in Gothes Fischer, sich ausspricht. Der eigene Reiz des so heiter lächelnden, zum Bade einladenden Wassers veranlaßt hier die Erinnerung an diese Sage. Schiller nahm sie aus Scheuchzer (vgl. S. 9), der sie von dem kleinen, aber unergründlichen Calandarisee auf Arosenalp im Schamsergebiet nach dem Berichte des Pfarrers Molitor gibt.*) „Von alten Personen bin ich versichert worden", erzählte Molitor, „daß eine Frau ziemlich weit von diesem See geschlafen und von demselben angezogen und verschlungen worden. . . . Es sind noch mehr Leute in Leben, welche auch bei diesem See eingeschlafen, und da sie erwachten, schon mit ihren Füßen in dem Wasser gewesen." Schiller hat diese ungemein roh überlieferte Sage dichterisch, nicht ohne Einwirkung von Goethes Fischer, so zart behandelt, daß sie für den schweizer Fischerknaben fast zu fein scheint. Eigenthümlich schön ist es, daß die Nixe nicht selbst erscheint, der Knabe nur ihre unwiderstehliche Stimme vernimmt, und das Lied gerade damit abbricht.**) Eigentlich hätte dasselbe als Einleitung zum folgenden Gewittersturm genügt, aber dem Dichter gefiel es, neben dem Fischer auch die beiden andern in der Schweiz so bedeutend hervortretenden Stände durch eigene Lieder einzuführen, wodurch der Anfang des Stückes doch wohl zu opernhaft belebt wird.

Der Hirt, der von dem Berge herabsteigt, singt ein Abschiedslied der Sennen, der Alpenhirten. Unser Hirt Kuoni (vgl. S. 115*) hat seine Kühe schon von der Alp, den obern

*) In Schillers noch vorhandenen Auszügen aus Scheuchzer findet sich: „Eigenschaft eines gewissen Sees, daß er schlafende Menschen anzieht."

**) Lieb Knabe, wider den gangbaren Gebrauch, da die Endung nur beim sächlichen Geschlecht abfällt, auch in Anreden, wie in lieb Kind, Herz,

Bergweiden*), herabgeführt, um sie nach Hause zu bringen; augenblicklich grasen sie noch unten am Berge. Zur Erklärung geben wir folgende Stelle aus den Briefen über die Schweiz von Chr. Meiners, der von der in Schwyz am sorgfältigsten betriebenen Viehzucht sagt: „Im Frühjahr treibt man die Heerden in die frühesten und fettesten Wiesen. . . . Wenn das erste junge Gras abgefressen (abgeätzt) ist, so fährt man (dies ist der eigentliche Ausdruck) in die höhern Gründe und Wiesen, wo das Vieh abermals frische Weide findet. Von den höhern Wiesen erhebt man sich zu den niedrigen Alpen, und von diesen zuletzt auf die höchsten Berge, von welchen man gegen das Ende des Sommers oder den Herbst ebenso herabsteigt, als man hinaufgestiegen ist." Schiller hatte sich aus Fäsi angemerkt: „Bergkräuter (die untern) sprießen am Anfang Mais hervor, und dahin zuerst das Vieh getrieben. Die mittlern Theile der Berge haben kurze Kräuter; dies die kräftigsten. Ende Junis fahren die Sennen auf diese höhern Alpen. Dort die Sennhütten; um St. Bartholomä [den 25. August] ziehen sie ab." Am Anfang unseres Stückes haben wir schon den 28. Oktober. Ebel sagt, der Senn ziehe im Frühjahr auf die Weiden und Alpen, aus einer in die andere, komme im Herbst wieder herab.**)

Vaterland. Freilich sagte man früher ein fromm Mann u. a., und dieser Gebrauch findet sich zuweilen noch bei Lessing und Goethe, doch ist er veraltet und auch anderer Art. Schiller hätte freilich schreiben können: „Lieb Kind, du bist mein."

*) Müller bemerkt diesen Gebrauch von Alpen und Alp im Hirtenlande Note 188 zu I, 12. Vgl. Goethes Faust I, 2998 (Erläuter. S. 166).

**) Die Matten sind eben die Weiden. — Wir kommen wieder bezieht sich auf das zu Berg fahren; in jedem Jahre kommen sie wieder zur Alp. Schiller braucht zu Berg fahren statt des gangbaren zu Alp fahren. Vgl.

Der Alpenjäger Werni (Werner), der an der entgegengesetzten Seite auf der Höhe des Felsens erscheint, kehrt von der Jagd zurück. Das Donnern der Höhen bezieht sich auf die von diesen herabstürzenden Schneemassen, Lawinen (Lauinen, Lavinen). Zwei Arten derselben nennt unser Dichter, III, 1 die Wind-, III, 3 die Schlaglawinen. Die Windlawinen bestehen aus frischem, tiefem, lockerm Schnee; dadurch, daß sie plötzlich mit ungeheurer Schnelligkeit von den Abhängen herabschießen, erzeugen sie einen gewaltigen Windstoß, der alles niederreißt. Die Schlaglawinen, aus fest zusammenhaltenden Schneemassen, stürzen mit zertrümmernder Gewalt von den abgerissenen Bergabhängen. Auch von den Gletschern reißen im Sommer oft große Eismassen ab und stürzen donnernd in die Tiefe herab, die sogenannten Gletscherlawinen. Oft verschütten die Lawinen die Straße (vgl. V, 2, 159), aber auch, wo sie an dieser vorbeischießen, erschüttern sie weithin durch den gewaltigen Windstoß die Pfade (es zittert der Steg).*) Bei dem zweiten Theile des Liedes schwebt etwas vor, das sich Schiller aus Fäsi angemerkt hatte.**) Fäsi benutzte die Stelle aus Sulzers Vor-

Fahrt III, 1, 29. — Das Erwachen der Lieder geht nicht bloß auf den Kukuk, sondern auf die „Luftgesänge" aller Vögel. Vgl. den Anfang von Goethes erster Walpurgisnacht. — Bei den im Mai fließenden Brünnlein schwebt die Stelle Scheuchzers vor: „Fontes majales sind solche Wasser, welche nicht ordentlich durch das ganze Jahr hindurch fließen, sondern in dem Maien gemeiniglich hervorquellen und dann im Herbstmonat sich wiederum verlieren." Die Maibrunnen hatte Schiller sich aus Fäsi (II, 344) angemerkt.

*) Vgl. Scheuchzer S. 294 ff. Schiller hatte sich mit Bezug auf diesen angemerkt: „Lauinen. Wind-, Staub- und Schlag-Lauinen. . . . Schaden von Lawinen. 156 folg."

**) „Anblick von oben, wenn man über den Wolken steht. Die Gegend scheint wie ein großer See vor einem zu liegen, Inseln ragen daraus hervor;

rede zu Scheuchzer: „Ein Reisender, der einen mit Wolken umhängten Berg ersteiget, kann durch dieselbe hinaufsteigen; er siehet nichts anders als einen dichten nassen Nebel. . . . Er siehet über die Wolken hin, wie einer, der von einem kleinen Vorgebürge in das große Weltmeer siehet. Er erblicket eine ungemeine Menge Insuln, nämlich die Berge, welche durch diesen erhabenen Ocean ihren Rücken hervorstrecken. Eine seltsame Begebenheit, welche unbeschreiblich vergnügt, insonderheit wenn sich etwa die Wolken an einem Orte öffnen, daß man von dem Himmel einen Blick auf die tiefe Erde herunter thun kann. Wie sich die Untern freuen, wenn sie den blauen Himmel durch die zerrissene Wolken sehn können, so hat dieser ein unbegreifliches Vergnügen, wenn er durch eben diese Oeffnung ein Land siehet. Das Wasser zeiget sich auf diesen Bergen noch in verschiedenen andern Gestalten, doch allemal so, daß es dem Zuseher Verwunderung und Vergnügen bringt. . . . Die Menge der Wasserfälle sind oft an einem Berge so groß, daß man vermeinen sollte, der Rhein sollte sich von solchen Wassern ergießen." Schillers Wasser sind die Wasserfälle der Berge. Bellermann hält die Erklärung anderer, wonach die Wasser die Wolken, das neblichte Meer (V. 31) sei, für unzweifelhaft richtig. Seltsam wirft er unserer Erörterung vor, es fehle dann jeder Zusammenhang und der Gedanke sei selbst nicht besonders bezeichnend. Und doch hat Schiller nach unserer Erklärung den Kern von Scheuchzers Aeußerung, wie er ihn sich angemerkt hatte, dichterisch wiedergegeben. Wie man dies verkennen könne, verstehe ich nicht. Zunächst der Blick in der Nebelgegend um den Wanderer und

öffnen sich die Wolken irgendwo, so kann man ins menschenbewohnte Thal, auf Häuser und Kirchen hinabsehn. [Wasserfälle Sommerszeit überall auf den Bergen."

unter ihm, dann das Hinabschauen durch die Risse der Wolken auf die Wasserfälle der Berge und unten das Land. Bellermann behauptet im Ernste, der Blick auf die mächtig herabstürzenden Wasserfluten sei ohne Bedeutung, da sie doch ein so großartiges Schauspiel wie die uns anheimelnden grünen Felder ein anmuthiges Bild geben.

Auf einmal ändert sich das bis jetzt heitere Wetter: ein Gewitter zieht heran, man hört aus den Bergen das dumpfe Krachen des Donners, die über die Gegend laufenden Schatten deuten auf das Umziehen des Himmels mit Wolken. Aus seiner Hütte kommt der Fischer Ruodi (sprich Ruhdi, Abkürzung von Rudolf), vom Fuße des Berges der vor kurzem herabgestiegene Hirt mit seinem Handbuben, wie der Junge heißt, der dem Hirten Handdienste leistet, vom Felsen her der Jäger. Das folgende ist mit Vorstellungen und Ausdrücken jener Gegend fast übersättigt. Das Wort Naue 37 (alt nauwe, nawe, noch am Rhein und Neckar Nähe für Nachen) stammt aus Etterlin, der es von Geßlers Schiff braucht, auf welchem Tell gebunden lag, es aber durch den Zusatz „oder Schifflein" erklärt. Unten stehn dafür Kahn, Nachen und Schifflein. Die Redensart vom Thalvogte fand Schiller bei Scheuchzer, nach welchem man in der Abtei Engelberg „einen Regen vorsieht", wenn die Wolken um den Berg Schallistock hängen oder andere graue Wolken von Unterwalden her durch das Thal „einmarschiren", wo man denn zu sagen pflege: „Der Thalvogt" oder „der graue Thalvogt kommt". Gleich darauf heißt es bei demselben: „Die Aelpner halten für sichere Zeichen eines einfallenden Regens . . ., wann der Firn oder das beständige Bergeis brüllet."*) Der

*) Schiller hatte sich aus Scheuchzer (I, 10 ff.) angemerkt: „Vorboten des Regens: Schwalben fliegen niedrig, Wasservögel tauchen unter, Schafe fressen

von Schiller auch I, 4 nach Tschudi erwähnte Mytenstein oder Wytenstein, der jetzt in Goldbuchstaben die Widmung zeigt: „Dem Sänger Tells, Friedrich Schiller", ist ein niedriger, zuckerhutartiger Fels im See bei Treib. Meiners sagt, er sei etwa 100 Schuh [wirklich 25 Meter] hoch und 20 bis 30 breit, und sehe einem alten Wartthurm ähnlich. Schiller denkt ihn sich viel höher und nicht im See, verwechselt ihn aber nicht mit dem höhern der beiden Hörner des Haken, dem sogenannten großen Myten (S. 144); der kleine, eigentlich doppelhornige Myte ist 95 Meter niedriger. Am Fuße des Haken liegt Schwyz. Schiller bedurfte eines nahe bei Treib gelegenen hohen Berges, und so machte er den Mytenstein, der in der Rütlisżene vorkommt, zu einem solchen, um ihn gleich hier anzuführen.*) Großer Freiheit hat sich Schiller auch hier bedient, aber daß er bei seinem genauen Eingehn auf die Oertlichkeit die in den von ihm benutzten Büchern so offen zu Tage liegende Verschiedenheit der Myten vom Mytenstein übersehen habe, ist unglaublich. Den Ausdruck *seine Haube anziehen*, zur Bezeichnung des

---

begierig Gras, Hunde scharren die Erd auf, Fische springen aus dem Wasser heraus. Der graue Thalvogt kommt. Wenn der und der Berg eine Kappe auf hat, so wirf die Sense hin und nimm den Rechen. Der Firn brüllt, die Gemsen lassen sich in die Tiefe herab." Schiller hat dies hier glücklich vertheilt. Ein anderes Blättchen von ihm schließt: „Der graue Thalvogt kommt. Es wehet schaurig aus dem Wetterloch. Die . . .", offenbar ein Versuch der ersten Rede Ruodis.

*) Bellermann, der neuerdings entschiedener als Buchheim für die Verwechslung mit dem großen Myten eintritt, hätte sich dafür auch auf die ursprüngliche Angabe der Dekoration (S. 14) berufen können, aber bei der Ausführung konnte Schiller sehr wohl einen andern Zug anbringen, und hätte er den großen Mytenstein bezeichnen wollen, so mußte er solchen bestimmt nennen, wenn er sich nicht mit der in der Beschreibung der Dekoration gebrauchten Bezeichnung *Hakenberg* begnügen wollte.

Anhängens von Wolken an die Spitze des Berges, ist nach einer Stelle Scheuchzers (vgl. oben S. 150 f.*) gebildet, worin es heißt, wenn die oberste Spitze des Berges Stirwis [Stirvis] eine Kappe auf habe, was er selbst erklärt „mit Wolken gleich einer Kappe umgeben sei", so gebe es Regen. Unbedenklich überträgt der Dichter dieses Zeichen auf den Mytenstein. Von andern Bergen sagt man, es gebe gutes Wetter, wenn sie einen Hut hätten. Das überlieferte „hat eine Kappe auf" konnte wohl beibehalten werden. Vgl. S. 14 Z. 7 f. Auch das folgende gründet sich auf Scheuchzer, nur daß hier eine absichtliche oder unabsichtliche Veränderung sich findet. Der schweizer Naturkundige erwähnt die „Wetter-, Wind-, Athem- und Luftlöcher" einiger Höhlen und Bergspalten, aus welchen zu gewissen Zeiten „kalte Winde oder Luft hervorblasen", und die den Bewohnern hoher Alpen als Wetterzeichen gelten. „Eine kalte ausblasende Luft" verkündige ihnen schönes Heuwetter, dagegen „eine laue, dünstige, ausfahrende" regnigtes und stürmisches. Demnach hätte Schiller eigentlich lau statt kalt schreiben sollen, aber das kalte Blasen schien ihm wohl natürlicher. An einer andern Stelle lesen wir bei Scheuchzer, es sei gewiß, daß bei bevorstehendem Ungewitter die Windlöcher stärker blasen, wonach Schiller auch stark statt kalt hätte setzen können. Bedenklicher scheint, daß die Lage des Wetterloches nicht angegeben ist, noch schlimmer, daß die Wetterlöcher sich auf hohen Bergen befinden, der untenstehende Ruodi aber nicht zu bemerken vermag, ob die oben ausströmende Luft, die er kaum in so weiter Ferne sehn kann, kalt oder lau ist. Scheuchzer sagt ausdrücklich, daß die Einwohner hoher Alpen, wenn sie erfahren wollen, was für Wetter es gebe, zu diesen Windlöchern hingehen. Zwei Wetterzeichen hätten hier voll-

kommen genügt. Wie Ruodi die Wetterzeichen von dem Gebirge hernimmt, auf welches der Fährmann immer seinen Blick richtet, so der Hirt von seinen Thieren. Kuoni, welcher gleich durch den Melknapf, den er auf der Schulter trägt, als Hirt erkannt wird, bestätigt Ruodis Wetterverkündigung, den er als Fährmann anredet, durch zwei andere Zeichen, die Schiller aus folgender Bemerkung Scheuchzers nahm (vgl. S. 150*): „Die Schafe zeigen uns den bevorstehenden Regen an mit begieriger Auffressung des Grases, der Hund [dem Schiller hier den Namen Wächter gibt] mit Aufscharrung der Erde." Der Jäger hält sich an die Wasserthiere. „Die stummen Fische", lesen wir bei Scheuchzer, „reden von vorstehendem Platzregen durch ungewohnte Sprünge außer dem Wasser. . . . Ist es nicht wahr, daß gemeiniglich ein Regen erfolget, wenn die Enten und andere Wasservögel sich oft eintunken?" Schiller wählte das auf dem See häufige Wasserhuhn, das so geschickt untertaucht. Bei den Römern galt es als Anzeichen des Sturmes, wenn das Wasserhuhn am Morgen schrie.

Wenn der Fischer beim Nahen des Gewittersturmes den Kahn einziehen läßt, so ist der Hirt um sein Vieh besorgt. Er befiehlt seinem Handbuben Seppi (Verkleinerung von Joseph), sich nach dem Vieh umzusehn*); dieser aber beruhigt ihn damit, daß er die Liesel von fern läuten höre. Ebel bemerkt: „Derjenigen Kuh, welche gewöhnlich am weitesten geht, hängt der Senn eine Glocke an; kommt diese an, so weiß er dann sogleich, daß alle übrigen schon versammelt sind." Die Kühe haben

*) 46. Lugen, schweizerisch für sehn. — In der hamburgischen Handschrift steht die Anrede Knabe (statt Seppi) am Ende des Verses.

Frauennamen, aber häufiger von der Farbe hergenommene Bezeichnungen.

Hier knüpft sich nun ein Gespräch zwischen den drei Personen an. Der Fischer kann nicht umhin, des prächtigen Geläutes zu gedenken, während Werni die Schönheit des Viehes rühmt, das er in der Ferne sieht. Durch seine Frage, ob es dem Hirten gehöre, werden wir hier schon auf den Freiherrn von Attinghausen, als seinen „gnädigen" (adligen) Herrn geführt.*) Ebel schreibt: „Jeder Senn hat ein Geläut, welches aus drei, wenigstens aus zwei Glocken besteht, die untereinander und mit dem Gesang des Kuhreihens harmonieren. Diese Glocken hängen an breiten, mit Figuren ausgeschnittenen und augenäheten ledernen Riemen, welche vermittelst einer großen Schnalle um den Hals der Kühe befestigt werden. . . . Der schönsten schwarzen Kuh wird die größte Glocke umgehangen." Auch beim folgenden, wo der auf sein Vieh stets gerichtete Sinn des Volkes sich ausspricht**), liegt Ebel zu Grunde. Dieser berichtet: „Hinter dem Senn folgen drei bis vier schöne Ziegen, dann die schönste Kuh mit der großen Glocke. Es ist auffallend, wie voll Stolz und Selbstgefühl die mit den Glocken gezierten Kühe einhertreten; und wer sollte es glauben, daß diese Thiere ihren Rang fühlen und von Eitelkeit und Eifersucht geplagt werden? Wird der großen Glocken-

*) 49. Meister ist Ehrenname des Oberhirten. — 51. Nit aus der Volkssprache, in der Verbindung Bin nit so reich, während Kuoni selbst sonst (46. 64. 133) und die übrigen hier nicht brauchen. Goethe hatte schon im Götz dieses nit eingeführt. Unten V. 60 haben die Handschriften in Wernis Rede eine statt 'ne. — Die falschen Gedankenstriche nach Vieh und reich (50 f.) beruhen auf Nachlässigkeit.

**) Kuonis Rede ist in Schillers Theater (1807) durch Versehen ausgefallen.

trägerin, welche die Sente [Herde] anführt, ihr Schmuck genommen, so zeigt sich ihr Schmerz über die erlittene Kränkung sehr deutlich. Sie schreit beständig, frißt nicht und fällt ab, ja sie läßt an der glücklichen Nebenbuhlerin — ihre volle Rache aus, indem sie u. s. w." Schiller erwähnt mit Recht nur das Nichtfressen. Weiter bemerkt Ebel, daß die Kühe eine hinter der andern gehn, und so eine Reihe bilden, woher die sie zusammenrufende Musik auch Kuhreihen heiße (?). Der Jäger bestätigt die darin zu Tage tretende Vernunft der Thiere durch seine Erfahrung von den Gemsen. Hier folgt Schiller Fäsi (I, 35), der nach Scheuchzer (I, 73) berichtet. In Schillers Auszügen aus Fäsi findet sich nur: „Gemsen weiden gesellschaftlich. Vorgeis pfeift, wenn Gefahr ist; ihre Zuflucht unter Felsvorspüngen." Scheuchzer berichtet: „Die Gemsen weiden gern in gemeiner und großer Gesellschaft, theilen ihr Futter, welches sie gleich als Beute in größter Unsicherheit wegschnappen müssen, ganz freundlich; damit sie aber desto sicherer weiden können, stehen sie, wenn der Jäger und Aelpner Aussage zu glauben, auf guter Wacht, welche der Heerführer selbst versiehet, den man das Vorthier oder die Vorgeis nennet. Diese stehet an einem erhöheten Ort, strecket die Ohren, siehet scharf, indem die übrigen weiden, und gibt, wenn sie etwas Verdächtiges höret oder siehet, mit ihrer pfeifenden Stimme ein Zeichen, damit sie sich eilends in die Flucht begeben."

Eben haben Hirt und Fischer sich freundlich Lebewohl gewünscht, als der dem Jäger bekannte Baumgarten von Alzellen athemlos angerannt kommt*), der in dringlichster Angst den

*) Bei Ruodis „Da kommt u. s. w." (65) hat die dalbergische Handschrift die Bemerkung „deutet links". — Schiller hat den Namen Baumgarten ab-

Fischer bittet*), ihn sofort überzusetzen, da er von den Reitern des Landvogts verfolgt werde, so daß sein Leben in Gefahr schwebe. Baumgartens Bitte, die spannende Neugier und die durch Fragen unterbrochene**) lebhafte Erzählung, in welcher Tschudis Bericht (vgl. S. 49 ff.)***) glücklich zusammengezogen ist, sind echt dramatisch belebt. Baumgarten bleibt, als die andern, entsetzt ob der blutigen That, zurückfahren, der Gerechtigkeit derselben sich vollbewußt, da er nur sein Hausrecht geübt

---

gekürzt, wie er 129 Wolfenschieß statt Wolfenschießen (79) braucht. Tschudi hat so Stauffacher neben von Stauffach. Er wechselt in der Rede zwischen beiden Formen, wie auch zwischen Landenberg und Landenberger. Diesen freien Wechsel in der gewöhnlichen Rede als fehlerhaft zu bezeichnen war Bierlinger nicht berechtigt. Selbst im Wallenstein braucht Schiller Questenberger neben Questenberg, Altringer neben Altringen u. a.

*) Die balbergische Handschrift theilt 70: „Landsmann, was habt ihr?" Kuoni und Seppi zu, die hamburgische scheint (nach der historisch-kritischen Ausgabe) Wernis Frage auszulassen.

**) Ruodi entfernt sich nach Baumgartens Aufforderung (75): „Erst rettet mich, und dann steh' ich euch Rede." Es ist höchst auffallend, daß sein Abgehen zur Fertigstellung des Kahnes selbst in den Theaterhandschriften so wenig erwähnt wird als sein Zurückkommen vor Kuonis Anrede (103): „Frisch, Fährmann!" Den Ausfall hat Hülskamp bemerkt. — Statt der Personenangabe Alle vor 80 haben die Theaterhandschriften Hirte. Die szenarische Bemerkung „fahren zurück" fügte erst der Druck hinzu.

***) Aus ihm sind auch die Ausdrücke ein Bad rüsten, das Bad gesegnen, auf Roßberg sitzen (vgl. S. 50). Den Wolfenschießen nennt Tschudi Amtmann; die Bezeichnung Burgvogt nahm Schiller aus Müller, auch schädigen (84) statt des bei Tschudi stehenden schwächen. Für mit der Axt den Kopf zerspalten (dies schrieb Schiller 87 statt gespalten erst beim Druck) braucht Tschudi die Axt an den Kopf schlagen. Bei demselben findet sich „daß er zu Holz (im Wald) war". Schiller läßt dafür Baumgarten erzählen, er sei nach Hause gekommen, als er Holz im Wald gefällt hatte.

hat; denn die Tödtung des ertappten Ehebrechers stand dem Manne nach deutschem, wie nach römischem Rechte zu, was denn auch Werni einräumt*), während Kuoni sich freut, daß endlich der Frevler gefallen.**)

Jetzt erinnert sich Baumgarten der ihm drohenden Gefahr, die keinen weitern Aufschub leide; aber der Gewittersturm ist indessen näher gekommen. Eben donnert es. Der zurückkehrende Ruodi weigert sich zu fahren. Kuonis dringender Forderung, Baumgarten herüberzuschaffen, setzt er die Nothwendigkeit entgegen, bis nach dem Gewitter zu warten.***) Je drohender das durch fernes Donnern und Brausen sich ankündigende Gewitter wird, um so entschiedener weigert sich der Fischer, wie dringend auch Baumgarten und der Hirt die Noth hervorheben und seine Nächstenliebe in Anspruch nehmen: bei diesem Sturme sei die Fahrt unmöglich.†) Umsonst beschwören ihn die drei Männer,

---

*) Bei Tschudi wollen die Brüder den Wolfenschießen nicht rächen, weil ihm recht geschehen, wie er verdient habe, und gegen Baumgarten ist „nit viel Nachjagens" wegen der vom Amtmann beabsichtigten Schandthat.

**) Auch den Ausdruck Wütherich hat Schiller 99 und sonst im Tell aus Tschudi. Baumgartens Gattin klagte ihm, „was der Wütherich mit ihr habe thun wollen".

***) Das mehrfach gebrauchte Biedermann nahm Schiller aus Tschudi. — V. 105 stand vor Baumgartens „Heilger Gott!" noch das bezeichnende Warten!, das im Drucke dem Verse zum Opfer fiel.

†) Der Föhn (109) ist der in der Schweiz, besonders auf dem Vierwaldstätterse, sich erhebende Sturmwind. Scheuchzer schreibt: „Es wehet in der Ebene von Altorf die Föhn oder Mittagwind zu Zeiten so ungestüm, daß sich alsdann niemand auf die See wagen darf, und man in dem Flecken Altorf selbst aus obrigkeitlichem Befehl mit dem Feuer, welches zur Kochung der Speisen angezündet werden soll, sehr vorsichtig umzugehn oder, wo nicht die Nothwendigkeit es erfordert, kein Feuer anzuzünden gewarnt wird, damit nicht durch entstehende

von denen Baumgarten ihn fußfällig anfleht, da es gelte, einen Hausvater vom Tode zu retten: auch er sei Vater und dürfe sein Leben nicht wagen; beim besten Willen könne er nicht, da der See in vollstem Aufruhr sei. So sieht denn Baumgarten sich trotz der Nähe des jenseitigen Ufers dem sichern Tode verfallen. Daß er auf andere Weise sich retten, sich in der Nähe etwa irgendwo verstecken könne, wird hier absichtlich außer Acht gelassen.

In diesem Augenblick bemerkt Kuoni*) in der Ferne den die Armbrust tragenden Tell, den er sogleich erkennt. Durch die hier ungezwungen sich ergebende namentliche Bezeichnung, ganz ähnlich wie oben bei Baumgarten, gewinnt der Dichter den Vortheil, daß er den Auftretenden nicht näher zu bezeichnen braucht; auch überhebt die dringende, jede weitere Frage abschneidende Noth ihn glücklich der Begründung, wie dieser gerade mit der Armbrust, die ihn als Jäger bezeichnet, hierher kommt. Auf seine Frage erfährt Tell, der den noch am Boden Knieenden erblickt, was es gebe, zugleich daß der Fischer, den er unwillig bloß mit dem hinweisenden der bezeichnet**), die Fahrt verweigere. Ruodi beruft sich auf Tell selbst, der ja auch des Fahrens kundig sei: doch dieser meint, in der Noth müsse man alles wagen.***) Der immer heftigere Sturm berechtigt den

---

Feuersbrunst alles verzehrt werde." Nach Müller Note 227 zu I, 18 wurden beim Föhn die Nachtwächter verdoppelt. Vgl. unten I, 3, 71 ff.

) In der balbergischen Handschrift steht statt Kuoni: „Seppi (deutet rechts)". Vgl. S. 155. 156*.

**) Der Dichter bedient sich hier (128 ff.) der volksthümlichen Abkürzungen 's ist, fein' Ehr', fürcht't, die er sonst selten braucht. Oben hat er einmal nit (S. 154*), auch 's, lug' und mein'.

***) Der in allen Handschriften stehende, für Tell bezeichnende, ja nöthige

Fischer zur Entschuldigung, daß niemand sich jetzt auf den See wagen dürfe. Tells Mahnung, auf Gott zu vertrauen und nicht an sich selbst, sondern an den Bedrängten zu denken, glaubt er leicht durch die Aufforderung abfertigen zu können, es lieber selbst zu versuchen. Noch einmal dringt Tell in ihn, da die Rettung des auf dem Lande Verlorenen nicht unmöglich sei. Kuoni und Werni schließen sich der Bitte an.*) Doch auch jetzt noch weigert sich Ruodi, indem er sich auf den Aberglauben beruft, wonach an diesem Tage (es ist Simon und Judä)**) der See sein Opfer fordere. Schiller bildete diesen wohl frei; gewöhnlich sagt man von Flüssen, der Johannistag oder der Fluß wolle alle Jahr sein Opfer haben. Dieser Tag, der 28. Oktober, stimmt gut, wenn auch nicht zum Abzug der Sennen, doch zu der Bestimmung auf der Rütliversammlung, daß der Ausbruch bis auf Weihnachten verschoben werde. Sonst zeigt sich im Stücke so wenig eine Andeutung des Spätherbstes, daß Tell und seine Familie auf dem Hofe weilen, in Tells Hause die Thüre offen steht, Falkenjagd stattfindet, ja Geßler noch einen Apfel vom Baume bricht. Der Dichter war um diesen bei ge-

---

Vers (136): „Wo's Noth thut, Fährmann, läßt sich alles wagen", war schon im ersten Druck weggefallen; erst J. Meyer hat ihn hergestellt.

*) In der Personenangabe vor 144 muß es Hirte (die Schiller geläufige Form von Hirt) statt Hirten heißen, wie die hamburgische Handschrift vor V. 153 statt Kuoni „Hirte und Jäger" hat. Freilich nennt die dalbergische hier als Sprecher Kuoni und Seppi, so daß man bei der Mehrheit mit an Seppi denken könnte, aber nach der Fassung des Druckes muß man glauben, Seppi habe sich V. 47 wegbegeben, obgleich V. 170 nicht angegeben ist, daß er eben wiedergekommen, aber nur so erklärt sich, daß er dort die Reiter bemerkt.

**) Sprichwörtlich heißt es: „Simon und Judä hängt an die Stauden den Schnee" oder „Wenn Simon und Judä vorbei, So rückt der Winter herbei."

nauerer Betrachtung sich herausstellenden Widerspruch unbekümmert. Tell, der Ruodis Berufung auf die Gefährlichkeit des Tages bei dieser äußersten Noth nicht billigen kann*), erklärt, dem Manne müsse geholfen werden. Da Ruodi seine letzte entschiedene Frage, ob er fahren wolle, verneint, übernimmt er selbst im Vertrauen auf Gott die Rettung. Kuoni freut sich über diesen Tells Menschlichkeit ehrenden Entschluß, dem um sein Leben besorgten Fischer gegenüber; Werni erkennt darin die kühne Thatkraft des Jägers;**) Baumgarten spricht seinen gerührten Dank aus. Tell, der immer zur Hülfe bereit ist, überläßt den Erfolg der Hand Gottes, bittet nur den Hirten, dessen baldige Rückkehr nach Uri er voraussetzen darf, sein Weib zu trösten, sollte er nicht mehr zurückkommen***), indem er seinen kühnen Rettungsversuch als Menschenpflicht vor sich selbst vertheidigt. Des Hirten vorwurfsvolles Wort†) an den Fischer

*) Die eitle Rede (148), der Vorwand, trifft nicht Ruodis Aberglauben; auch Tell hält viel auf den Volksglauben.

**) Waidgeselle (153) braucht Schiller für Waidmann (IV, 3), wie man sonst Gesell nur mit Beiwörtern braucht, z. B. „ein kecker Gesell", während Gesell in Zusammensetzungen auf eine Genossenschaft hindeutet, wie „Kriegsgesell", „Spießgesell", „Zechgesell". — Wernis Wort: „Das gleicht dem Waidgesellen!" fehlt in der hamburgischen Handschrift, obgleich der Vers dadurch leidet.

***) „Wenn mir was Menschliches begegnet", nach dem römischen Euphemismus si quid humanitus mihi accidat, wofür die Griechen εἴ τι πάθοιμι brauchen. Dieser Gebrauch des Ausdrucks stammt wohl aus Wielands Uebersetzung des Lucian; denn daß einem etwas Menschliches begegne, braucht man sonst nur bei menschlichen Schwächen.

†) Meister Steuermann (161), ein Steuermann vom Fach, wie oben Meister Hirt in der Anrede. Seltsam möchte Bierlinger ein Komma nach Meister setzen. Ruodi ist ein Fährmann vom Fach, was Tell nicht ist. — Seit

ruft dessen bedeutsames Lob Tells hervor als des besten von allen Männern im Gebirge, worunter hier die Waldstätte zu verstehn sind, die sonst als Thäler bezeichnet werden, da eben die Berge ihre Thäler nach dem See öffnen. Während Tell mit Baumgarten in den Kahn gesprungen, ist Werni voll besorgter Theilnahme auf den Fels gestiegen, um ihm besser zu folgen. Da sieht er, wie der Kahn schwankt. Kuoni, der ans Ufer gegangen, bemerkt zu seinem Schrecken, daß die Flut einmal über den Kahn geht, aber bald ist dieser wieder oben. So wird des Zuschauers Sorge um Tell lebhaft erregt, dessen beherzte Kühnheit und Hülfsbereitwilligkeit wir um so ergreifender empfinden.

In diesem Augenblicke kommt der Hirtenknabe gelaufen, der die verfolgenden Reiter Landenbergs bemerkt hat. Kuoni und Ruodi thun, als ob sie von nichts wüßten, wogegen der noch auf dem Felsen stehende Jäger ihrer spottet.*) Er reizt dadurch ihren Zorn, den sie grausam an Herde und Hütte auslassen. So schließt die Szene höchst wirksam mit einer Gewaltthat des Land-

---

dem ersten Druck stand in der szenarischen Bemerkung irrig zum Hirten statt zum Fischer, das erst Meyer nach der dalbergischen Handschrift herstellte. Auch die Theaterausgaben haben den Fehler.

*) Beilegen (196) kann nicht „anlanden", bedeuten, wie es Grimm faßt. Sanders erklärt es ohne Beleg „sich daran halten". Es muß, wie sonst dazu thun, im Sinne „sich anstrengen" stehn. Buchheim vergleicht das englische lay to, Breul apply to. Beilegen als Beschleunigung des Rittes ist bisher wenigstens nicht nachgewiesen; vom Schiffe hat dieses (gleich beidrehen, empanner) gerade die der hier geforderten entgegengesetzte Bedeutung. Nach Bierlinger hätte der Dichter selbst wegen des „Schifferausdruckes" beilegen hier nicht recht Bescheid gewußt, und es sollte eigentlich anlegen heißen! — Vorher (175) muß es Reit't statt Reit heißen, wie 133 fürcht't statt fürcht, da die Reiter die Menge mit ihr anreden. Weil wir in Uri uns befinden, sollte 189 der Name des Landenbergers genannt sein.

vogts von Unterwalden, welche Ruodi den Wunsch nach endlicher Befreiung der drei Lande von dem unerhörten Drucke auspreßt.*)

Zweite Szene. Wir werden von Treib in Uri nach Steinen in Schwyz versetzt, mehr als zwei Stunden von dort entfernt. Nach dem Abschiede des luzerner Gastfreundes treibt die Gattin Stauffachers, der dieser seine bange Sorge entdeckt, ihn zum Entschlusse, zur Befreiung der Waldstätte sich mit andern gleichgesinnten Männern zu verbinden. Eben will er nach Uri, als Tell den geretteten Baumgarten zu ihm bringt. Stauffacher erscheint als ein reiferer Mann von Besonnenheit, entschiedener Thatkraft, edlem Freiheitssinn und schweizerischer Herzlichkeit.

Pfeifer aus Luzern kommt mit Stauffacher, mit dem er sich eben über die Zustände seiner Heimat besprochen (vgl. S. 99), gerade aus dem Hause, um zu den Seinen zurückzukehren. Er mahnt den Freund, ja nicht auf Oesterreichs Seite zu treten, sondern die alte Freiheit zu bewahren, die er so sehr vermißt.**) Vergebens bittet Stauffacher ihn zu warten, bis seine Frau komme***), die während des politischen Gesprächs der Männer ihren häuslichen Geschäften nachgegangen ist. Der Dichter will

---

*) Diesem Lande, der drei verbündeten Waldstätte, wider die sich die Landvögte die Hände reichen. Vgl. I, 4, 39. 81. 196 (die drei Lande). 208. 284 (wir drei Länder).

**) Das ganze Auftreten Pfeifers fehlt in den Handschriften, ward wohl erst beim Drucke hinzugefügt. Vgl. S. 28.

***) Meine Wirthin (5), nach älterm deutschen Gebrauche; denn Wirth bezeichnet eigentlich den Hausherrn, so daß Wirthin ganz ähnlich steht wie Frau. Weiter unten (56) redet die Gattin ihn nach Tschudis Vorgang (S. 57) als ihren „lieben Ehewirth" an. Vierlinger behauptet, Wirthin sei in diesem Sinne nicht süddeutsch. Dadurch hätte aber Schiller sich nicht hindern lassen können, es hier anzuwenden.

uns die Gattin erst später vorführen, wo er ihr Auftreten dramatisch verwerthet. Bei der 5 f. folgenden Bemerkung über ihre geschlossene Gastfreundschaft schwebt das Wort des Diomedes an Glaukus vor (Ilias VI, 224 f.):

Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wann einst ihr Volk ich besuche.

Pfeifer, der das Anerbieten freundlich annimmt, entschuldigt seine Eile damit, daß er noch heute nach dem einige Stunden von Steinen am See liegenden Gersau müsse, wobei eine nähere Andeutung der Entfernung zweckmäßig gewesen wäre. Zum Schlusse mahnt er ihn, den Geiz und Uebermuth der Vögte (er denkt an die beiden Vögte der Waldstätte)*) lieber zu ertragen als sich Oesterreich zu ergeben. Hierbei schwebt Tschudis Bericht von dem Bescheid der königlichen Räthe (oben S. 45) vor, wie bei dem Trost, den Pfeifer gibt, Oesterreich werde nicht immer das Reich haben, desselben Aeußerung eben dort.

Das von Tschudi S. 56 f. berichtete, meist selbst im Ausdruck wiedergegebene Gespräch mit der Gattin, dieser thatkräftigen Frau von würdigem Schweizersinne, hat Schiller ebenso glücklich eingeleitet als ausgeführt. Dabei schwebte ihm Porzias ähnliches Gespräch mit Brutus in Shakespeares Julius Cäsar II, 2 vor**), von der er ihr auch den Muth gibt, das Leben gewaltsam

*) Tschudi spricht von dem Geiz und der Kargheit des Königs Albrecht (oben S. 73), bei den Landvögten nur von ihrer Tyrannei.

**) Die von Littrè 1875 bemerkte Aehnlichkeit mit dem Gespräche des Admirals Coligny und seiner Gattin in Aubigné's berühmter Histoire universelle (II, 3) ist ohne Zweifel rein zufällig, wenn auch Schiller vor dreizehn Jahren, als er sich mit der Geschichte der französischen Unruhen vor Heinrich IV. beschäftigte, das Buch gelesen haben mag, wovon keine sichere Spur sich findet, noch weniger von einer so nachhaltigen Wirkung dieses Gespräches.

zu enden (daſelbſt IV, 3), nur iſt die Todesart eine ganz andere, der freien Schweizerin würdige. Seltſam hat man daraus geſchloſſen, ſie habe keine Kinder, was Schiller nicht in den Sinn kommen konnte. Da Gertrud ihren Gatten in tiefen Gedanken auf der Bank ſitzen ſieht, fragt ſie nach dem Grunde der ſeit kurzem mit ihm vorgegangenen Veränderung, die auf einen ſtillen Kummer*) deute; als ſein treues Weib verlangt ſie für ſich die Hälfte ſeines Grams. Aehnlich fordert Porzia bei der Heiligkeit ihres Liebesſchwurs, Brutus ſolle ihr, ſeiner Hälfte, anvertrauen, was auf ihm laſte. Da Stauffacher ſchweigend ihre Hand drückt, dringt ſie weiter in ihn. Was könne ihn denn quälen, da er ja mit Wohlſtand geſegnet ſei?**) Bei der Schilderung des Hauſes von Stauffacher durfte Schiller ohne Prüfung Müllers Bemerkung benutzen, dieſes ſei, „wo nicht ſteinern, von wohlgezimmertem Holze nach eines reichen Landmanns Art mit vielen Fenſtern, mit Namen oder Sinnenſprüchen bemalt, weitläufig und glänzend erbaut“ geweſen.***) In der Erzählung

*) Gebreſten (16) nahm Schiller aus dem Volksmunde im Sinne von Kummer, wie auch Braſt, Braß ſtehen. Vgl. breſthaft. Bei Tſchudi: „Nun hat Si gern gewußt, was Im doch gebreſt (fehle), und hub ſo vil an, daß er u. ſ. w.“

**) 21 f. Der Rinder Scharen, homeriſch wie im Lied von der Glocke „der Rinder breitgeſtirnte glatte (im Gegenſatze zu den wolligen Schafen) Scharen“, wonach auch „der glatten Pferde wohlgenährte Zucht“ ſich erklärt. Zucht, wie bei Voß Odyſſee XX, 212 „die Zucht (γένος) breitſtirniger Rinder“. Daß hier, wie Peppmüller will, Ilias XIV, 121 ff. vorſchwebe, kann ich nicht glauben.

***) 27: „Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt“, erinnert an das homeriſche ἐπὶ στάθμην ἴθυνεν, das Voß wiedergibt „ordnete ſcharf nach der Richtſchnur“. Vgl. Goethes Fauſt II, 4366 „ſeiner Schwelle heilge Richte“. Das homeriſche εὖ oder πυκινῶς ἀραρυῖα überſetzt Voß „wohl einfügend“.

Stauffachers*) von Geßlers Begegnen ist der Dichter treu Tschudi (oben S. 56) gefolgt, doch nahm er *understen* im Sinne von *mich unterstehn*, während es Tschudi hier und sonst für das einfache *versuchen* braucht. Geßler ritt nach Tschudi gen Küßnacht und Stauffacher stand vor seinem Hause, als dieser vorüberkam.**) Gertruds folgende Rede ist zunächst, mit Ausnahme der Anrede (bei Tschudi „Min lieber Ee-Wirt"), bis zu den Worten „Du weißt" Schillers Eigenthum. Er macht sie zu einer Tochter des „edeln Iberg's"***), während er aus Müller wußte, daß Stauffachers Gattin *Margareth Herlobig* hieß. Im Personenverzeichnisse änderte er auch den Vornamen, da Stauffacher seine Gattin nicht mit ihrem Namen anredet. Den Namen Iberg nahm er aus Müller, der unter den alten Geschlechtern „die Iberg" nennt, und 1311 als Landammann von Schwyz „Konrad ab Iberg (vom Iberge)" anführt. Bei Homer

---

*) Erst im Drucke wurde V. 34 durch die Einschiebung von *sage* ausgefüllt; wahrscheinlich war durch Versehen in der Handschrift ein Beiwort zu *Werner* ausgefallen.

) Die hamburger Handschrift hat *vor dieser Linde* (36) in *auf dieser Bank* verändert, wohl der Bühne zu Liebe. Die Linde ist als beliebter deutscher Baum ganz an der Stelle, die Dorflinde der Gemeindebaum, aber auch vor den Häusern pflanzte man sie. — *Wundernd*, nach schillerschem Gebrauche. Vgl. zur *Braut von Messina* S. 97. Er schien sich darüber zu verwundern. — *Trutziglich*, wofür Schiller *trutzlich* bei Tschudi fand. Auch *unwilliglich* u. a. hat Tschudi. Schiller braucht so *trutziglich* auch weiter unten, ebenso *kräftiglich*. Wieland und Goethe lieben die Ableitungen mit *lich* von Wörtern auf *ig*, bei Luther sind solche ungemein häufig, unter ihnen auch *kräftiglich*, *trutziglich*, *williglich*.

***) Der Name ist trotz des Artikels nach älterer Weise abgebeugt. Ebenso I, 4, 58 „des weisen Iberg's hochverständge Tochter". Wallenstein's Gattin nennt sich selbst (Piccol. II, 2, 28) „Graf Harrachs edle Tochter".

steht „ich rühme mich zu sein“ einfach für „ich bin“; Schiller aber scheint in „rühm' ich mich“ den Stolz auf ihre Abkunft anzudeuten.*) Der Dichter läßt sie als Mädchen an den Winterabenden den politischen Gesprächen der bei ihrem Vater sich versammelnden hervorragenden Männer der Gemeinde beiwohnen.**) Gertrud weiß wohl, weshalb Geßler ihrem Gatten grollt und ihn beneidet.***) Tschudi nennt ausdrücklich den von Gertrud erwähnten Grund des Hasses (vgl. oben S. 56). Schiller nimmt an, was Müller vermuthet, daß beide Vögte „jüngere Söhne ihrer Häuser“ gewesen, also kein Eigenthum besaßen. Gertrud macht durch ihren kühnen Rath dem Gatten Muth, das zu denken, was er selbst noch nicht gewagt. Von den Worten „Du weißt“ (94) an folgt Schiller zunächst wieder Tschudi. Die Beziehung auf den von Landenberg †) hat er eingefügt und das „wi man dann täglich hört, daß Si Ire Not klagend“, schön

*) Daß hier die Aeußerung des Diomedes Ilias XIV, 113 f. vorgeschwebt, er rühme sich Sohn eines tapfern Vaters zu sein, kann ich Peppmüller nicht glauben.

**) Müller sagt bloß: „Alte Sitten gaben den Hausfrauen männlichen Sinn.“ — 62 f. Die Pergamente der alten Kaiser. Vgl. II, 2, 368 „den Brief unsrer alten Freiheit“. 372. Müller bemerkt: „Es ist von Kaisern urkundlich bekräftigt worden, dieses Volk (die Waldstätte) habe den Schirm des Reichs aus freiem Willen gesucht und erworben“, wofür er die Urkunde Friedrich II. von 1240 anführt, aus welcher er die betreffende Stelle ausführlicher später (Note 314 zu I, 16) mittheilt. Vgl. II, 2, 257. Rudolf von Habsburg bestätigte diese Freiheit, was Albrecht verweigerte. (Vgl. II, 2, 372. 381.) Den freien Anschluß an das Reich wollte man bis auf das Jahr 809 zurückführen. — Bedachten im Gespräch, besprachen mit Bedacht.

***) 84. Der römische Kaiser ist als Inhaber der bedeutendsten weltlichen Herrschaft in Europa „der Höchste in der Christenheit“, wenn auch Frankreich die älteste Tochter der Kirche ist. Statt Höchsten sollte vielleicht höchsten stehn.

†) Schiller nennt ihn 100 Landenberger. Vgl. S. 15 f.* 155 f.*.

ausgeführt.*) Das Anrufen Gottes ist weggeblieben, und statt „Uri und Unterwalden" nur ersteres genannt.**) Stauffachers Erwiderung steht fast wörtlich bei Tschudi, alles folgende gehört dem Dichter an. Der Gedanke, daß eine gewaltsame Abwehr möglich sei, ergreift Stauffacher zunächst mit Grausen. Wie sollten sie wagen, den Krieg in diese stillen Thäler zu bringen? Warteten ja die Oesterreicher nur auf einen Vorwand, sie mit Waffengewalt zu unterdrücken. Gertrud aber verzagt nicht; auch die Schweizer wissen ihre Streitaxt zu schwingen, und sie dürfen auf Gott bauen. Stauffachers Erinnerung an die Grausamkeit des Kriegs, der nicht Haus, nicht Kind noch Weib schone, fertigt Gertrud mit schlagenden Erwiderungen ab; sie erhebt sich zur Heldenhöhe einer Porzia (vgl. S. 163 f.), die zur Rettung ihrer Ehre auch freiwilligen Tod nicht zu scheuen erklärt.***) Da der Heldenmuth der Gattin, einer edlen, freien Schweizerin, die zu allem bereit ist, was die Erkämpfung der Freiheit verlangt, jedes Bedenken Stauffachers überwindet, fühlt er sich bereit, sofort zu weiterer Besprechung nach Uri zu Fürst und Attinghausen zu gehn. Der Bericht Tschudis (S. 53) ist hier geschickt umgestaltet.†) Bei Am Bühl sagt Fürst zu Attinghausen:

) Alle Redlichen (94) hat er für „mancher frommer Landt-Mann" gesetzt und zur Wüterei (95) den Geiz hinzugefügt. Vgl. S. 163.

**) V. 108: „Und der gerechten Sache gnädig sein", wurde erst beim Drucke hinzugefügt. — Redlich offenbaren (110), nach Müllers Gebrauch.

***) 131. Dem Muthigen hilft Gott! Das deutsche Sprichwort sagt: „Dem Muthigen gehört die Welt", aber auch „Gott hilft dem Schwachen". — 133. Die Herde schlägt er und den Hirten. Matth. 26, 31: „Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen." — 134. Der Himmel, da ein solcher Krieg eine Schickung des Himmels ist.

†) 153. Fahren, wie sonst in unserm Stücke, nach älterm Gebrauch für

„Was meinst du, wenn man zuerst aus beiden Ländern [Schwyz und Unterwalden] ein paar verständige Männer aufsuchte, denen man sich anvertrauen könnte.“ Auffällt, daß Stauffacher von seinen Freunden in Uri so spricht, als hätte die Gattin nie von ihnen gehört, was dadurch nicht entschuldigt wird, daß sie schon bei Tschudi nichts von Stauffachers Freunden in Uri weiß. Auch kann man es nicht mit Bellermann dadurch vertheidigen, daß es mehr für die Zuschauer als für die Gattin gesagt sei, die das freilich wissen müsse, da es leicht zu vermeiden war. Freilich müßten dann auch V. 111 (Hörst du)—115 (gar wohl vertraut) wegfallen, wodurch aber in keiner Weise eine Lücke entstände. Hier wäre das anstößige „Dort lebt ein Gastfreund mir“ leicht wegzuschaffen, etwa durch „Dort sprech' ich meinen Gastfreund Walther Fürst.“ Freilich gibt es Fälle, wo die Rücksicht auf den Zuschauer den Dichter zwingt, etwas hinzuzufügen, was der angeredeten Person bekannt ist, aber diesen Fällen ist möglichst auszuweichen. Die von Bellermann angeführten Stellen (Goethes Iphigenie II, 1, 59 und Sophokles Elektra 1181) sind anderer Art.*) Beim Abschied empfiehlt Stauffacher seiner Gattin die Leitung des Hauses und ermahnt sie, ja alle Pilger und Mönche die bei ihr vorsprechen, wohl aufzunehmen.**) So tritt, wie

---

ziehen (gehn oder reiten). Es geht nicht an mit Breul daran zu denken, daß er von Flüelen nach Brunnen auf dem See fährt. — 154. Bannerherrn. Das Tragen der großen Landesfahne (Banner) im Kampfe war den edelsten Männern anvertraut. Vgl. II, 1, 6.

**) 112 f. Aus Tschudi behielt Schiller Herrenleute für Adlige (wie Herrenbank), auch geheim für vertraut.

***) 159. Weil, zeitlich nach älterm Gebrauche, wie auch noch bei Goethe. — Zu 165: „Am offnen Herweg steht, ein wirthlich Dach“, vergleicht Peppmüller

am Anfange die Gastfreundschaft, hier die Mildthätigkeit des wohlhabenden Mannes hervor. Auch Tell kennt ihn als bereiten Schützer aller Bedrängten, und so führt er ihm den glücklich geretteten Baumgarten zu. Als er mit diesem kommt und auf das Haus seinen Blick wirft, sieht er den Stauffacher, der eben mit Gertrud sein Haus betreten will, und er geht ihm nach. Stauffachers Aufnahme, und was sich daran schließt, wird hier geschickt abgeschnitten.

Dritte Szene. Die Dekoration hatte Schiller früher ausführlicher angegeben. Vgl. oben S. 14. Aus Schwyz führt der Dichter uns auf einen Platz bei Altorf in Uri, wo man auf einer Anhöhe an Zwing-Uri baut. Dort wird der Hut herumgetragen und Geßlers Gebot verkündet. Den Stauffacher, der mit Tell den langen Weg gemacht hat, regt der Anblick des Baues bitter auf, Tell wird nur unangenehm davon berührt. Jener sucht vergebens ihn für eine Verbindung zum gemeinen Besten zu gewinnen. Am Schlusse tritt Bertha als mildthätig und zugleich als Gegnerin des die Freiheit des Volkes bedrohenden Baues auf. Vgl. oben S. 100 f.

Vorangeht die Schilderung der rücksichtslosen, bitter höhnenden Strenge, womit Geßlers Frohnvogt das Volk zum Dienste treibt. Der Frohnvogt, der zu rascher Förderung des Werkes die Gesellen getrieben und die Langsamkeit der Arbeit getadelt hat*), ist hinter zwei Handlangern her, die ihm viel zu

---

sehr unnöthig die Stelle des Ilias XIV, 5: „Weil er alle mit Lieb' beherbergte, wohnend am Heerweg."

*) Gewachsen, gefördert, wie wachsen von jeder Ausdehnung, in die Höhe wie in die Breite, steht, gleich crescere. — Das schlendert. Das verächtlich im Volkstone zur Bezeichnung von Personen, wie Schiller sagt: „Das

wenig aufgepackt zu haben scheinen.*) Dies ruft die Klage eines Gesellen hervor, daß sie selbst ihren „Twing" bauen müssen. Schiller ließ sich durch Müller irre führen, der den Bau einen „Twinghof" nennt, mit der Bemerkung, der Name „Twinghof" sei dem Volke billig verhaßt gewesen, weil „Twing" Eigenthum voraussetze. Aber die Ueberlieferung spricht nicht von einem Twinghof, sondern von einer Veste des Landvogts, die er Zwing Uri unter die Stägen (vgl. S. 54) habe nennen wollen. Twing ist nicht, wie es Schiller nimmt, eine Zwingburg oder ein Zwinger, sondern das Recht des Eigenthümers, in seinem Bezirke ganz frei zu schalten, so daß alle darin Wohnenden ihm dienstbar sind, dann auch dieser Bezirk selbst. Der Frohnvogt antwortet nur mit der Schmähung, das Hirtenvolk sei zu nichts zu gebrauchen.**) Er drängt einen ermüdeten Alten zur Arbeit, und schüttelt ihn vergebens; auch kümmert er sich nicht darum, daß der Gesell***) und der Steinmetz mit den Seinigen sich des armen Alten annehmen. Wie bei Tschudi Geßler selbst nach dem Namen der Veste gefragt wird, so hier der Frohnvogt von einem zweiten Gesellen; der von ihm genannte Name wird allgemein beachtet und von zwei

---

denkt wie ein Seifensieder", „Das muß der Kaiser ernähren" (Erläut. zu Wallenstein S. 218***).

*) 6. Bestehlen, gewissenlos (wie ein Spitzbube) üben.

**) 7. Anstellig, geschickt, ein in der Schweiz sehr gangbarer, von Lavater empfohlener Ausdruck.

***) Vgl. die ähnliche Stelle in Petris „Dreibund" oben S. 92. — „Habt ihr denn gar kein Eingeweide?" Die Eingeweide zur Bezeichnung des Innersten und somit des Gefühls, wie sonst auch Herz, σπλάγχνα, viscera, entrailles, biblisch. Vgl. die Erläuterungen zu Goethes lyr. Gedichten II, 252*. Es ist keineswegs, wie Vierlinger meint, ein Gallicismus aus Racines Phädra!

Gesellen verhöhnt*), ohne daß der Frohnvogt ihn zu vertheidigen wagte. Doch erst nach dessen Weggang macht der Meister Steinmetz seinem verzweifelnden Unwillen Luft, daß er an diesem Fluchbaue mitarbeiten müsse.

Nachdem so die Arbeiter ihren Unwillen über diese gegen des Volkes Freiheit gerichtete Veste ausgelassen, kommen Stauffacher und Tell; der erstere will Fürst aufsuchen, der andere ist auf der Rückkehr nach seiner Heimath Bürglen begriffen, das links von Altorf auf einem Hügel liegt. Stauffacher wird durch den Anblick des Baues, über den er wohl von Tell nähere Auskunft erhalten hatte, auf das tiefste bewegt, da er hierin den offenbarsten Angriff auf ihre alten Freiheiten erkennt. Tell, dem selbst dabei nicht wohl ist, will ihn gleich wegführen, dieser aber bricht in den Schmerzensruf aus, daß dies in diesem Lande der Freiheit möglich ist, womit er keineswegs Uri als die eigentliche Stätte der Freiheit gegen Schwyz erheben will, das vor allen diesen Ruf hat. Müller bemerkt, von den freiheitsstolzen Schwyzern sei die Freiheit der Urkantone ausgegangen, das Volk von Uri, bezeichnet er als gar bieder und eidgenössisch gesinnt. Stauffachers Weherufe veranlaßt den Meister Steinmetz der tiefen zu ewigem Gefängniß bestimmten Keller unter den Thürmen zu gedenken.**) Jener kann nur mit einem verzweifelten „O Gott!“ erwidern, wogegen Tell des Steinmetzen Hinweisung

*) Nach der Personenangabe Gesellen haben die Theaterhandschriften mit Recht die szenarische Bemerkung „lachen“.

**) Keller braucht auch Am Bühl vom Verlies. — „Den Hahn nicht fürder (ferner, mehr) krähen hören“ ist sprichwörtlich, wie Geßler, III, 3, 337 sagt „wo weder Mond noch Sonne dich bescheint“. Im Sprichwort heißt es auch: „Da kräht kein Hahn nach.“

auf die „für die Ewigkeit gebauten" Flanken (Seitenmauern der Thürme) und Strebepfeiler (zum Halten der Mauern) mit dem festen Vertrauen zurückweist, daß kein Menschenwerk ewig dauere, und so auch diese durch Menschen wieder zerstört werden können. Wenn er dann in seiner knappen volksthümlichen Weise auf die Berge hindeutet, die ihnen Gott als „Haus der Freiheit" gegründet habe, so deutet dies nur darauf, daß Gott die Bewohner dieses Berglandes zur Freiheit bestimmt habe. Dabei schweben die Aeußerungen Scheuchzers vor: „Unsere Vestungen, innert welchen wir rühig schlaffen, wonicht entschlaffen, sind unsere hohen Gebirge, angelegt nicht durch Menschen Witz und Hände, sondern durch die allmächtige Weisheit Gottes, und beschützen innert diesen unsern Mauern unsere Geist- und Leibliche Freyheiten, so wol unter und gegen einander, als gegen frömde Potenzen. Das Fundament der Berge sind überaus feste Lager; die Blanken oder Planggen*) sind gleich denen Anteridibus oder Sterbepfeilern". Müller bemerkt, Schwyz sei „in dem Gebirg als hinter ewigen Mauern ein gewisses Gefühl sichern Friedens" gewesen.

Die Verkündigung von Geßlers zum Hohne auf Uris Freiheit ersonnenem Befehl wird glücklich dramatisch belebt.**) Als

*) Flanken, nach dem französischen flanc, spanisch flanco.

**) Ursprünglich war das Aufpflanzen des Hutes für den Anfang des zweiten Aufzugs bestimmt. Vgl. S. 15 f.. Minor hat aus dem Schillerarchiv Geßlers für den zweiten Aufzug bestimmten Befehl an seinen Knappen Diethelm veröffentlicht, der in des Dichters Handschrift vorliegt. Schiller verwarf diese Fassung bald als ungehörig, weil die wirkliche Ausführung des Befehls, der für das Drama unentbehrlich war, daneben nicht bestehn konnte. Der an unserer Stelle benutzte Auftritt lautete: „Geßler. Diethelm! | Diethelm. Gebieter! Geßler. Nimm den Herzogshut | Von Oesterreich, der aufgehangen ist | Unter

Platz, an welchem der Hut aufgesteckt werden soll*), wird der höchste Ort mitten in Altorf bezeichnet; eine bestimmtere Angabe dürfte passend gewesen sein. Der Befehl ist wesentlich aus Tschudi (S. 55) genommen, das Dabeisitzen eines Wächters (schon in der frühern Fassung Schillers war von Wächtern die Rede) als selbstverständlich weggelassen, oder vielmehr später anders dargestellt, die Absicht des Königs, die Gehorsamen daran zu erkennen**), hinzugefügt, die Strafandrohung an den Schluß gesetzt. Bisher nannte Schiller Albrecht nur Kaiser, hier und im folgenden zuweilen abwechselnd auch König, wie er mit

---

dem Throne, wo ich die Lehen gebe, | Und pflanze ihn auf einer hohen Stange | Mitten in Altdorf, wo der größte Drang | Der Kommenden und Gehenden, und laß | Durch öffentlichen Herolds ruf verkünden: | Dem Hut soll gleiche Ehr' wie uns geschehn. | Man soll . . . . erkennen [die Verse I, 3, 45—47]. Bestelle Wächter, welche scharf drauf merken. | Verfallen ist . . . . der das Gebot verachtet [daselbst 48 f.]." Auffällt es, daß hier der über dem Thron hängende Hut zu diesem Zwecke verwandt werden sollte. Den Vornamen Diethelm fand Schiller schon bei Müller. Der Bube kommt jetzt III, 3 und V, 1, 41 vor.

*) Ist der etwas seltsame Ausdruck „auf hoher Säule aufrichten" absichtlich für den Ton des herrschaftlichen Befehls gewählt? Bei Tschudi heißt es, eine Stange sei aufgerichtet und der Hut darauf gelegt worden. In auffallender Uebereinstimmung läßt, wie Keller bemerkt, auch Am Bühl den Hut aufrichten, aber in Schillers erster Fassung stand, „pflanzen auf einer hohen Stange". Warum wird der Hut nicht auf derselben Stange aufgepflanzt, auf der man ihn hier trägt? — Die dalbergische Handschrift hat „auf (statt an) dem höchsten Ort".

**) Bei Müller heißt es, Geßler habe zu prüfen unternommen, wer seine Herrschaft am ungeduldigsten ertrüge. Nach Stumpff wollte er dadurch hinter die Theilnehmer des Bundes kommen. Der Hut ist das Zeichen der herzoglichen Würde und hängt als solcher über dem Thron, auf welchem der Herzog sitzt, wenn er Vasallen belehnt oder in ihren Lehen bestätigt. Albrecht hatte, wenn er sich in der Nähe fand, seinen Sitz auf dem Stein zu Baden. Müller sagt: „Ein Hut sollte die Ehre des Herzogs vorstellen."

Recht regelmäßig bei Tschudi und Müller bezeichnet wird. Albrecht war nicht zum römischen Kaiser gekrönt. Die allgemeine Entrüstung über ein so schmähliches Ansinnen spricht sich unter den Arbeitern aus.*) Bei Am Bühl äußern sich die Bauern nach der Verkündigung des Gebots vor dem schon aufgesteckten Hut in zum Theil ähnlicher Weise, wie hier der erste Gesell und der Steinmetz in abwechselnden Reden.**) Meister Steinmetz ruft alle ab, daß sie sich mit andern berathen, wie sie sich dagegen verhalten wollen, wodurch die Gesellen augenblicklich entfernt werden, da sofort Stauffacher und Tell sich allein unterreden sollen. Die Gesellen beschlossen, wie sich später aus III, 3 ergibt, den Platz ganz zu meiden.

Stauffacher hat unterdessen Tell über die Stimmung in Uri befragt, wozu derselbe freilich schon auf ihrem langen Wege von Steinen her Zeit genug gehabt hätte. Doch fällt die Unwahrscheinlichkeit, daß dies erst eben geschehen sei, hier weniger auf. Tell möchte sich nun verabschieden***), da es ihn als Hausvater zu den Seinigen zurückzieht, aber Stauffacher wünscht ihn noch zu halten, um sein Herz gegen ihn auszuschütten. Das

*) In der hamburger Handschrift ist die Stelle verkürzt. Statt der Reden des ersten Gesellen und des Meisters mit dem abschließenden Worte der Gesellen: „Kein Ehrenmann wird sich der Schmach bequemen", spricht der Meister: „Einen Hut! | Treibt er sein Spiel mit ernsthaft würdgen Leuten? | Der Hut von Oesterreich! Kein Ehrenmann | Kann sich der läppischen Mummerei bequemen!" worauf den Gesellen der jetzt vom Meister gesprochene Vers: „Kommt, laßt uns u. s. w." zugetheilt wird.

**) „Jost. Was ist das? Habt ihrs verstanden? Ist so etwas erhört worden, so lange die Welt steht? Klaus. Das kann nicht sein. Das ist nicht möglich. Moses. Nicht Reichsvogt nennt er sich, sondern Landvogt, als wenn wir österreichische Unterthanen wären."

***) 62. Herr Werner. Die Landleute reden sich in unserm Stücke durchweg mit Herr und dem Vornamen an, nur Tell wird einfach Tell genannt.

entspricht kaum der Lage, da schon die Erkundigung nach der Stimmung Stauffacher gezeigt haben muß, daß dieser nicht der Mann zu einer Verschwörung ist, aber dem Dichter war es darum zu thun, Tell selbst dies aussprechen zu lassen. Als Stauffacher auf Abwehr der unleidlichen Gewaltthaten deutet, meint dieser, man müsse schweigend das Ende der Gewaltherrschaft abwarten, das sicher kommen werde, wenn sie sich ganz still hielten; denn man würde ermüden, wenn das Land doch ruhig bleibe.*) Diese Anschauungen zeigen eine Tells kaum würdige Beschränktheit des Urtheils und eine gewisse Schwäche des Charakters. Schiller wollte eben lebhaft veranschaulichen, wie wenig dieser zu einer Gewaltthat geneigt, daß er eine durchaus friedliche Natur sei, die nur bitterste Verletzung der natürlichen Rechte zur Mordthat treiben könne. Das Bild Tells würde ungemein gewinnen durch den Ausfall der siebzehn Verse von Stauffachers: „Soll man ertragen" an bis zu Tells Wort: „Der Starke ist"; denn auch die drei stichomythischen (Vers auf Vers erwidernden) Wechselreden dürften für Tell, der kein

*) 70. Die schnellen Herrscher finds, die kurz regieren." Das Sprichwort sagt: „Gestrenge Herren regieren nicht lange." Selbst wenn man schnell in dem Sinne von hitzig, leidenschaftlich nimmt, wie besonders rasch gebraucht wird, paßt die Antwort nicht recht. Man sieht nicht, weshalb hier das gangbare streng vermieden werden sollte. — Das folgende Gleichniß, vor dem der Gedankenstrich ungehörig ist, soll bezeichnen, man dürfe übergewaltiger Macht gegenüber seine Kraft nicht verwenden, sondern müsse sie austoben lassen. Die Bezeichnung des Sturmwindes als mächtiger Geist möchte doch trotz der biblischen Sprache auffallen, und daß er ohne Schaden, spurlos über die Erde geht, kaum als zutreffend gelten können. — Ueber den Föhn vgl. oben S. 157†. — Daß die Schlange nicht ungereizt steche, will, bei dem wirklich vorhandenen bösen Willen der Landvögte und ihren Gewaltthaten, doch wenig sagen, aber Tell ist zu gutmüthig, als daß er so Arges denken könnte.

Mann vieler Worte und fein zugespitzter Reden ist, wenig passen; dazu verrathen sie doch ein zu eigensüchtiges Zurückziehen auf seine eigene Stärke. Als dann Stauffacher jede Hoffnung auf Tells Beistand im Falle der Noth aufgeben will, erklärt dieser in herzlicher Weise, sich ihrem Aufruf nicht entziehen zu wollen, wenn es eine bestimmte That gelte; nur aus ihrem Rathe sollen sie ihn lassen. Das ist der wahre Tell, ein ganz anderer als derjenige, den wir eben vernahmen. Doch fällt es auf, daß sie ohne jedes Wort des Abschieds voneinander scheiden, Tell nicht einmal seines Schwiegervaters gedenkt, zu dem Stauffacher sich eben begeben will. Dieser erwähnt I, 4 gegen Fürst dessen Eidam nur als Retter von Baumgarten. Kaum sollte das rasche Abbrechen auf die innere Bewegung der Scheidenden deuten, so daß auch Tell mehr ergriffen wäre, als er verräth.

Ueber den Schluß der Szene vgl. S. 100 f.*) Dramatisch wirksam ist es, daß Bertha, die eben mit ihrem Gefolge vorübergehn will, kein Geld hat, und deshalb ihr Geschmeide unter das Volk wirft.**) Zu *Mit eurem Golde* wird ein *geht* gedacht. Der Unwille des Meisters entladet sich auf die unschuldige Bertha, die er sich ganz wie Geßler gesinnt denkt.***) Wie viel Unheil

*) In der ursprünglichen Angabe der Dekoration fehlte der auf dem höchsten Dache hängende Schieferdecker. Er muß auf einem der vollendeten hintern Thürme gedacht werden. Vierlinger erinnerte daran, daß man in der Schweiz schwere Steine auf die Dächer legt. Aber das kann hier nicht in Betracht kommen. In seiner wunderlichen Weise fügte er unmittelbar darauf hinzu: „Ist ein dramatisch durchaus unmotivirter Zug."

**) *Rennet, rettet*, allitterirend, wie im *Lied von der Glocke* „Alles rennet, rettet, flüchtet".

***) Nach seiner Rede hat die dalbergische Handschrift noch die entsprechende szenarische Bemerkung: „Geht nach der Tiefe."

dessen Tyrannei schon über das Volk gebracht, spricht sich hier sehr bezeichnend aus.

Vierte Szene. Stauffacher schließt im Hause von Fürst mit diesem und dem bei ihm verborgenen Arnold von Melchthal den Bund zur Befreiung der drei Lande, dessen Ausbreitung und Berathung auf dem Rütli sie verabreden. Sehr glücklich ist das verschiedene Lebensalter der drei Verbündeten benutzt; neben dem etwas ängstlichen Alten stehn der besonnene Mann und der leidenschaftliche Jüngling.

Melchthal hat mit größter Spannung den auf Nachricht von Unterwalden ausgesandten Fürst erwartet, ja die Ungeduld hat ihn aus seinem Verstecke in das Wohnzimmer getrieben, wo er den eben Ankommenden mit Hast befragen will.*) Dieser, der Verrath fürchtet, unterbricht ihn mit der Mahnung, nur in seinem Verstecke zu bleiben, doch besteht er nicht darauf, da Melchthal auf das dringendste jetzt gleich Nachricht von Unterwalden, besonders von seinem Vater, haben will; der Mahnung, leicht könne er verrathen werden, setzt er seinen Widerwillen entgegen, sich versteckt zu halten, da er nichts verbrochen habe, wodurch der Dichter Gelegenheit erhält, Melchthal selbst das, was er gethan, erzählen zu lassen, obgleich Stauffacher es längst weiß. Tschudis Darstellung (vgl. S. 52 ff.) hat Schiller durch kürzere Fassung und glückliche Einfügung des Zuges, wie die Ochsen selbst das Unrecht zu fühlen geschienen**), wesentlich gehoben.***)

---

*) In der Anrede braucht Schiller den ganzen Namen Walther Fürst. Vgl. oben S. 98**.

**) Die hamburger Handschrift streicht V. 19 („In die Seele") —22 („Hörnern").

***) Der Abgesandte des Landvogts heißt bei Tschudi Diener, einmal Knecht; den letztern Ausdruck braucht Müller, Schiller hier Bube, nach älterm

Fürst entgegnet zunächst, er hätte sich der von der Obrigkeit verhängten Strafe*), wie schwer sie auch gewesen, fügen müssen: als aber Melchthal erwidert, nicht die übermäßige Höhe der Strafe, sondern des Boten höhnende Rede und der Uebermuth über die Ungebühr, die selbst die Thiere zu fühlen geschienen, hätten ihn übermannt, muß Fürst gestehn, daß es schwer halte, bei dem gegen sie alle geübten Uebermuth sich zurückzuhalten. Jetzt erst kommt Melchthal auf seinen greisen Vater zurück, den er ohne Schutz habe zurücklassen müssen**); der Landvogt sei ihm so wegen seiner freien Gesinnung feind.***) Die Sorge um den alten Vater, den er nicht verlassen dürfe, drängt ihn, gleich zu ihm zu eilen, aber Fürst will, er solle erst Kunde abwarten.†) Als es dann klopft, bittet er ihn, in sein Versteck zurückzugehn; vielleicht könnte Geßler, der mit Landenberg gemein-

---

Gebrauch, später Bote, weiter unten Knecht. — Das trefflichste Gespann (9), wie 20 die schönen Thiere, 109 das beste Paar, bei Tschudi „das schönest par Ochsen". — Aus Müller nahm Schiller 11 „den Finger mit dem Stab („mit seinem Stock" Müller) gebrochen" und 17 f. „wenn der Bauer Brod wollt' essen" (Müller „wenn die Bauern Brod essen wollten").

*) Auf das alte Buße (15) für Strafe brachte den Dichter wohl Müllers Ausdruck „habe ihn um ein Gespann schöner Ochsen gebüßt".

**) 31 ff. In der Ilias (XXIV, 448 f.) klagt der greise Priamus, vielleicht drängten den bejahrten Vater des Achill umliegende Völker „und niemand ist ihm Jammer und Weh zu entfernen". — Unglimpf, Mißhandlung. Bei Tschudi „sins Vaters zugefügte Schmach".

***) Gehässig (29) im thätigen Sinne, wie auch weiter unten, wofür bei Tschudi sich sonst gehaßt findet. Hier heißt es bei diesem, der auch die freie Gesinnung des Vaters hervorhebt, „viend und uffsetzig".

†) Vom Walde (35), vom Kernwalde, der Unterwalden in zwei Theile scheidet. Schiller hatte sich aus Fäsi angemerkt, Unterwaldner seien zwei Völkerschaften, nid dem Wald schweizerischen, ob dem Wald römischen Ursprungs.

same Sache mache, seinetwegen einen Boten schicken.*) Melchthal kommt dadurch auf eine gleiche Verbindung der Landleute der drei Lande als einziges Rettungsmittel gegen die Tyrannen. Fürst läßt den Klopfenden etwas lange warten; auch nach dem zweiten Klopfen muß er erst noch die Bemerkung machen, sie seien mit Spähern so umgeben, daß sie an ihren Hausthüren fast Schloß und Riegel anbringen müßten, welche die einfache Schweizersitte noch nicht kannte. Auch heute noch genügen in einsamen Gebirgsgegenden der Schweiz bloße Fallriegel von Holz, die man von außen aufziehen kann. Man könnte es fast auffällig finden, daß Stauffacher nicht die Thüre selbst von außen öffnet, Fürst es von innen thun muß, obgleich die Schweizer noch nicht Schloß und Riegel kennen. Die herrschende Späherei ist ein von Schiller erfundener Zug. Die Stelle dürfte gewinnen, wenn Fürst unmittelbar nach „Wer klopft?“ oder schon nach „Geht!“ (40) öffnete.**)

Mit freudigster Ueberraschung empfängt Fürst den eintretenden Stauffacher***), der ihm herzlich die Hand reicht, und in

*) Melchthal folgt erst nach wiederholter dringender Bitte. Da er nach dem ersten *geht* säumt, fügt Fürst *Geht hinein!* hinzu. Hier herrschen wieder, wie im folgenden, die leidigen Gedankenstriche statt der Punkte. Ein solcher ist hier nur nach dem ersten *geht* (vielmehr *geht!*) an der Stelle. Nach *Landvogt* sollte Punkt, nach *hinein* Ausrufungszeichen stehn.

**) *Schwant*, volksthümlich für *ahnt*. — *Wer klopft?* „Wer mag klopfen?“ Faust fragt bei Goethe (I 1177): „Es klopft?“ — *Rauschen*, von der sich mit Geräusch bewegenden Thüre, wie bei Lessing im *Nathan* (III, 64) „der Vorhang rauscht“. — In der hamburger Handschrift fehlen nach *Wer klopft?* die fünf mit *So oft* beginnenden Verse.

***) Bierlinger meint, es stände besser *Gott* (statt *hoch*) *willkommen*. Das wäre aber nach *Seid* unmöglich, und das verstärkende *hoch* ist durchaus an der Stelle.

seiner Erwiderung das Vertrauen auf dessen alten Schweizersinn hervorhebt. Dieser erkundigt sich, wie es sich bei Freunden ziemt, nach der Gattin, die durch ihre echt schweizerische Gastlichkeit allbekannt ist.*) Des gastlichen Rufs seines Hauses gedachte Stauffacher am Ende von I, 2. Fürst bringt die Rede gleich auf die von Geßler angelegte Veste, die hier, wie bei Müller, ein Twinghof, im Sinne einer befestigten Burg genannt wird. Vgl. oben S. 170.**) Da Fürst auf Stauffachers Erwiderung in scharfer Weise bemerkt, der Bau ziele auf die Unterdrückung ihrer Freiheit***), hält dieser nicht mit dem Bekenntnisse zurück, daß es eben schwere Sorgen seien, welche ihn zum Freunde getrieben, da man hier wie in ihrem Lande das Volk drücke und dränge, und kein Ende der Verkümmerung ihrer hergebrachten Freiheit abzusehen sei. Fürst kann dieses nur bestätigen, wobei er sich auch auf Attinghausen beruft, nach Tschudi

---

*) Meinrads Zell (60). An der Stelle der Zelle, in welcher der Einsiedler Meinrad im Jahre 861 von Räubern erschlagen worden war, stiftete 906 Graf Eberhard eine neue Meinrads Zell. Kaiser Otto I. „verwandelte, vornehmlich zum Trost edler Herren, St. Meinrads Zell in ein Kloster" (Müller), das er Einsiedeln nannte (eremus deiparae matris, eremitarum coenobium). Stauffachers Haus in Steinen liegt auf dem Wege nach Einsiedeln an der Gotthardstraße. Vgl. den Schluß von I, 2. — Zwei Verse später bezeichnet frisch geradewegs.

**) Die szenarische Bemerkung, daß Stauffacher sich wirklich setze, fügte Schiller beim Drucke hinzu. Das Setzen würde besser nach der Aufforderung „Setzt euch, Herr Werner!" erfolgen. — In der hamburger Handschrift fehlen die sechs mit Setzt euch beginnenden Verse.

***) V. 67: „O Freund" . . . Blicke!" läßt die hamburger Handschrift weg. — Menschendenken (69), volksthümlich für „Menschengedenken". — 76. Ihr nennts mit Namen, ihr gebt ihm den rechten Namen (Twinghof).

(vgl. S. 61).*) Stauffacher gedenkt der ähnlichen Bedrückung in Unterwalden (unterm Wald), die zur blutigen Rache treibe, und gedenkt der Geschichte Baumgartens**), den Fürsts Schwiegersohn Tell (als solcher nennt ihn Müller) über den See gerettet und der jetzt bei ihm Zuflucht gefunden habe. Fürst, der Baumgarten als einen biedern (bescheidenen, wie III, 2 Bertha, V, 1 die Königin die Bewohner der Kantone bescheiden nennt, V. 208 frommen steht) Mann kennt, sieht in dessen furchtbarem Morde nur die Strafe des Himmels. Stauffacher hat auch von Baumgarten die geschichtlich ein Jahr später fallende Geschichte von Melchthal erfahren, die er hier nach dessen Bericht als Neuigkeit erzählt.**) Er weiß schon, wie grausam der Landvogt den alten Vater gestraft hat, was er mit lebhafter Aufregung, obgleich Fürst ihn abhalten will, erzählt.†) Den Bericht Tschudis (S.

*) Bei Müller heißt es: „Und Walther bezeugte, auch der hocherfahrene Herr von Attinghausen sage: Die Neuerungen werden unerträglich."

**) Statt „Des Königs Vogt, der auf dem Roßberg hauste" (88), hätte man auch hier lieber, wie oben I, 1, 128, gelesen: „Des Kaisers Burgvogt, der auf Roßberg saß"; denn solche wörtliche Wiederholungen sind nicht störend.

***) Sarnen (99) ist die Burg zu Sarnen, auf welcher die Blendung des alten Melchthal geschah. — Von einer frühern Handschrift hat sich ein Blatt erhalten, das die 33 Verse „Sagt an" bis „sich zum Lichte" (101—134) enthält. Vgl. Schnorrs Archiv XIV 327 f. Die ursprüngliche Fassung ist darauf ein paarmal durch Ueberschreiben der jetzigen verbessert. — Beim Anfang Im Melchthal, da, wo man eintritt bei Kerns, liegt die Stelle Müllers zu Grunde: „Aus dem Melchthal, in welches man von Kerns hereingehe." Das „enge, tiefe Thal der Melch" mit seiner „heimelnden Natur" beschreibt derselbe Note 211 b zu I, 13. — Zu Heinrich von der Halden vgl. oben S. 103*. — „Und seine Stimm' gilt was in der Gemeinde" (104) floß aus Tschudis „wohl geacht unter den Landlüten". — In Fürsts lebhafter Frage (110): „Wie stehts um den", hatte Schiller zuerst „ihn" gesetzt.

†) Statt „nichts mehr" (116) hatte Schiller ursprünglich „nichts weiter" ge-

53) hat der Dichter hier wesentlich gehoben. Des auf die Schreckenskunde herausstürzenden Sohnes Verzweiflung ist ergreifend geschildert.*) Wenn Fürst nach der szenarischen Bemerkung Stauffacher ein Zeichen gibt zur Andeutung, daß der ihn krampfhaft Fassende der Sohn sei, so ist wohl an einen mitleidigen Blick zum Himmel zu denken. Auch Stauffacher ist von der Größe des Unglücks der Blindheit so hingerissen, daß er diese lebhaft ausspricht, ohne zu bedenken, wie schmerzlich er den Sohn dadurch trifft. Nachdem dieser stumm verzweifelnd, die Hand vor die Augen drückend, seinem leidenschaftlichen Schmerze einige Augenblicke sich hingegeben, stellt er sich in rührendem Erguße seines Gefühls das tiefe Unglück vor, leben zu müssen, ohne des Lichtes der Augen sich zu erfreuen. Diesen innigen Erguß des Gefühls hat man zu hoch für den einfachen Hirtensohn finden wollen, aber die dramatische Dichtung hat das Recht, in solchem Falle zu idealisiren und ihren Personen den lebendigen Erguß schwungvollen Gefühls zu leihen. Das, was Melchthal sagt, ist keine feine Abstraktion, keine Analyse des Augenlichtes, wie es Rapp nennt, sondern aus tiefstem Naturgefühl geflossen.**) Man

---

schrieben. Darauf hieß es: „Läßt ihn zu Boden werfen von den Knechten". — „Den spitzgen Stahl", das glühend gemachte Eisen. Das Ausstechen fand Schiller bei Tschudi. Vgl. Shakespeares König Johann IV, 1, Lear III, 7.

*) Bei seinem Rufe (130): „um meiner Schuld, um meines Frevels Willen", steigert sich ihm seine im gerechten Zorne begangene That (vgl. oben 6—24), seine leichte Schuld zum Frevel, weil diese dem Vater ein solches Unglück zugezogen hat.

**) Mehrere falsche Gedankenstriche sind auch in dieser Rede überliefert. — Fühlend, sein Unglück empfindend, im Gegensatze zu den Thieren, die zunächst bei allen Wesen vorschweben. — Firnen. Schiller hatte sich aus Fäsi angemerkt: „Firnen, sie glänzen wie Glas. Sie erhalten ihre isolirte Kegelfigur

vergleiche damit Miltons Preis des Lichtes und die Klage über seine Blindheit III, 1—50. Treffend führt Melchthal die Augenweide aus, welche dem Schweizerhirten das Land bietet, die grünen Wiesen, deren frische Farbe dem Auge so wohl wie die Wärme dem Körper thut*), die glänzend schimmernden Blumen, das purpurleuchtende Alpenglühen. Kein größeres Unglück gibt es als zu leben ohne zu sehn. Als er dann, aus seinem Schmerz sich emporraffend, wieder seinen Blick auf die voll Mitleiden ihn Anschauenden wendet, da fühlt er recht, wie wahrhaft bejammernswerth er sei, da er von seinen Augen und dem reichen Genusse des Lichtes seinem blinden Vater nichts zu geben vermöge. Aber sein Schmerz soll noch gesteigert werden, als er vernehmen muß, der Landvogt habe diesem darauf alles geraubt, so daß er sein Brod vor den Thüren erbetteln muß. Vgl. S. 104. Daß er aus dem Hause vertrieben worden, wird nicht bestimmt hervorgehoben. Nach II, 2 findet ihn der Sohn „auf fremdem Stroh, von der Barmherzigkeit mildthätger Menschen lebend". Jetzt will er sich nicht länger halten lassen, ja er macht sich die bittersten Vorwürfe, daß er aus Sorge für sein Leben geflohen sei, den Vater preisgegeben habe: seine Sicherheit gilt ihm jetzt nichts mehr, er lebt nur in dem einzigen Gedanken, sich zu rächen. Auf Fürsts Erinnerung, der Landvogt spotte ruhig

---

durch das Schmelzen im Sommer." Roth deutet auf das Alpenglühen bei Sonnenuntergang. Vgl. S. 183.

*) So wird wohl das warme Grün zu verstehn sein. Goethe, an dessen Farbenuntersuchungen Schiller regen Antheil nahm, sagt in der Farbenlehre, das Auge finde im Grünen seine reale, wie im Roth seine ideale Befriedigung; das Gemüth ruhe auf dieser gleichen Mischung der Mutterfarben (Gelb und Blau) wie auf einem Einfachen, man wolle und könne nicht weiter.

seiner Wuth auf der Veste zu Sarnen, fühlt er sich stark genug, mit zwanzig gleichgesinnten Jünglingen dessen Burg zu zerstören*), ja sollte keiner von allen Thalbewohnern ihm folgen wollen, so werden die Hirten des Gebirges sich mit ihm vereinen, den unmenschlichen Frevel zu rächen. Bei der Schilderung der Gebirgsvölker hier und II, 2 schwebt Scheuchzer vor. Dieser sagt von den Einwohnern der hohen Gebirge, sie hätten „gemeinlich starke, von den Krankheiten befreite Leiber" und „ehrliche, aufrichtige Gemüther"; „der Umgang mit denen ehrlichen alt eidgenössischen Aelplern versüßt genugsam alle Widrigkeiten der Gebirgsreisen". Stauffacher ist durch Melchthals Rede so ergriffen, daß auch er es endlich an der Zeit hält entgegenzuwirken, wobei freilich die Bemerkung (185): „Es ist auf seinem Gipfel", etwas kahl ist, auch zu dem folgenden „Wollen wir erwarten, bis das Aeußerste —" nicht wohl stimmt, da zwischen dem Gipfel und dem Aeußersten doch nicht wohl unterschieden werden kann. Wie viel besser stände hier ein einfaches: „Was länger säumen?" oder etwas Aehnliches? Mit Recht kann Melchthal erwidern, das seinem Vater zugefügte Unrecht *sei* das Aeußerste, worauf er denn durch die mit aller natürlichen Beredtsamkeit ausgeführte Darstellung, daß sie nicht wehrlos seien, daß sie in ihrer Noth sich vertheidigen müßten, wie es das zu Tod verfolgte Thier thue, die mit be-

*) Als höchste Eisgebirge nennt er 174 zwei auch durch ihren Namen bezeichnende und glücklich zu verwendende des berner Oberlandes, das Schreckhorn und die noch höhere Jungfrau, auf welcher er sich eine wirkliche Jungfrau in unnahbarer Höhe thronend denkt. Vgl. Schillers *Berglied* mit unsern Erläut. zu den lyr. Gedichten II, 67. — Die Worte „oder höher . . . sitzt" fehlen in der hamburger Handschrift, wie 176 f. die anderthalb Verse „mit zwanzig . . . Veste".

wegter Theilnahme auf ihn Schauenden fortzureißen sucht.*) Der Hirsch zeigt sich jetzt in der Schweiz fast gar nicht mehr, aber bei Stumpff fand Schiller ihn als erste Art des schweizerischen Hochwildes „unter den Alpgebirgen, in den zamen Vorgebirgen, Büchlen und Wälden" in frühern Jahrhunderten angeführt.**) Bei der Gemse (195) schwebt, wie III, 1 und in Schillers Ballade der Alpenjäger, die Stelle Ebels vor: „Bisweilen wird die verfolgte Gemse zwischen senkrechte Wände und Abgründe so in die Enge getrieben, daß sie vor sich nicht weiter fliehen kann, und hinter sich ihren grausamen Feind erblickt; das Thier wendet dann gewöhnlich um, springt zwischen dem Jäger und der Felswand durch, und stürzt ihn in Abgründe." Dasselbe fand Schiller bei Scheuchzer noch weiter ausgeführt, Der in Wuth versetzte Stier (196) „wetzt" seine Hörner, indem er vor dem Angriff mit ihnen den Boden aufwühlt.***)

Jetzt wird denn auch der kühlere Fürst zu der Bemerkung ermuthigt, die Vereinigung der drei Lande könne etwas zu Stande bringen. Stauffacher geht darauf gleich mit der Versicherung ein, Schwyz werde nicht zurückbleiben; den Vortritt aber gibt er Uri wegen der höhern Würde des auch ältern Fürst. †) Der Bund

---

*) Vgl. Müller: „Unsere Väter wußten, wozu der Wolf den Zahn, wozu der Ochs die Hörner, wozu der Mensch die Waffen braucht", was an Hor. sat. II, 1, 52 erinnert.

**) 192. Nothgewehr, Waffe für die Noth, zur Nothwehr. — 193. Zeigt, hält drohend entgegen. — 194. Meute, die verfolgenden Jagdhunde. — Die drei Verse ließ die hamburger Handschrift weg.

***) Vgl. Verg. Georg. III, 232—234. Vom Eber sagt Homer (Ilias XI, 416), er wetze die Zähne.

†) Müller sagt: „Ohne Zweifel hatte Uri wegen des hohen Ansehens des Freiherrn von Attinghausen den ersten Rang."

der drei Waldstätte galt als uralt. Vgl. S. 166**. Müller bemerkt: „Da [als neben Schwyz, Altorf und Stanz mehrere Dörfer entstanden] wurden die Thäler Schwyz, Uri und Unterwalden durch Vermehrung sowohl der Kirchen als der Gerichtsstätten, jedes nach und nach, von dem andern in seinen Sachen unabhängig; doch gegen Ausländer hielten sie so zusammen, daß die drei Völkerschaften wie nur eine gehalten wurden“*), wofür er den Bund vom Jahre 1291 anführt. Derselbe erwähnt schon der Erneuerung eines Bundes im Jahre 1206 (Note 54 zu I, 15). Melchthal kann für Unterwalden gut sprechen, wo er viele Verwandte**) besitzt; dort werde man gern einem gemeinsamen Bunde zum Schutze der Freiheit beitreten.***) Bei Tschudi sagt Fürst zu Stauffacher, Melchthal „habe auch eine große Blutsfründschaft in seinem Land“. Dieser beschwört beide, seinen Rath, obgleich er noch ein Jüngling sei, nicht zu verachten, sondern sich mit ihm, den nur das schreckliche Unglück seines Vaters treibe, zu verbinden†); drohe ihnen ja doch dasselbe, da auch

*) Schiller hatte in seinen Auszügen auf Müllers Ausführung hingewiesen, wie die drei Thäler sich nach und nach voneinander unabhängig gemacht.

**) Freundschaft (205), wie häufig bei Luther, auch schon im Nibelungenlied. Der vielen Vettern wird II, 2, 75 gedacht.

***) Einen Rücken (statt Rückhalt) haben (207) nahm Schiller, der es auch III, 3 braucht, aus Tschudi. Vgl. S. 58.

†) 208. Fromme Väter. Bei Tschudi steht fromm häufig für „brav“, hier aber soll es wohl auf das ehrfürchtige Gefühl für das natürliche Recht hindeuten. — Dieses Landes, der drei Waldstätte (vgl. S. 164*), wogegen im folgenden (224) unsre auf Unterwalden geht. — 216. Den Stein des Felsen erbarmen, nach der sprichwörtlichen Redeweise „das könnte einen Stein erbarmen“, mit derselben dichterischen Erhebung, die sich in den beiden vorigen Versen zeigt, auch im dritt- und viertfolgenden. — 220. Die Erwähnung, daß sie wünschen, ihr Auge von den Söhnen bewahrt zu sehn, kommt doch etwas

seinen Vater die schreckliche Rache nur deshalb getroffen, weil man gewußt, daß dieser, wie sie, gegen die Unterwerfung unter Oesterreich sei, was auch Gertrud I, 2 von Stauffacher (nach Tschudi) bemerkt hat. Ausdrücklicher sagt dies Tschudi von Melchthals Vater. Stauffacher wagt noch immer nicht sich entschieden zu erklären, da Fürst vorangehn müsse; dieser aber will erst noch die edlen Herren von Silinen und Attinghausen zu Rathe ziehen. Tschudi erwähnt neben dem Freiherrn von Attinghausen den Edelknecht von Silinen nebst mehrern andern. Vgl. S. 60 f.*) Melchthal dagegen meint, die Namen Fürst und Stauffacher seien so allgemein in den Waldstätten verehrt**), daß sie schon allein das Volk zur Erhebung bestimmen würden***), des Beistandes des Adels bedürfe es nicht.†) Stauffacher hofft

---

sonderbar herein. Schiller braucht hier das dichterische Stern, das auch die Bibel neben dem gewöhnlichen Apfel hat, dessen sich Goethe in Hermann und Dorothea (I, 178 f.) bedient.

*) Das Geschlecht Silinen (Schiller schrieb Sillinen) hatte seinen Sitz beim gleichnamigen Dorfe an der Gotthardstraße bei Amsteg (jetzt Silenen mit kurzer Mittelsilbe.)

**) Waldgebirg nennt der Dichter die Waldstätte, wie er sie I, 1 als Gebirg bezeichnet. Vgl. S. 161.

***) Müller sagt, nachdem er der angesehenen Geschlechter der Attinghausen, Iberg, Stauffacher u. s. w. gedacht: „Solchen Männern glaubten die Landleute; sie kannten dieselben, sie hatten ihre Väter gekannt und ihre ungefärbte alte Treu'!" Schiller hat dies schön gehoben.

†) Der von jugendlichem Freiheitsschwunge beseelte Melchthal ist nichts weniger als ein Freund des Adels: er möchte gern, daß sie allein im Lande wären, da der Adel sich höher dünke und kein treuer Freund der Volkssache sei, womit er freilich wenigstens Attinghausen unrecht thut. — Entstehen, wie Entstehung, vom Mangel, nach älterm, noch zu Schillers Zeit lebendigem Gebrauche, auch bei Uhland (Erläuterung zu dessen Dramen S. 259).

auf des Adels Hülfe nicht, ehe die Landleute zum Kampfe gerüstet seien.*) Fürst gibt endlich nach, da vom Kaiser kein Recht zu erlangen sei, weil der Herzog von Oesterreich, der sie unterdrücke, selbst Kaiser sei.**) Deshalb soll Stauffacher in Schwyz die Gesinnung tüchtiger Leute erforschen***); er selbst will in Uri für den Bund werben. Melchthals Anerbieten, in Unterwalden zu wirken, will Fürst nicht zugeben, weil er als Gastfreund für dessen Sicherheit stehn (gewähren) müsse, aber Stauffachers Wort, niemand werde ihn verrathen, entscheidet †); ja dieser will auch den bei ihm verborgenen Baumgarten in Unterwalden nid (unter) dem Wald werben lassen. Dies ist aus Tschudis Bericht (vgl. S. 60) genommen, aber fällt auf, da Baumgarten Unterwalden verlassen hat, weil er sich da nicht sicher wußte. Freilich wäre es wohl zu viel verlangt, wollte man hierin vom Dichter strenge Folgerichtigkeit fordern, aber die auf Baumgarten bezüglichen Verse, die keinen bedeutenden Zug bieten, fielen besser weg, da auch II, 2 Baumgartens Werbung nicht erwähnt wird. ††) Melchthal bringt sogleich auch den Ort zur Zusammenkunft der Verbündeten in Frage. Fürst, vorsich-

---

*) Die Rede Stauffachers läßt die hamburger Handschrift weg, in der vorangehenden Melchthals die fünf Verse „Von solcher Namen . . . vollenden!"

**) Obmann in der Bedeutung „Schiedsrichter" hatte Schiller sich aus Müller angemerkt.

***) Müller: „Ueber diese Gedanken beschlossen sie, daß jeder seine Vertrauten und Verwandten erforschen soll."

†) Schliche, geheime Wege, Schleichwege, die ihn vor der Verfolgung des Landvogts schützen. — Auch die Rede Melchthals fehlt in der hamburger Handschrift.

††) Sie fehlen wirklich in der hamburger Handschrift.

tiger als Stauffacher*), schlägt dafür das Rütli vor**); auch gibt er den Rath, jeder solle zehn vertraute Männer mitbringen. Stauffacher billigt beide Vorschläge, der jüngere Melchthal nimmt keine Stimme für sich in Anspruch. Sonderbar wird über den Tag der nächtlichen Versammlung nichts bestimmt, nicht einmal angegeben, wie man sich darüber verständigen wolle. Bei Tschudi finden zuerst mehrere nächtliche Versammlungen auf dem Rütli statt, die entscheidende am Mittwoch vor St. Martinstag. Stauffacher, der die eigentliche Seele des Bundes ist, zu welchem seine Gattin den ersten Gedanken angeregt hatte, läßt sich jetzt von beiden Freunden (zuerst vom ältern) die Rechte reichen, und so den Schutz- und Trutzbund der drei Lande auf Tod und Leben beschwören. Gegen wen derselbe gerichtet ist, wird als selbstverständlich nicht erwähnt. Als sie den bedeutenden Augenblick durch tiefes Stillschweigen einige Zeit geehrt haben, muß Melchthal der freudigen Hoffnung begeisterten Ausdruck geben, daß, vermöge er auch nicht, seinem alten Vater das Augenlicht wiederzugeben, doch die vom Volke gebrachte Kunde der Befreiung diesen erfreuen werde; den Tag der Freiheit, den er nicht mehr sehn könne, solle er doch hören.***) Er denkt sich

*) Stauffachers Vorschlag von Brunnen oder Treib, wo der Landeplatz der Schiffe, und dessen Ablehnen von Seiten Fürsts, schob Schiller beim Druck ein. Aus Fäsi hatte er sich angemerkt: „Beckenried wird zum Versammlungsort vorgeschlagen, auch Brunnen." Ueber Treib vgl. S. 143. Brunnen liegt ihm gegenüber.

**) Die Deutung des Namens schöpfte Schiller aus Müller, bei dem sich auch die Bestimmung findet „nicht weit von der Grenzmark zwischen Uri und Unterwalden". Sonst vgl. Tschudi oben S. 60.

***) Der nach hören überlieferte Gedankenstrich steht, wie häufig, irrig statt des Punktes. — Von Alp zu Alp. Müller: „Von Alpe zu Alpe ergingen die

eine dankbare Begrüßung des alten Vaters, dessen Unglück eigentlich die Veranlassung zum Bunde gegeben, von Seiten der befreiten Schweizer; dabei wird angenommen, daß er in seiner Hütte sitze, nicht, wie es früher hieß, als Bettler von Thür zu Thür gehe. Der pathetische Schluß des Aufzugs ist von bedeutender Wirkung; natürlicher wäre es freilich, wollte Melchthal selbst dem Vater die frohe Kunde bringen, aber dieser wird eben zunächst durch seine Theilnahme an der Zerstörung der Burgen fern gehalten.

Zweiter Aufzug.

Vergebens sucht der alte Attinghausen seinen Neffen von Geßler zurückzuziehen und für die Sache seines Volkes zu gewinnen: Hoffnung und Liebe fesseln den ehrsüchtigen, von Bertha hingerissenen, noch nicht vom Ernste des Lebens ergriffenen Jüngling. Auf dem Rütli wird der Bund der drei Lande beschworen, der Ausbruch auf Weihnachten bestimmt. Vgl. oben S. 104 f. Zwischen diesem und dem vorigen Aufzuge liegt eine längere Zeit, während welcher die drei Verbündeten Genossen sammeln, insbesondere Melchthal die Reise über die Surennen macht und überall in Unterwalden wirbt.

Erste Szene. Zur Dekoration vgl. S. 14. Auf einem Hügel bei Attinghausen liegen Trümmer eines alten Schlosses. Der fünfundachtzigjährige Attinghausen sucht vergebens heute seinen Neffen vom Besuche der Herrenburg zu Altorf zurückzu-

verabredeten Zeichen." Vgl. S. 147**. Später heißt es bei Müller: „An diesem Tage (der Befreiung), da in Melchthal der blinde Vater sich des Lebens wieder freute."

halten. Dadurch erhält der Dichter Gelegenheit, den Rudenz seine Gesinnung aussprechen zu lassen. Ehe Attinghausen diesem auf seine Frage, was er ihm zu sagen habe, erwidert, hält er nach alter Sitte mit seinen Knechten aus demselben Becher den Frühtrunk, den der Freiherr sonst, ehe er zur Arbeit im Felde oder im Walde auszog, mit diesen zu theilen gewohnt war.*) Jetzt kann er ihnen leider nicht mehr zur Arbeit folgen (auch der adlige Herr treibt Landwirthschaft), er muß sich auf den engen Kreis seines Hauses, ja fast auf sein Zimmer beschränken, und schon sieht er den Augenblick herannahen, wo er an eine Stelle gefesselt sein wird. Nachdem der Becher die Runde gemacht hat, trinkt Meister Kuoni, den wir aus I, 1 kennen, auch dem Neffen zu, der, da er sich zu vornehm dünkt, erst zaudert, ehe er der Aufforderung folgt. Der Dichter wollte eben Attinghausens vertrauliches Zusammenleben mit seinen Knechten darstellen, mit denen er am Abende sich auch über Landesangelegenheiten zu unterhalten pflegt. Wohin die Knechte im November noch mit Rechen und Sensen ausziehen, ist nicht wohl zu sagen; aber der Dichter scheint hier wie sonst (vgl. S. 159) sich um die I, 1 angenommene späte Jahreszeit nicht zu kümmern.**)

---

*) Frühtrunk. Weder Wort noch Sache kommt sonst vor; denn hier ist von bloßem Trinken die Rede, nicht vom Frühstücken. Wie hier, wird auch V, 2, 15 und in der Jungfrau V, 3 der Inhalt des Bechers nicht angegeben.

**) Schiller schrieb „in enger stets und engerm Kreise". Engerm führte Körner mit Recht auch an der ersten Stelle ein. Enger dürfte kaum durch den Abfall der Endung beim ersten von zwei durch und verbundenen Beiwörter zu rechtfertigen sein, wie wenn es III, 3 heißt „mein überschwellend und empörtes Herz." Der Ausfall ist Goethe sehr beliebt, der sogar „inn- und äußerer Feind" sagt, aber das zwischentretende stets spricht hier dagegen. Allenfalls erträglich,

Bierlingers Auskunft, in den Alpen sei alles später, hilft hier nichts.

Da Rudenz nach Altorf zur Herrenburg*) eilt, wirft ihm Attinghausen vor, für ihn scheine er keine Zeit zu haben, wogegen dieser sich beklagt, daß er sich im Hause wie einen Fremdling behandelt sehe. Der alte Oheim aber weist mit tiefem Schmerze darauf hin, daß nur Rudenz sich verändert, sich von der Heimat abgewendet habe, er als Höfling sich gefalle**) und die Landleute verachte. Da Rudenz gegen die unberechtigten Ansprüche der Landleute sich erklärt, beschuldigt ihn Attinghausen, daß er in der Noth, unter welcher das Land leide, auf Seiten des Landesfeindes stehe, sich den Hoffreuden überlasse und um Oesterreichs Gunst buhle.***) Doch Rudenz schiebt die Schuld auf das Volk, das sich dem Willen des Kaisers nicht fügen wolle, und zunächst auf dessen Leiter, die nur aus eigenem Vortheil

---

aber hart wäre „in immer enger- und engerm Kreis." Der engste und letzte Kreis ist das Liegen auf dem Siechbette.

*) Daß Geßler dort in einem Thurme seinen Sitz genommen, berichtet Tschudi (vgl. S. 47). Schiller denkt sich eine Burg mit Hofhaltung zu Altorf.

**) 28 ff. In Seide. Von der Rittertracht ist nicht die Rede. Der „seidnen Buben am Hofe" spottet Georg in Goethes Götz. — Die Pfauenfeder auf Helm oder Hut war österreichische Tracht; wer nach der Schlacht bei Sempach in der Schweiz die Pfauenfeder hätte tragen wollen, wäre umgebracht worden, wie Müller berichtet. — Auch der Purpurmantel ist österreichisch, Roth die Farbe der österreichischen Herzöge. — Die hamburger Handschrift streicht 29 f.

***) 35 f. „Liegt unterm schweren Zorn des Königs." Tschudi (S. 48): „Des Königs schwere Ungnad, so er zu Inen trug", und gleich darauf „sich wieder sölchen Tyrannischen Gwalt zu setzen". Schiller hat hier König beibehalten, sonst braucht er meist Kaiser. Der Wechsel ist nicht absichtlich. Vgl. S. 173 f.

und Ehrsucht es abhielten, sich demselben zu unterwerfen, wie alle Lande umher gethan, wobei der Bescheid der königlichen Räthe an die Abgeordneten der Waldstätte bei Tschudi (S. 49) vorschwebt.*) Attinghausens strafendes Wort reizt Rudenz, dem Oheim vorzuwerfen, daß er kein höheres Streben habe, als Landammann (Vorgesetzter der Gemeinde) oder Bannerherr zu sein (beide Würden waren ihm zu Theil geworden), neben diesen Bauern als ein Gleicher (Pair) zu walten, statt daß er bei dem königlichen (man erwartete kaiserlichen) Lager glänzen könnte. Hier benutzt Schiller Tschudis (S. 61) Worte: „Si (die Adligen) söltind sich lieber an ein Fürstlichen Helden, dann den Puren anhangen, und die zu Mit-Herren haben." Auch tadelt er es, daß der Oheim sich mit seinen Knechten gemein mache. Statt hierauf zu erwidern, bricht Attinghausen in rührende Klagen aus, daß die Stimme seines Herzens irregeführt worden, wogegen Rudenz bitter bedauert, daß die österreichischen Ritter (die Fremdlinge) sie einen Bauernadel schimpfen (vgl. Tschudi S. 61). Nein, nicht länger will er es ertragen, ruhig zu Hause zu liegen und sein Leben mit gemeinen Arbeiten, wie sein Oheim, zu verbringen, während draußen im Kriege**)

*) 20. Halten, fesseln. Freilich sonderbar, doch noch weniger geht es an, das Wort für zuhalten zu nehmen. Das gangbare blenden hat Schiller gemieden. Rudenz richtet sein Weh gegen den eigenen Oheim. — 55. Auf der Herrenbank. Die Ritter und die von der Gemeinde gewählten Landleute haben bei Berathungen und bei Gericht gleiches Recht. Die erste Bank, worauf die Ritter zusammensitzen, ward als Herrenbank bezeichnet, weil nur Herren (Adlige) darauf sitzen sollten. Schon frühe war man in der Schweiz wie auch in Deutschland genöthigt, auf den eigentlichen Herrenbänken Doktoren des Rechtes zuzulassen.

**) 81. Jenseits dieser Berge soll auf Deutschland sich beziehen, wo aber

und am Hofe des Kaisers Ritterehre zu gewinnen steht. Die Verachtung, womit Rudenz des Kuhreihens und des Herdengeläutes gedenkt, bringt Attinghausen auf die unvertilgbare Liebe zur Heimat, welche, wenn er fern am Kaiserhofe weile, auch in seiner Brust sich regen werde (vgl. S. 145), da sein Herz, auf dessen Treue er baut, durch den Glanz einer ihm immer fremden Welt nicht befriedigt werden könne. Vgl. S. 105*. Müsse er ja dort auf das höchste Gut des Menschen, die Freiheit, verzichten, sich zu einem Fürstenknecht erniedrigen, was Attinghausen im Gegensatz zu dem ihm selbst vom Neffen gemachten Vorwurf hervorhebt. Mit dem Schmerze innigster Liebe mahnt er ihn, bei den Seinen auszuhalten, und gleich heute von Altorf wegzubleiben. Da Rudenz darauf nicht achtet, beschwört er ihn durch die Hinweisung auf den Schmerz, den ihm im Tode der Gedanke machen müsse, Rudenz werde seine ihm vererbten Güter von Oesterreich zu Lehen nehmen.*) Dieser sieht im Anschlusse an Oesterreich**), das die Waldstätte rings umgebe, das einzige Heil; würden ja die Kaiser selbst, sollte einst das Kaiserthum, wie man wünsche, aus Oesterreichs Händen kommen, sie nicht zu schützen im Stande sein. Daß die Welt Albrecht gehöre ist freilich stark übertrieben, aber geschichtlich steht fest, daß Oesterreichs Besitzungen überall die Waldstätte einschlossen. Tschudi bemerkt: „Zu dem, daß Er (der Kunig) und sine Süne

---

Albrechts Heer wirklich keine Großthaten vollbrachte, weder gegen den Pfalzgrafen Rudolf (1301), noch gegen Böhmen (1304). Bierlinger findet sich hier nicht zurecht.

*) Das Mitgeben von Helm und Schild ins Grab hat Schiller aus Müller (vgl. S. 106). — Die letzten acht Verse der Rede läßt die hamburger Handschrift weg.

**) Im Verse 118: „Vergebens widerstreben wir dem König", stände statt König richtiger Herzog, aber Rudenz folgt in der vornehmern Bezeichnung Tschudi.

Si mit Iren inhabenden Landen gantz umbfangen hattend." Anderswo sagt er, Albrecht habe sie mit seinen Landen „rund umbfangen, wie ein Fisch in einem Garn".*) Bei den Worten „Sein sind die Märkte"**) schwebt Tschudis Bemerkung vor, daß sie die Wochenmärkte zu Luzern und Zug für sich benutzen mußten, wo sie von den Landvögten gedrückt wurden (S. 49). Müller bemerkt, „die Zölle auf die Einfuhr im benachbarten Erblande seien erhöhet und oft die Ausfuhr verboten" worden. Bei dem Zolle auf dem Gotthard (125) liegt Müllers Aeußerung zu Grunde: „König Albrecht gab seinem Hause . . . auch diejenige (Vogtei), welche tief im Gotthardpaß über das Thal Urseren mit einem 900 Gulden werthen Zoll . . . als Mannlehen an das Reich fiel." — 132 ff. Das Verpfänden der Reichsorte (der Orte, die sich unter den Schirm des Reiches begaben und als solche den Reichsadler ins Wappen erhielten) geschah vom Kaiser nur gar zu häufig; manche blieben dann immer verpfändet; dadurch wurden sie vom Reiche weggebracht, an Fürsten und Herren „veräußert".***) Oesterreichs Macht sei zuverlässiger, und wer

*) Schiller hatte auf einem besondern Blatte über Albrechts Bestreben, sich eine große Hausmacht zu verschaffen, seine sechs Söhne und fünf Töchter fürstlich zu versorgen, sich Aufzeichnungen gemacht. Dieses schließt: „Kreis von Ländereien und Kastvogteien, die er um die Waldstätte herumschlingt:

Zug	Unter Schweiz	Einsiedeln
Luzern	Uri	Glarus
Entlibucher		Disentis
	Wald Urfern	

Um diese kostspieligen Käufe zu machen, muß er alle seine Länder schwer beschatzen und besteuern."

**) Die Verse 123—127 strich Schiller in der hamburger Handschrift, wie am Schlusse der Rede die vier letzten.

***) Vgl. zum „Wallenstein" (Wallensteins Tod IV, 3) S. 323**. Boxberger

sich an dieses anschließe, habe die schönste Aussicht für die Zukunft.*) Attinghausen kann seinen Neffen auf Luzern verweisen, das unter Oesterreichs Herrschaft sehr leide. Diesen Druck, dessen Tschudi gedenkt, hat Schiller frei ausgeführt.**) Von Albrechts großen „Länderkäufen" berichten Tschudi und Müller. Die ihm untergebenen Orte nöthigte er, für ihn zu kämpfen. Attinghausens scharfem Einspruche, sollten sie ihr Blut einsetzen (eigen steht hier dran setzen), so wollten sie es für ihre eigene Freiheit, nicht für ihre Knechtschaft thun, weiß Rudenz nur die Unmöglichkeit entgegenzustellen, etwas gegen Albrechts Heere auszurichten. Hier schwebt der von Müller erwähnte Antrag Albrechts an die Waldstätte vor, worin es heißt: „Die Landleute könnten seiner Majestät und ihrem unermeßlichen,

---

verweist mit Benutzung von Schillers Aufzeichnung: „Rudenz erinnert an König Adolf", auf Schmidts „Geschichte der Deutschen" III, 417, wonach Adolf von Nassau wegen der Wahl- und Krönungskosten dem Kurfürsten von Köln die Vogtei über das Stift Essen, dem von Trier Cocheim und Clotter, die beide dem Reiche gehörten, pfandweise einräumen mußte.

*) 140 f. Erbherrn, den Fürsten, der seine Macht auf seine Nachkommen vererbt. — Verdienen, eigenthümlich hier für sich verdient machen, wie mereri. — Saaten . . . streuen, säen, um später zu ernten.

**) 149. Hochwild oder Hochgewild ist das Wild der sogenannten hohen Jagd, das man in Haarwild (Rothwild, Dammwild, Schwarzwild) und Federwild theilt. Die Unterscheidung der hohen und niedern Jagd wird von einigen erst dem sechzehnten Jahrhundert zugeschrieben. Aus Müller hatte sich Schiller angemerkt: „Hochflug, Hochgewild, Tobwälder", die beiden ersten Worte aber wieder ausgestrichen, als er sie benutzt hatte. Aehnlich wird III, 3 vom Wilde das Gefieder unterschieden. Hochflug ist das Geflügel der hohen Jagd. Auffällt Schillers Hochgewilde und 149—153 der Ausfall von zu. — Bannen, festsetzen. Der Fürst hat in seinem Lande außer der Jagdgerechtigkeit den „Wildbann", die höchste Gerichtsbarkeit und Gesetzgebung über die Jagd. — In der hamburger Handschrift ist „Unsre Schaf' . . . freien Wäldern" (147 ff.) gestrichen.

waffenkundigen Kriegsheer nicht widerstehn." Attinghausen weiß aus Erfahrung, welch ein Heldenvolk diese Landleute im Kriege sind. Er gedenkt seiner von Schiller erdichteten Anwesenheit bei Faenz (Faventia, Faenza). Die Waldstätte schickten dorthin im Jahre 1240 dem Kaiser Friedrich II. 600 Mann. Schiller benutzt hier eine von ihm ausgezogene Aeußerung Müllers: „Ihre auserlesene Mannschaft that mit solchem Feuer den Krieg des Kaisers wider die Guelfen, daß er nicht allein Struthahn von Winkelried, einen Unterwaldner, zum Ritter schlug, sondern jedem Thal eine Urkunde der Freiheit gab." Ein solches Heldenvolk, schließt Attinghausen, läßt sich kein Joch aufzwingen.

Da Rudenz nichts darauf zu erwidern weiß, dringt Attinghausen noch lebhafter auf ihn ein. Wie viel edler ist es, Führer eines freien, innig ergebenen Volkes zu sein! *das* ist der wahre *Adel*, den er nicht gegen den Höflingsstand aufgeben darf.*) An das Vaterland soll er sich fest anschließen; in ihm wurzelt er, aus ihm allein schöpft er wahre Kraft, während er in der Fremde ohne allen Halt steht.**) Nur *einen* Tag möge er wieder mit ihnen leben, heute nicht nach Altorf gehn. Da Rudenz stumm und ergriffen vor ihm steht, ruft er ihm mit inniger Wärme zu: „Hörst du? Heute nicht u. s. w."***), und

*) 165. *Die echte Perle deines Werthes*, deinen wahren Werth, der sich zu dem Höflingsstande verhält, wie eine durch eigenen Glanz strahlende Perle gegen schillernden Flitter. *Die Perle* vom Köstlichsten, schon nach biblischem Gebrauche. *Maria Stuart* V, 10, 5: „Welche Perle warf ich hin?" Vgl. 143 „der Freiheit kostbarn Edelstein".

**) Dem im festen Erdboden wurzelnden Baum steht das aus dem Wasser sich erhebende schwache Rohr entgegen.

***) 178 muß nach *Geh nicht nach Altorf* vor dem Gedankenstrich, der hier eine kleinere Pause andeuten soll, noch Ausrufungszeichen stehn.

er faßt seine Hand. Doch dieser beruft sich auf sein gegebenes Wort, heute zu kommen. Da geht es Attinghausen auf, daß die Bande der Liebe ihn unauflöslich gefesselt haben. Rudenz wendet sich beschämt weg. Doch als der Oheim ihm verräth, Geßler habe ihn mit dem Freifräulein, von dem er gehört, zum Besten, er sei weit entfernt, ihm diese wirklich zukommen zu lassen*), erhebt sich dessen bitter gekränkter Ehrgeiz, so daß er mit ärgerlicher Hast sich entfernt.

Attinghausen muß jetzt an der Rettung seines Neffen verzweifeln; auch er werde, wie der Wolfenschießen (vgl. Tschudi oben S. 48. 61), dem Bunde der drei Lande untreu werden, und so die ganze adlige Jugend sich von dem Zauber des Hofes verlocken lassen.**) So bejammert er denn das Eindringen des die alte Unschuld vernichtenden fremden Glanzes; das Neue sieht er mit Gewalt einbrechen, eine andere Zeit, ein anderes Geschlecht sich erheben. Seine Zeit, die Zeit der Freiheit ist vorüber, und er preist sich glücklich, daß es bald mit ihm vorüber ist, er mit der neuen Zeit nicht mehr zu leben braucht. Dieser

*) 183. Seile, Bande, nicht, wie bei Luther, „in Seilen der Liebe gehn", wo das Bild von Anziehen der Zugthiere vorschwebt, sondern wie vom „Seile der Minne" gesprochen wird, Schiller im Gedicht die Ideale „der Liebe Knoten" braucht, im Siegesfest von der Umarmung stricken hat. — 190. Unschuld, Arglosigkeit, die sich von den Hofränken nichts träumen läßt, mit denen man dich täuscht. Gerade dieser Ausdruck ist es, der Rudenz beleidigt. Irrig erklärt Weber „wenn du deinem Lande treu bleibst".

**) Bei Müller heißt es: „Als der Junker Wolfenschieß in Unterwald von der Gesinnung seiner nächsten Verwandten so abwich, daß er auf Roßberg des Königs Burgvogt wurde, fürchteten ehrbare Männer vom Leichtsinn ehrgeiziger Jugend noch mehr Untreu' am Land." — In der hamburger Handschrift fehlen die vier auf den Wolfenschießen bezüglichen Verse.

pathetisch wirksame Schluß möchte hier doch etwas fremdartig sein, wenn man ihn auch dem Schmerze des tief gebrochenen Greises verzeihen kann. Wozu die Verzweiflung an seiner Zeit, da unter den Landleuten die gute alte Sitte sich erhalten hat, ja er selbst neben Rudenz nur das Beispiel Wolfenschießens für die Entartung des Adels anführen kann, der überhaupt in unserm Volksschauspiel mehr zurücktritt, auf den aber doch die Landleute (vgl. S. 187 f.) mit Vertrauen hinblicken. Mit den drei Versen „O, unglückselge Stunde . . . zerstören!" erhielte der Auftritt wohl einen bedeutsamen Schluß.

Zweite Szene. Der Bund wird auf dem Rütli in einer förmlichen Landesgemeinde der Waldstätte geschlossen. Von jedem der drei Lande kommen außer dem eigentlichen Vertreter des in Fürsts Wohnung geschlossenen Bundes nach der Verabredung noch zehn Landleute. Die Gesammtzahl 33 gibt schon Müller.

Zuerst erscheinen die Unterwaldner, da die Versammlung in ihrem Lande tagt. Außer Melchthal und Baumgarten werden noch fünf mit freigewählten Namen genannt. Auf Meier von Sarnen und Struth von Winkelried führte Tschudi, der als Edelknechte von Unterwalden „die von Rudentz, von Hunwill, die Meiere von Sarnen, Meiere von Stans*), von Winkelriet, von Wolffenschiessen" nennt. Den Vornamen Winkelrieds nahm er von jenem V. 117 ff. erwähnten Struthahn Winkelried her, der nach Müller 1240 von Kaiser Friedrich zum Ritter geschlagen ward (S. 197), zehn Jahre darauf wegen eines Todtschlags das Land verlassen mußte, später aber wieder zu

*) Unter den edlen Herren der Waldstätte führt Müller u. a. (Note 60 zu I, 15) auch die „Mayer von Stanz" an.

Ehren kam, als er den Drachen tödtete, welcher aus der Höhle bei Oedmeiler Vieh und Menschen mordete. Den Klaus von der Flüe bot ihm jener anderthalb Jahrhunderte *spätere* Bruder Nicolaus von Flüe (dem *Felsen* seiner Zelle)*), dessen Erscheinen auf der Tagsatzung zu Stans Herder in der 17[illegible] erschienenen Legende *der Friedensstifter* dargestellt hatte. Schiller schöpfte die Sage nicht aus dieser Legende, die ihn nur „Claus von Unterwalden" nennt, sondern aus einer Erwähnung Scheuchzers bei Gelegenheit des Wortes *Flü.***) Den Namen Arnold von Sewa nahm er aus dem von Tschudi und Müller angeführten Kaufbriefe der Schwyzer für Konrad Hunno vom J. 1282, wo unter den Zeugen aus Schwyz dieser und neben ihm u. a. „Ulrich an dem Berge" und „Burkhart von Ybach" erscheinen, aus denen Schiller seinen „Burkhart am Bühel (Hügel)" machte, mit Bezug auf Am Bühl, der Wilhelm Tell in seinem Nationalschauspiel, das in Zürich von einer Knabenschar aufgeführt worden, so tüchtig dargestellt hatte.

Der Dichter will hier zunächst Zeit und Ort, die schon durch die Dekoration bezeichnet sind, zur dichterischen Anschauung bringen.***) Den zum Rütli führenden Bergweg kennt der allein voranschreitende Melchthal an einem Felsen des Seelisberges, auf dem ein Kreuzlein steht, was er den Gefährten, während er noch selbst hinter der Szene ist, verkündet.†) Als sie mit

*) Aus Müller hatte sich Schiller angemerkt: „*Fluh* heißt Felsenwand."

**) Der Band, worin Müller seiner gedenkt, erschien erst 1808.

***) In der Theaterbearbeitung steht nach „Meier von Sarnen" nur „mit andern Landleuten, alle gewaffnet". Die Reden von Sewa, Am Bühel, Von der Flüe sind dort Baumgarten, Melchthal und Meier zugetheilt.

†) Man könnte denken, hier habe der Anfang der *Hermanns-Schlacht*

Fackeln (vgl. S. 33) auf der Bühne erscheinen (die Landleute sind alle bewaffnet)*), sehen sie sich zunächst um, ob noch niemand anwesend sei. Hintereinander erscheinen drei namentlich genannte, bisher noch nicht vorgekommene Landleute. Auf Melchthals Frage nach der Stunde der Nacht erwidert Baumgarten, der den Nachtwächter von dem gerade über dem Rütli liegenden Dorfe Seelisberg hat rufen hören. Vgl. Tschudi: „Under Sewlisberg an einem End, heißt im Rüdlin." Wie hier zunächst die Zeit genauer bestimmt ist, so werden wir darauf, daß wir uns Schwyz gegenüber befinden, durch die folgende Erwähnung des aus einer Waldkapelle herüberschallenden Frühglöckchens (Mettenglöckleins)**) erinnert, worauf die beiden namentlich genannten Landleute, die bisher noch nicht gesprochen haben, sich betheiligen. Melchthal läßt ein Feuer anzünden. Darauf wird der Schönheit dieser Nacht gedacht. Jetzt erst bemerkt Winkelried über dem See einen Mondregenbogen. Schiller benutzte hier die Stelle Scheuchzers: „Ein anderes merkwürdiges Beispiel, ja ein Exempel ohne Exempel, ist den 31. Oktober 1705 von den Einwohnern des Lands Schweitz gegen Unterwalden über den Vierwaldstättersee gesehen worden, nemlich ein herrlich schöner, mit allen erforderlichen Farben ausgezierter Regenbogen, und zwar, welches bisher in keinen Historien gefunden, über den vornehmsten, Iridem primariam noch ein anderer,

---

von Klopstock vorgeschwebt, wo Horst dem Siegmar voraneilt. Diese hatte Schiller im Mai 1803 wieder gelesen.

*) Zur Ersparung der Kosten wollte Schiller darauf nicht bestehn. Vgl. S. 32.

**) Von einer Frühmesse kann bei dem Klausner nicht die Rede sein; er läutet zu seinem Morgengebet, welches Mette (hora matutina) heißt.

secundaria, wiewohl der nicht die völlige Rundung hatte, wie der erste, auch gar bleich von Farbe gewesen." Auffällt, daß Schiller hier nicht eine Beziehung dieses Regenbogens zu dem zu schließenden Bunde andeutete, wie der Regenbogen nach der Sündflut von Gott als „Zeichen des Bundes" bezeichnet ward (1 Mos. 9, 12 f.).*)

Jetzt bemerken sie die Schwyzer auf dem See. Melchthal geht mit Baumgarten ihnen entgegen (denn das Rütli reicht in den See herein) und auf sein „Wer da?" geben sie das verabredete Losungswort: „Freunde des Landes." Die Zwischenzeit ist durch ein kurzes Gespräch zwischen Meier und Am Bühel über das längere Ausbleiben der Bundesgenossen von Uri passend ausgefüllt. Außer Stauffacher werden noch sechs der zehn**) ihn begleitenden Landleute namentlich angeführt, von denen der Dichter den einen nach jenem von Müller mit so warmer Liebe geschilderten Itel Reding benennt, der im fünfzehnten Jahrhundert Landammann von Schwyz war, einen andern nach dem Altlandammann (gewesenen Amman) Konrad Hunno von Schwyz, dem die Schwyzer 1282 zum Dank für geleistete Dienste ein Gut, das viele hundert Gulden werth war, für zehn Pfund verkauften. Als Zeugen standen auf dem Kaufbriefe, dessen wir S. 200 gedacht, u. a. „Ulrich der Schmid, Heinrich Ulrich von Wyler, Johans im Hofe, Johans uff der Mura", deren Namen Schiller hier aufnahm, indem er nur

*) In der hamburger Handschrift fehlen die sieben Verse von „Sie haben eine leichte Fahrt" an.

**) In den Worten „noch drei andre Landleute" muß es vier statt drei heißen; denn die Gesammtzahl soll außer Stauffacher zehn betragen. In den Theaterhandschriften steht für „Hans auf der Mauer . . . bewaffnet" nur „mit neun andern Landleuten, alle bewaffnet".

die Vornamen der zwei mittlern der Abwechslung wegen veränderte. Nach allgemeiner Bewillkommnung muß Melchthal sofort Stauffacher mittheilen, daß er seinen Vater wiedergesehen und aus seinen geblendeten Augen Rache gesogen habe. Wenn er die Hand auf des Vaters Augen legte, so sollte man denken, er habe bei ihnen Rache geschworen; das Saugen der Rache aus seinen Augen paßt dazu weniger. Vielleicht bliebe diese vorläufige Erwähnung des Vaters, zu welcher die später folgende nicht ganz stimmt, besser weg, besonders da die Ausführung weniger gelungen scheint, sie gefühlvoller ausgeführt sein könnte. Der ruhige Stauffacher mag von Rache nichts wissen, sie wollen nur neuem Frevel zuvorkommen, und so fordert er den Genossen zur Mittheilung dessen auf, was er in Unterwalden ausgerichtet.*)

Melchthal berichtet zunächst, mit welcher ungeheuren Anstrengung er über die Surennen**) nach Unterwalden gekommen. Scheuchzer sagt von den Surenen oder Surneralpen auf der Grenze von Uri und der unter der Abtei Engelberg stehenden gleichnamigen Herrschaft: „Wer dahin von Altorff aus reiset, der kommt durch die Alp Waldnacht auf die oberste Spitze des Bergs, auf der Eck, auf Sureneck, ohngefehr in Zeit von 5 Stunden, und zwahren in Mitten des Sommers eine Stunde über den Schnee: Sobald er dann die oberste Höhe überstiegen, kommet er in die Surenen-Alpen auf welchen eine große Anzahl Viehs weydet, so denen Urnern gehört. Diese

*) Die hamburger Handschrift läßt hier die Stelle „und füge mein Sach' . . . entgangen seid" weg.

**) Aus Fäsi (II, 342) merkte sich Schiller an: „Beschreibung der Surennen, auch manches über das engelberger und das daran stoßende Eisthal."

Alpen sind umzingelt von hohen Schroffen, welche nur von denen Gemsen und Gems-Jägern bestiegen werden, und auf mittägiger Seite haben sie Firn oder Gletscher." Das Kloster zu Engelberg ward 1083 gebaut „mitten in einer großen Wüste, in einem engen Thalgrund, wo die Sonne nicht alltäglich gesehen werden kann" (Müller).*) Ueber die Alpentrift gelangte er in die bewohnten hohen Hirtenthäler. Zu der Unveränderlichkeit der Sitten vergleiche man, was Müller von den Schwyzern bemerkt: „Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einförmigen Leben der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahres gleich ist." Daß die Winde auf allen Seen, die am nördlichen und südlichen Fuße der Alpen in der Richtung eines Querthals liegen, eine gewisse Regelmäßigkeit beobachten, sagt Ebel.**) Melchthal erzählt, wie er in sein heimatliches Thal gekommen, wie er überall Vettern (vgl. S. 186) und zuletzt seinen unglücklichen Vater getroffen, dessen Blindheit ihm keine Thränen ausgepreßt, sondern ihn zur That gestärkt habe, wie er endlich im ganzen Gebirge bis zu den Gletschern hinan alle für ihren Bund geworben habe. Ja sogar in Landenbergs

*) 42. Den heisern Lämmergeier, als Luftbeherrscher der höchsten Alpen, hatte Schiller aus Fäsi (I, 37) sich angemerkt; er fand ihn auch bei Scheuchzer, Stumpff u. a. erwähnt. — 43 ff. Wo sich anrufend grüßen. Schiller erinnerte sich wohl der Stelle der Odyssee X, 82 f.: „Dort, wo dem Hirten ruft eintreibend der Hirt und der austreibend ihn höret." — 45. Der Gletscher Milch. Das Gletscherwasser ist milchweiß (Scheuchzer), weißbläulicht (Ebel). — 46. Runsen, eigentlich Rinnen, dann Bergbäche, wie es Tschudi erklärt. — Die elf ersten Verse von Melchthals Rede ließ die hamburger Handschrift weg.

**) 69. Was euch. Die Anrede ist an beide gerichtet, nicht bloß an Stauffacher, wie vorher eurigen. — In der hamburger Handschrift fehlen „ihre Brunnen . . . befolgen" (57 ff.) und „Nicht tragen . . . Lebens" (62 f.).

Burg hat er verkleidet sich geschlichen, um die Gelegenheit zu erkunden. Diese überkecke Kühnheit möchte doch um so weniger als ein glücklicher Zug gelten dürfen, als Melchthal, wie wir noch in unserm Auftritt hören, mit einer Dirne auf Sarnen in naher Verbindung steht.

Jetzt erst läßt sich Stauffacher die ihm unbekannten Männer von Unterwalden vorstellen.*) Meier von Sarnen führt sich selbst**) und seinen Schwestersohn Winkelried ein, wobei sich Stauffacher gleich jenes Struthahn von Winkelried (vgl. S. 199 f.) erinnert, der den „unreinen Wurm und Tracken", wie Tschudi sagt, bei Oedweil (auch Weiler und Drachenried genannt) mit dem Schwert tödtete, aber selbst sterben mußte, da ihm „das Trackenblut an den Leyb sprang".***) Von den andern stellt Melchthal nur zwei Klosterleute vor, die der Abtei von Engelberg mit Leib und Gut *eigen* (pflichtig) sind†), wodurch Stauffacher veranlaßt wird, auch der Vaterlandsliebe und Redlichkeit dieser Männer zu gedenken. Neben diesem Zuge, daß auch *eigene* Leute nicht ausgeschlossen waren, glaubte Schiller hier auch noch den andern anbringen zu müssen, daß Privatstreitigkeiten da, wo es das allgemeine Wohl gilt, schweigen. Ehe die weitere Vorstellung der Unterwaldner geschieht, deren

*) 110 f. „Daß wir uns zutraulich nahen und die Herzen öffnen!" Bei Müller heißt es: „Da vertraute einer dem andern seine Gedanken ohne alle Furcht; je gefahrvoller die That, um so viel fester verband sich ihr Herz."

**) Schiller schrieb 113 *Mei'r*, obgleich der Vers die volle Form nicht ausschloß, da Anapäste gestattet sind.

***) Hier ließ die hamburger Handschrift die drei mit „Ein Winkelried wars" beginnenden Verse weg.

†) Müller: „Bei den Schwytzern wohnten viele eigene Leute, pflichtig mit Leib und Gut oder doch mit Güterzinsen."

Ausführung lästig sein würde, stellt der Schwyzer Hunn*) ihren Altlandammann Reding vor. Der Unterwaldner Meier gedenkt seines gerichtlichen Streites mit ihm, dieser aber soll sie hier nicht trennen, und so schüttelt er ihm die Hand.**)

Da hört Winkelried das Horn von Uri, das uralte Signal dieses Landes, ein Auerhorn, das man wie den Kantonsnamen vom Auerochsen herleitete, woher auch ein Kopf eines solchen im Wappen von Uri sich findet. „In Kriegen fürend sy ein großes Horn mit", schreibt Stumpff, „blaasend das zu einem zeichen als ein Trummeet. Ein sonderlicher landmann zu diesem dinst und hornblaasen bestelt, wird denn genennt der Stier von Uri." Schiller, der V, 1 den Stier von Uri einführt, muß sich seine Anwesenheit auch hier gedacht haben. Vgl. oben S. 23. Ueber seine Tracht S. 33. Daß die von Uri ein Signal geben, fällt bei der gewünschten Heimlichkeit der Versammlung auf. Zwei andere, ein Unterwaldner und ein Schwyzer, Auf der Mauer und Baumgarten, bemerken, daß bei den Urnern der Pfarrer und der Sigrist den Weltlichen vorangehn, aber Tell fehlt. Bezeichnend ist, daß gerade der ruhig besonnene Fürst sich unter andern den Pfarrer und dessen Diener ausgewählt hat. Geschichtlich war die Geistlichkeit, weil sie in den Waldstätten steuern mußte, meist habsburgisch gesinnt. Die Namen Rösselmann und Petermann, welche Schiller dem Pfarrer und dem Sigristen gibt, nahm er wohl aus Tschudi oder

*) In der Personenangabe sollte der Vorname Konrad hier und weiter unten fehlen, wie bei allen übrigen.

**) Die hamburger Handschrift läßt die ganze Stelle von Melchthals Vorstellung bis zu Stauffachers „Das ist brav gesprochen" 130 weg. Die Vorstellung Redings scheint hier erst beim Druck zugesetzt zu sein; denn sie fehlt auch in der dalbergischen Handschrift.

Müller. Letzterer nennt einen Schultheiß Hans Rösselmann in Colmar und einen Petermann Ryßig aus Schwyz. Außer ihnen sind namentlich nur noch Kuoni, Werni und Ruodi bezeichnet, die wir schon aus I, 1 kennen.*)

Dem Charakter des vorsorglich auf Recht und Sitte haltenden Fürst ist es durchaus gemäß, wenn dieser, als sie alle versammelt sind, als Aeltester sein tiefes Bedauern ausspricht, daß sie so verstohlen bei dunkler Nacht zusammenkommen müssen, um zu berathen, wie sie ihr gutes Recht mit Gewalt zurückerlangen.**) Wie zur Vertheidigung bemerkt Melchthal dagegen, das helle Licht solle bald die Erfüllung dessen schauen, was sie hier berathen.***) Daran schließt denn der würdige, auf alte Sitte haltende Pfarrer den Vorschlag†), daß sie in aller Stille als eine Landsgemeinde hier berathen (tagen) wollen; sei auch nicht alles vorhanden, was solche Versammlungen fordern, so tagten sie doch unter Gottes Beistand, der überall gegenwärtig sei. Was zu einer eigentlichen Landsgemeinde fehle,

*) Die dalbergische Handschrift nennt nach dem Pfarrer und dem Sigristen nur den Steinmetzen und „sechs (sieben?) andere Landleute".

**) Fürst wählt 144 f. absichtlich das schwache Recht holen. — 146. Der glanzvoll offne Schoß des Tages. Dem über die ganze Erde verbreiteten Tageslicht wird ein Schoß zugeschrieben, aus welchem es überall ausstrahlt. Der Ausdruck scheint besonders für Fürst etwas geziert.

***) Ein Anklang an das Sprichwort: „Es ist nichts so fein gesponnen, Es kommt doch endlich an die Sonnen", ist nicht zu verkennen.

†) Bei Hört, was mir Gott ins Herz gibt (149), das V, 2 wiederkehrt, schwebt kaum das homerische θεὸς ἐν φρεσὶ θῆκε („ein Gott legte es in den Sinn"), sondern die deutsche Redensart vor: „Gott hat es ihm eingegeben". Wallensteins Tod IV, 11: „Dort wird ein Gott mir in die Seele geben." — Die Bezeichnung Eidgenosse findet sich erst in einer Urkunde von 1315, dagegen das entsprechende conjurati et comprovinciales schon 1291.

führen Stauffacher, Melchthal und Hunn*) aus, das Tageslicht, die Anwesenheit aller Gemeindeglieder und die sogenannten Landbücher, welche die Landrechte und alten Ordnungen enthalten. Rösselmann fordert zunächst die Bildung des Ringes der Versammlung**) und das Aufpflanzen der Schwerter, Auf der Mauer die Wahl des Landammanns (Schiller hat 166 Landesammann, sonst Landammann oder Ammann) und seiner Weibel. Hierzu lagen dem Dichter zwei Beschreibungen bei Ebel vor. Bei einer Landsgemeinde zu Appenzell war an jedem Ende des auf einem Gerüste stehenden Stuhles des Landammanns ein großes Schlachtschwert aufgepflanzt. In einer Schilderung einer reformirten Landesgemeinde von Glarus aus dem Jahre 1715 heißt es: „Die Glieder des Raths und die reformirten Geistlichen bildeten den innern Ring. Der Landammann, auf ein großes Schlachtschwert gestützt, stand fast in der Mitte des Volksrundes, neben ihm zur Seite zwei Landschreiber und Landweibel (Diener der übenden Gewalt, aus unbescholtenen Landleuten auf Lebenszeit gewählt), in den Mantel der Staatsfarbe gekleidet."

Die erste Frage, die der Sigrist***) erhebt, ist die Wahl des Volkes, welches den Landammann der gesammten Landsgemeinde geben soll. Da Unterwalden gleich zurücktritt, weil

---

*) An seiner Stelle steht in der dalbergischen und mannheimer Handschrift Ruodi, wie im folgenden die Rede des Auf der Mauer auch diesem gegeben wird. In der hamburger Handschrift fehlt die letztere Rede.

**) So heißt die einen Halbkreis schließende Versammlung, lateinisch hringus. Vgl. Müllers Note 24 zu I, 11.

***) Nach der dalbergischen und mannheimer Handschrift Winkelried.

sie die Schutzflehenden seien*), auch jeder der beiden übrigen Waldstätte auf die Ehre verzichten will**), so schlägt Rösselmann vor, daß im Rathe Schwyz, im Kriege Uri die Führung habe.***) Stauffacher will die von Fürst ihm dargebotene Ehre dem ältesten Schwyzer gewährt wissen; da aber dieser, Ulrich, als eigener Mann, weder im Gericht noch im Rath den Vorsitz führen kann†), schlägt Stauffacher Reding, den gewesenen Landammann von Schwyz, als durch Würde und Alter dazu berechtigt, vor. Dies genehmigt die Landsgemeinde durch förmliche Abstimmung.

Reding tritt als Landammann in die Mitte, und da er nicht auf die Landbücher, wie es jeder neugewählte Beamte muß, den Eid treuer Pflichterfüllung schwören kann, so thut er es in feierlicher Anrufung der ewig leuchtenden Sterne. Die beiden Schlachtschwerter werden neben ihm aufgepflanzt, und es bildet sich der Ring, indem die drei Lande sich sondern, wobei Unterwalden sich links stellt. Reding stützt sich nicht

---

*) Melchthals Rede genügte, so daß die beiden Verse Meiers wohl fehlen könnten. Die hamburger Handschrift läßt umgekehrt Melchthals Rede weg.

**) Römerzüge (175), die Züge der Waldstätte im Dienste des Kaisers.

***) Das Schwert, des Schwertes Ehre (174.176), die beiden Schwerter, die man neben dem Landammann aufpflanzt. Fürst, der sie in gewohnter Vorsorge neben seinem eigenen zu diesem Zwecke mitgebracht hat, überreicht sie gleich darauf Stauffacher. — 177. „Seines Stammes rühmen wir uns alle", da alle sich Schweizer (Schwyzer) nennen.

†) Müller: „Leibeigenen wurde diese Würde (eines Landammanns) nicht gestattet." Dies beruhte auf einer Entscheidung Rudolfs von Habsburg vom Jahre 1291. Schiller hatte sich aus Müller ausgezogen: „Landammann. Einen Leibeigenen wählten sie nicht dazu", und es nach der Benutzung durchstrichen. — Statt Im Hofe und Auf der Mauer sprechen in den Handschriften Rösselmann und Ruodi nach Stauffachers Ablehnung der Ehre, die dem Alter gebühre.

auf eines von diesen, sondern auf „sein Schlachtschwert“. Eine Wahl der Weibel hat der Dichter übergehn zu müssen geglaubt. Der Landammann fragt zunächst nach Gebrauch, was denn die Versammelten hierher geführt*), dann aber, näher auf den ihm bekannten Zweck eingehend, welchen Bund sie hier stiften wollen. Stauffacher, der als Sprecher in den Ring tritt, um ihre Absicht darzulegen, hebt zunächst hervor, daß sie keinen neuen Bund zu stiften gedenken, nur ein uraltes Bündniß erneuern, da sie von einem Stamm und Blut, nur im Laufe der Zeiten von einander unabhängig geworden seien. Vgl. oben S. 185 f. Die Erwähnung, daß sie aus einer Heimat gekommen, erregt in Winkelried**) den Wunsch nach genauerer Kunde, da die Lieder nur gelegentlich dieser Einwanderung aus der Fremde gedächten. Stauffacher berichtet dann, was die alten Hirten sich zu erzählen pflegen. Schiller benutzte hier den Bericht Müllers: „Ueber ihre Abkunft ist von Vater auf Sohn aus alten Zeiten folgende Sage überliefert worden. Es war ein altes Königreich im Lande***) gegen Mitternacht im Lande der Schweden und Friesen; über dasselbe kam theure Zeit. In dieser Noth versammelte sich die Gemeinde: durch die meisten Stimmen wurde beschlossen, daß der zehnte Mann das Land verlasse. Diesem Gesetz mußte jeder, den das Loos traf, gehorchen. So geschah der Auszug unserer Voreltern von dem

) Die drei Völker des Gebirgs. Vgl. S. 186†. — Unwirthlich, wie in Goethes Iphigenie I, 2, 142 unwirthbar (Erläut. S. 60), weil die Ufer des Sees wild und schaurig sind, so daß nur besondere Umstände eine Versammlung dort veranlassen können.

**) In den Handschriften wird diese Rede Melchthal zugetheilt.

***) Schiller sagt hinten im Lande, nach dem volksthümlichen Gebrauche, wie in Goethes „hinten weit in der Türkei“ (Faust I, 509).

Lande in Mitternacht mit großem Wehklagen von allen ihren Verwandten und Freunden; wehklagend führten die Mütter ihre unmündigen Kinder. In drei Haufen unter drei Hauptleuten zogen unsere Väter, sechstausend streitbare Männer, große Leute gleich Riesen, mit Weib und Kindern, Hab' und Gut; sie schwuren einander ewig nie zu verlassen. Sie wurden reich an fahrendem Gut, reich durch sieghaften Arm, da sie am Rheinstrome Grafen Peter von Franken schlugen, der ihren Zug wehren wollte. Sie baten zu Gott um ein Land, wie das Land ihrer Altvordern, wo sie möchten ihr Vieh weiden im Frieden, ohne Kränkung von böser Gewalt; da führte sie Gott in die Gegend Brochenburg; daselbst bauten sie Schwyz. Das Volk mehrte sich, in dem Thal war nicht Raum genug; doch sie scheuten keinen schweren Tag, um den Wald auszuroden*); ein Theil der Menge zog in das Land an dem schwarzen Berg und bis in Weißland.**) Es ist im Andenken der Greise in den Thälern des Oberlandes***), wie in alten Jahrhunderten das Volk von Berg zu Thal nach Frutigen,

*) Müller führt hierzu in der Note aus dem zu Grunde liegenden Liede, das er Westfriesenlied nennt (1835 ist es von Rochholz in der eidgenössischen Liederchronik abgedruckt, 1877 von Vetter in Bern die Sage in einer besondern Schrift behandelt worden), die Verse an:

Si hatten manchen schweren Tag,
Eine das Land ein Nutzen gab;
Reut hauen [Ausreuten] war ihr Geigenbogen.

**) Unter dem schwarzen Berg ist Brünig (Brauneck), unter dem Weißland Oberhasli gemeint.

***) „Das folgende", bemerkt Müller, „sagten uns in den Jahren 1777 bis 1780 an der Lenk, zu Sarnen, zu Afflentsch [Abländtschen] und Jaun die alten Hirten." Schiller läßt das Ganze „die alten Hirten erzählen", in „Liedern" nur gelegentlich der Sache Erwähnung geschehn.

Oberſiebenthal, Sarnen, Afflentzſch und Jaun gezogen; jenſeit Jaun wohnen andere Stämme.“*) Damit verband Schiller**) die Stelle aus Etterlin (vgl. S. 9. 11): „Alſo zugent ſy gegen hochen tütſchen Landen zu, und kamen in Gegne nit fern von dem vinſtren Walde, das man jetzt nennet zu unſer Frowen zu Einſidlen, da ließent ſy ſich nieder in einem Tal, heiſſet Brunnen, da gar nützet [nichts] was anders dann eine hübſche Wilde, und was keine Wohnung nyena [nirgends] daſelbs umb, dann ein Hüßle, da einer ſaß, der des Fars wartet . . . da wolltens mornendes [des andern Morgens] über See gefahren ſin, und dannent hin über die Pirg und den Gotthart gen Rom zuo. alſo ſtuond in der Nacht ein gruſſamlicher, ungehürer Winde uff, deſſen gelichen vormalen nyemer geſechen worden was, umb deßwillen ſy nit ab ſtatt [von der Stelle] kommen möchtent. Do gingent ſy in den Welten [Wäldern] hin und har, beſahent die Landſchaft und fundent da hübſch Holz, friſch gut Brunnen und ein tögenlich Gelegenheit [einen wohlgelegenen Ort], die, als ſy beducht [wie ſie dünkte], wenn es erbuwen [angebaut] wer, irem Lande in Sweden nit unglich, und wurden yi mit einandern ze rat, daß ſy daſelbs wollten verharren.“ Aus dieſer Stelle iſt offenbar der Fährmann, das Wogen des Sees und anderes genommen. Schiller nennt ſtatt des Thales Brunnen das der Muotta (S. 141*) im Kanton Schwyz, das noch von dichten Waldungen bedeckt geweſen ſei,

*) Die anſtoßenden Kantone Wallis und Teſſin ſprechen nicht deutſch.

**) In ſeinen Auszügen aus Müller leſen wir die ſpäter durchſtrichenen Worte: „Der Volksſtamm kommt aus Norden, wo eine Theuerung ihn auszuwandern zwäng 394 ꝛc.“, mit dem nicht durchſtrichenen: „NB. Kann im Rütli erzählt werden.“ Hiernach hatte Schiller ſchon früh die Abſicht, die Rütliſzene durch die wunderliche Sage dieſes uralt ſcheinenden Liedes zu heben.

während es jetzt schöne Wiesen zeige. Daß zunächst neben Schwyz Altorf und Stans entstanden seien, später mehrere Dörfer, bemerkt Müller. Man kann zweifeln, ob die Erwähnung der alten Sage, deren Bekanntschaft man doch bei allen Schweizern nach ihrer Liebe zu ihrem eigenen Volksthum voraussetzen sollte, bei einer Landsgemeinde, wo es sich um eine so dringende Angelegenheit handelt, recht an der Stelle sei, und nicht besser gleich an Stauffachers Wort (201): „So sind wir eines Stammes doch und Bluts", worauf etwas schroff jetzt folgt: „Und eine Heimat ists, aus der wir zogen", sich gleich der Ruf angeschlossen hätte: „Wir sind ein Volk und einig wollen wir handeln."**) Wohl darf man die Wahrscheinlichkeit bei einem Dramatiker nicht gar zu streng nehmen, aber sie sollte doch nur zu einem bedeutenden Zweck verletzt werden, und ein solcher dürfte hier durch die Ausführung der Legende kaum erreicht werden, wogegen das zunächst folgende den Kern der Sache trifft.

Stauffacher beruft sich darauf, daß die Waldstätte sich ihre Freiheit immerfort bewahrt**), nur freiwillig den Schirm der Kaiser gewählt haben.***) Röffelmann bestätigt dies durch den

*) In der dalbergischen und der mannheimer Handschrift sprechen diese Worte Melchthal und Winkelried, in der hamburger der erstere allein.

**) 249. Sassen, Hintersassen, neben den eigentlichen freien Bürgern. Müller hebt hervor, daß bei den Schweizern „viele eigene Leute wohnten, pflichtig an Fürsten und Könige, an die Grafen zu Rapperschwyl und Lenzburg, an Stifter, geistliche und weltliche Herren". — Fremde Pflichten, Verpflichtungen an Auswärtige. — Die drei Verse „Sie haben sich . . . tragen" fehlen in der hamburger Handschrift.

***) Aus Müller hatte Schiller sich angemerkt, später durchstrichen: „Schweizer haben den Schirm des Reichs aus freiem Willen gesucht." Der Name Schweizer (Schwyzer) statt Eidgenossen kam erst im vierzehnten Jahrhundert in Oesterreich auf, in den einheimischen Quellen nicht vor der Hälfte des fünfzehnten.

Freibrief Friedrichs II. von 1240. Vgl. oben S. 166**. Weshalb sie sich mit voller Bewahrung ihrer Freiheit unter den Schirm des Kaisers begeben*) und was sie diesem dafür gelobt, führt Stauffacher aus. Nach einem ihn unterbrechenden Erguß von Melchthals Haß jeder Freundherrschaft erzählt er weiter, wie sie dem Kaiser in den Reichskriegen**) und auf seinen Römerzügen gefolgt seien, dieser aber bei ihnen nur den Blutbann durch einen auswärts wohnenden Grafen habe üben lassen. Vgl. oben S. 46. Müller sagt: „Die alten Kaiser ernannten einen großen Grafen, welchen ihre Väter, wenn Blutschuld kam, in das Land baten.“ Anderswo äußert derselbe, das Blutgericht sei in des Kaisers Namen öffentlich und im Lande gehalten worden.***) Zum Beweise, daß sie nicht dem Kaiser unterworfen gewesen, nur als freie Männer ihm gedient hätten (Stauffachers lebhafte rhetorische Frage wird durch Im Hofe†) beantwortet), führt Stauffacher an, wie sie einer ungerechten Entscheidung sich nicht gefügt. Weiter folgt Schiller Müllers Erzählung: „Diese Waldstätte ... lebten unbekannt und nicht weniger glücklich, bis Gerhard, Abt in den Einsiedeln, ... die Landleute bei Kaiser Heinrich V. verklagt, sie weideten ihr

) Im Briefe Friedrichs heißt es nach Tschudi: Und diwil Ir dann uß üwerem fryen Willen unser und deß Richs Beherrschung angenomment.“ — Das Recht schöpfen. Eigentlich heißt es im deutschen Rechte vom Richter, er schöpfe (auch finde) das Recht. Vgl. S. 207. — 268. Was drüber ist, Unterwerfung unter eine fremde Regierung. Vgl. unten 273 f.

**) Heribann, heribannus, Heerbann, das Aufgebot aller waffenfähigen Freien zur Heerfahrt, dem Reichskriege.

***) Schiller hatte sich von ihm die Bemerkung angemerkt und benutzt: „Das Blutgericht übt der Landvogt öffentlich und im Lande.“

†) In den Handschriften steht statt seiner Ruodi.

Vieh auf Alpen des Klosters. . . . Die von Schwyz hatten diese Berge von ihren Vätern; als Kaiser Heinrich II. dem Kloster die benachbarte Wüste verlieh, waren die Landleute von ihm vergessen und von dem Abt verhehlt worden. . . . Da brachte der Abt seine Klage an des Kaisers Heinrich V. Tag zu Basel (1114). . . . Da mag, wie in andern Fällen, das Recht Unrecht geworden sein, weil jenem die Form fehlte; der Vergabenbrief Kaiser Heinrich II. wurde nicht beurtheilt; um die Berge sprach der Kaiser für den Prälaten. Die Landleute, welchen aus Mangel an Kenntniß der Höfe so ein Ausgang unerwartet kam, kehrten sich nicht an des Kaisers Urtheil, und behaupteten ihrer Väter Erb. . . . Der Ungehorsam der Landleute von Schwyz blieb ungestraft.*) . . . Nach dreißig Jahren erwarben die Mönche von Kaiser Konrad, daß denen von Schwyz und ihrem Schirmvogt unter Drohungen kaiserlicher Acht Gehorsam auferlegt wurde. Da sprachen die Landleute: Wann der Kaiser mit ihrem Schaden und mit Beschimpfung des Andenkens ihrer Väter ihre Alpen ungerechten Pfaffen geben wollte, so sei der Schirm des Reiches ihnen zu nichts nütze; fürhin wollten sie mit ihrem Arm sich selbst schützen. Hierum wurde der Kaiser ihnen ungnädig; sie fielen unter die Acht.**) . . . Sie aber traten aus dem Schirm des Reichs; hierin folgte Uri nebst Unterwalden." Schiller hat die Erzählung treffend vereinfacht,

*) Schiller hatte sich aus Müller ausgezogen: „Streit mit Einsiedeln wegen der Alpgrenzen 403. Aehnlichkeit mit dem der Patriarchen", es dann als benutzt durchstrichen.

**) Schiller benutzte hier seinen Auszug aus Müller: „Das Herkommen beherrscht die Schweitzer. Der Spruch, den sie für Unrecht hielten, macht, daß sie dem Schirm des Reiches (unter Konrad) entsagen, aber unter Barbarossa ziehen sie wieder nach Italien."

und sie zum Uebergang benutzt. Noch weniger als vom Kaiser wollen sie jetzt von dessen Knechten, den Vögten, schnödes Unrecht sich gefallen lassen. Durch ungeheure Anstrengung haben sie ihr Land erst wohnbar gemacht und es unberechenbare Zeit eigenthümlich besessen: wie könnten sie es dulden, daß der Diener eines fremden Herrn sie auf ihrem eigenen Boden mißhandle? Sollte es dagegen denn keine Hülfe geben? Hier ist Müllers Darstellung der Urgestalt des Landes benutzt: hohe Bäume von ungeheurem Umfang hätten die namenlose Wüste mit schwarzem Wald erfüllt, über hundert morastigen Seen kalte giftige Nebel gestanden, das Gewürm, das aus den mit ungesunden Säften erfüllten Pflanzen sein Gift gesogen, sei zu unglaublicher Dicke und Größe herangewachsen, nur das Geschrei des Lämmergeiers in den Felsklüften, das Gebrüll der Auerochsen und das Gebrumm großer Bären hätten die traurige Stille unterbrochen. Lang und hart, bemerkt Müller weiter, sei der Kampf um Urbarmachung des Erdbodens zur Bewohnung und Benutzung gewesen.*)

Da eine große Bewegung die allgemeine Beistimmung der Versammlung zur Abwehr solchen Unrechts verräth, so erwidert Stauffacher selbst mit lebhaftem Ausdruck: eine Grenze habe Tyrannenmacht; den Gedrückten, der kein Recht mehr finde, zwinge die Nothwehr, das Schwert zu ergreifen.**) Bei

*) Die Brut des Drachen, die jungen Drachen. Vgl. Goethes Ballade Mignon. — Die Nebelbecke wird zerrissen durch Ausreutung der Wälder. Vgl. Herders Legende die Fremdlinge.

**) Nein verneint die letzte Frage. — Die sechs Verse von „Wenn der Gedrückte" an sollen in der hamburger Handschrift fehlen, wodurch freilich der Zusammenhang verloren ginge. Es sollten wohl vielmehr zehn Verse wegfallen. In der mannheimer Handschrift finden wir statt dieser zehn Verse: „Wenns

den im Himmel hängenden ewigen Rechtes schwebt wohl die Stelle des Sophokles im König Oedipus 865 ff. vor von den „hochschreitenden Gesetzen, im himmlischen Aether gezeugt", deren Vater der Olymp, die keine sterbliche Menschennatur gebar, und die kein Vergessen treffen wird. Der Schluß von Stauffachers Rede, sie seien berechtigt, ihr Höchstes, die Freiheit ihres Landes, ihrer Weiber und Kinder*), gegen die Gewalt mit dem Schwerte zu vertheidigen, wird durch den einstimmigen vom Schwerterklirren begleiteten Ruf der ganzen Versammlung bestätigt**.)

Aber nun tritt Rösselmann in den Ring, um vorzuschlagen, statt zur Gewalt zu greifen, Oesterreichs Hoheit anzuerkennen: er erregt aber dadurch nur allgemeine Entrüstung, die von einer Seite so persönlich wird, daß der Landammann sie zurückweisen muß.***) In Folge dieser Aufregung wird

---

(Wenn es) zum Letzten, Aeußersten gekommen, Wenn rohe Willkür alles Recht zertritt, Wenn kein Gesetz mehr hilft, dann hilft Natur", und statt „Der Güter höchstes" steht „Das Altererbte".

*) Vgl. Ilias VIII, 57. XXI, 585. Der hochdeutsche Sprachgebrauch fordert für statt vor, das sich auch nicht durch die Berufung auf den ältern Sprachgebrauch in einer Volksszene halten läßt; denn sonst hat unser Stück in ähnlichen Fällen niemals vor. So selbst in der Rütliszene weiter unten: „Stehn wir nicht alle für dieselbe Sache?" Vgl. Goethes Hermann IX, 409 f.

**) Dieser Ruf fehlt in der hamburger Handschrift, die auf Stauffachers Rede gleich Melchthals Wort „Zur Tagesordnung, weiter!" folgen läßt, das die dalbergische und die mannheimer diesem nebst Ruodi und Winkelried, der erste Druck dem Jost von Weiler beilegt.

***) Auffallend ist es, daß außer dem Schwyzer Auf der Mauer fünf Unterwaldner sich entrüstet dagegen aussprechen. Sollten die von Uri etwa ihrem Pfarrer nicht zu wiedersprechen wagen? Gern sähe man etwa statt Winkelried Ruodi, statt Sewa Hunn einsprechen. In der dalbergischen und mannheimer

als erstes neues Landgesetz angenommen, daß der, welcher von Ergebung an Oesterreich spreche, ausgestoßen sein solle.*) Schiller wurde zu Rösselmanns Antrag wohl dadurch veranlaßt, daß die Geistlichkeit, wie schon bemerkt, zu Oesterreich neigte; aber ein für den Bund Gewonnener (und als solcher muß doch Rösselmann gelten, da er mit auf dem Rütli erscheint) konnte unmöglich einen diesem schnurstracks entgegentretenden Antrag stellen. Auch zieht er sich am Ende sehr schlecht heraus, da er mit für das Gesetz stimmt, und dann bemerkt, durch dieses Gesetz erst hätten sie ihre Freiheit gesichert.**) Die Annahme,

---

Handschrift thun dies Ruodi, Melchthal, Baumgarten und Meier (die Rede des Von der Flüe fehlt), Melchthal bringt das neue Landgesetz ein, das Ruodi dringend empfiehlt.

*) Melchthal formulirt das von Auf der Mauer mit leidenschaftlichem Feuer beantragte Gesetz genauer, aber kaum der knappen Form eines Gesetzes entsprechend, und auch sehr unnöthig. Der letzte Vers ist geradezu überflüssig, ja schlägt matt nach.

**) Bellermann findet es seltsam, daß ich den mit voller Entschiedenheit gemachten Vorschlag als „baren Ernst" nehme, während es mir das Allerseltsamste scheint, hier einem „scheinbar ernstgemeinten Antrag", wie Bierlinger sagt, einen nur zur Prüfung gestellten, anzunehmen, da auch nicht die allergeringste Andeutung gegeben ist, daß es Rösselmann damit nicht Ernst sei. Wenn Bellermann meint, Rösselmann lasse sich „nur von dem natürlichen Gedanken leiten, daß man eine gewaltthätige Abschüttelung des Joches in keinem Falle beschließen könne, ehe sicher festgestellt sei, daß auch nicht einer unter den Anwesenden abweiche, so trägt er etwas ganz Fremdes willkürlich in die Worte hinein, und zwar einen einer solchen Landsgemeinde völlig fremden Gedanken, da ja alle sich dem Beschlusse fügen müssen, und dies um so mehr hier, wo es sich zunächst um das handelt, womit alle einverstanden waren, die hier auf Einladung des Bundes sich einfanden. Bellermann liebt es das Offenbare durch künstliche Deutungen zu verschleiern, die, statt den Dichter zu retten, ihm etwas Ungeschicktes unterschieben.

Rösselmann habe durch seinen Vorschlag jenes Gesetz hervorrufen wollen, würde die Sache kaum bessern, da es ja eines solchen Umwegs, der dazu dem Geistlichen wenig ansteht, nicht bedurfte. Wir halten diese ganze Stelle für einen spätern Zusatz, der dem Charakter Rösselmanns, wie ihn der Dichter sonst darstellt, widerspricht. Auch paßt er nicht. Das einzige, was gegen die Fassung des Beschlusses Bedenken erregen kann, ist der Schrecken vor dem Kriege mit Oesterreich, der schon I, 2 Stauffachers Seele bewegt hatte, und dem auch Reding darauf Ausdruck gibt. Ein neues Landgesetz ist durchaus unnöthig; es gilt nur, daß der Bund die gewaltsame Vertreibung der Vögte und die Zerstörung ihrer Schlösser beschließe, und einen Plan zur Ausführung fasse. Durch den Ausfall des Vorschlags von Rösselmann bis zu dessen abschließender Rede „Jetzt seid ihr frei u. s. w. entsteht keine Lücke, vielmehr schließt alles besser zusammen, indem nach der einstimmigen Erklärung die Versammlung, mit Gewalt ihre Freiheit zu vertheidigen, der Landammann auf die Schrecken des Krieges hindeutet und um diesen zu verhindern, noch eine friedliche Verhandlung mit dem König vorschlägt, erst nach Zurückweisung derselben als nutzlos seinen Einsprnch fallen läßt.

Redings Vorschlag, ehe sie zum Schwerte griffen, noch den letzten friedlichen Weg zu versuchen, beim Könige die Landvögte zu verklagen, worauf dieser vielleicht Abhülfe schaffe, wird durch Stauffacher als erfolglos erwiesen, der Hunn erzählen läßt*), wie es ihm ergangen, als er zu Rheinfeld (im Kanton Aargau) an dem Hoflager (der Pfalz) Albrechts als Gesandter

*) In der dalbergischen und der mannheimer Handschrift fordert Baumgarten Stauffacher auf, dem dann der folgende Bericht angehört.

der Waldstätte um Bestätigung ihres Freibriefes gebeten. Nun war wirklich einmal an Kaiser Rudolf gesandt worden. Tschudi erwähnt zwei Gesandtschaften der Waldstätte an Albrecht, ohne nähere Angabe des Ortes und der Person (S. 46. 49), Müller gedenkt nur einer des Werner von Attinghausen „an den königlichen Hof" und einer andern unbestimmten, nicht der ersten geschichtlich feststehenden nach Straßburg. Schiller läßt nach freier Dichtung Albrecht damals auf dem Schlosse Rheinfelden weilen, wo er zur Zeit seines Todes sein Hoflager hatte, wie er dies auch V, 1 nach Tschudi und Müller annimmt, nur daß er an beiden Stellen die Form Rheinfeld braucht. Die Antwort der Räthe ist frei nach Tschudi (S. 49) gebildet*), wo aber die Sendung sich weder auf die Bestätigung des Freibriefes bezieht, noch in den Beginn von Albrechts Regierung fällt. Schiller verbindet damit eine von Tschudi (oben S. 62) unter dem Jahre 1307 erzählte Geschichte von Herzog Johann, den seine Räthe von Wart und Tegerfeld**) begleiteten.***) Ich kann Bellermann nicht beistimmen, daß die Erwähnung der letzten Gesandtschaft hier etwas unerwartet komme, und sie schon früher mit einem Worte gestreift worden sein sollte. Niemand fällt es ein, daß dies den Eidgenossen schon längst bekannt sein mußte. Hier, in so bedeutsamer Stunde von dem damaligen Gesandten selbst erzählt, wirkt sie schlagend, wie sie

*) Die hamburger Handschrift läßt die fünf Verse von „Die Boten" an weg und schreibt dann „Da entließ man" statt „Und die entließen".

**) Schiller hat hier mit Müller die Form Tägerfeld, unten V, 1 Tegerfelden mit Tschudi.

***) In der hamburger Handschrift fehlen die dreizehn Verse von „Und als ich traurig" an. Aber sie sind von hoher Bedeutung, da sie die Ungerechtigkeit des Königs ins schärfste Licht setzen.

soll. Da der ungeduldige Auf der Mauer*) nach Beendigung von Hunns Erzählung jede Hoffnung auf den Kaiser für vergeblich erkennt, besteht der Landammann nicht weiter darauf, sondern geht zum Hauptpunkte der Berathung über, zum Plane der Vertreibung der Landvögte.

Fürst tritt in den Ring, um zu verhüten, daß man bei der Abschüttelung des Joches zu weit gehe; nur die ererbten Rechte solle man bewahren. Hier schwebt wieder Tschudi (oben S. 58 f.) vor, nach welchem Fürst, Stauffacher und Melchthal sich verbanden, „Ir alte Fryheit ze erobern, und die Tyrannische Landt-Vögt, und muthwillige Herrschaft ze vertriben ... Doch daß nichts desto minder jedlich Land dem Heiligen Römischen Rich gebürliche Gehorsame tun, ouch jeder Mensch sin sonderbare Pflicht, weß er gebunden, es sig [sei] Gotzhüssern, Herren, Edlen und Unedlen, und mänigklich den andern Inländischen oder Ußländischen wie von Alterhar gebührende Pflicht und Dienst leisten". Das letztere ist dramatisch dargestellt, indem nach einander drei Landleute angeben, wem sie dienstbar sind, denen dann Fürst anbefiehlt, auch ferner ihre Pflicht zu leisten, was doch gar eintönig und kaum in der Situation recht begründet sein möchte.**) Weiter dringt Fürst darauf, daß man

*) In der dalbergischen und der mannheimer Handschrift Ruodi und Melchthal, in der hamburger letzterer allein.

) Fürsts Wort: „Wer einen Herrn hat, dien' ihm pflichtgemäß", hat Schiller aus Müller, der dies die Waldstätte bei der Erneuerung ihres Bundes im Jahre 1291 sagen läßt, nur steht dort „gehorche ihm", und zu „pflichtgemäß" ist in der Note bemerkt: secundum nominis conditionem. — Die auch in den Waldstätten begüterten Grafen von Rapperswil (Rapperschwyl), hier als Herren bezeichnet, waren schon 1284 erloschen. Vgl. S. 213. — Die große Frau zu Zürich ist die außerordentlich mächtige Aebtissin des dortigen

womöglich kein Blut vergieße, was ganz zu Tschudis Darstellung des Rütlibundes (oben S. 63) stimmt, bis zu der von diesen hinzugefügten Absicht, „daß der König desto minder zu klagen hette", was freilich hier zur Hoffnung seiner staatsklugen Mäßigung geworden. Die vier letzten Verse von Fürsts Rede dürften etwas zu hoch gehalten sein und schon deshalb besser fehlen.

Fürst hat die Hauptfrage nicht berührt, auf welche Reding deshalb zurückkommt. Stauffacher meint, die Vögte würden weichen, wenn eine allgemeine Bewaffnung sie überrasche. Aber Meier von Sarnen*) erwidert mit Recht, man müsse sich zuerst der beiden Vesten bemächtigen. Vgl. hierzu Tschudi oben S. 63. Dagegen hebt Stauffacher hervor, ein zu langes Versäumen des Ausbruchs könnte leicht ihren Bund verrathen.**) Rösselmann stimmt bei. Als dann der alte Fürst ein rasches Vorgehn verlangt, damit nicht Geßler Zeit habe, seinen Twing in

---

Frauenmünsters, die, wie Müller bemerkt, dem Könige Albrecht ihre Gewalt in Uri nicht auftrug. Schiller führt sie einmal unter diesem Namen, das anderemal als „Frau zu Zürich" in seinen Auszügen aus Müller an, und auf dem von Albrecht handelnden Blättchen bemerkt er, von den Gotteshäusern hätten sich nur „St. Gallen und die Aebtin zu Zürich zu Frauen Münster und die Chorherren Münsters" ihm widersetzt; Tell solle ihr Meier (Rentmeister) gewesen sein. Für den nicht genau mit der Sache Bekannten ist der Ausdruck freilich dunkel, so daß eine deutlichere Bezeichnung wünschenswerth wäre.

*) In der dalbergischen Handschrift ist bemerkt, daß er in den Ring tritt, was bei Stauffacher übergangen wird, aber wohl bei allen anzunehmen, die sich an der Berathung redend betheiligen.

**) Bei Tschudi wird von mehrern Versammlungen auf dem Rütli erzählt, wo man die Sache ernstlich betrieben habe; „dann man besorgt, so man lang Zit sölt mit umgan, möcht es uffbrechen, ee man einichen gemeinen Ratschlag geton hette, und Inen zu großem Nachteil reichen."

Altorf zu vollenden, findet der leidenschaftliche Meier eine solche Rücksicht auf das eigene Land eigensüchtig. Der Sigrist weist dies ruhig zurück, dennoch fährt Meier so gegen ihn auf, daß der Landammann ihn zur Ruhe verweisen muß.*) Aber statt sich zu fügen, wirft er diesem heftig vor, er schütze aus Parteilichkeit die Ansprüche von Uri. Es war ein glücklicher Gedanke Schillers, einen solchen kleinen Zwist, wie er bei der Aufregung politischer Versammlungen so leicht entsteht, in die Rütliszene zu bringen. Da spricht Reding mit aller Ruhe einen Verweis gegen Meier aus; er weist ihn, wie der rechtliche Ausdruck heißt, weil er durch seine Heftigkeit die friedliche Verhandlung störe, und hält ihm vor, daß es ihnen allen ja um dieselbe Sache zu thun sei.**) Dieser Vorhalt beruhigt sofort ihn.

Einen bestimmten Vorschlag macht zuerst Winkelried***), der einen besondern Vortheil vom Warten auf eine gewisse Gelegenheit in Aussicht stellt. Man solle es bis Weihnachten anstehn lassen, weil man dann mit leichter Mühe sich der Burg

*) Bei eurem Eide Ruh! Ebel bemerkt von Appenzell, dem Volk erscheine der, welcher, bei seinem Eide (dem Bürgereide) aufgefordert, einem Gebote nicht nachkomme, als ein Greuel der bürgerlichen Gemeinschaft. Daher hätten die Worte: Ich gebiete bei eurem Eide Frieden (beim Zanken oder Schlagen) oder Landesfrieden (bei Streit- und Schlaghändeln an den Landgemeinden) eine mächtigere Wirkung als anderwärts das Gebot im Namen des Königs oder Kaisers. Bei Am Bühl gebietet der Landammann den unruhigen Bauern bei ihren Pflichten und ihrem Landeseid sich ruhig und still zu verhalten.

**) In der hamburger Handschrift fehlt diese ganze Stelle von Meiers Worten „Ist bald gesprochen" an.

***) Die dalbergische Handschrift gibt hier wieder die szenarische Bemerkung „Tritt in den Ring", wie gleich darauf bei Melchthal; in der hamburger spricht Meier das Folgende.

zu Sarnen bemächtigen könne, wobei der Dichter ganz der Darstellung Tschudis von der Zerstörung des Schlosses (S. 68 ff. vgl. S. 63) folgt.*) Der längst auf eine kühne That bedachte Melchthal nimmt das Ersteigen der Burg des Roßbergs auf sich, wobei der Dichter dasjenige, was Tschudi (vgl. S. 68 f.) einen „Gesellen von Stans" thun läßt, auf Melchthal, als den jüngsten der Verbündeten, überträgt.**) Schon oben hatte dieser Stauffacher erzählt, wie er verkleidet auf Sarnen gewesen, um dort die Gelegenheit auszukundschaften, was zu unserer Stelle nicht gut stimmt. Da bei der Leichtigkeit der Ausführung des vorgeschlagenen Planes, Sarnen und Roßberg zu überrumpeln, niemand widerspricht, nicht einmal einer ein Wort sagt (man erwartete wenigstens, daß etwa Stauffacher hervorhöbe, die Frist sei nicht so lang, wie Tschudi bemerkt, oder darauf dränge, man müsse mittlerweile alles in größtem Geheimniß zum Ausbruch bereiten), so bringt der Ammann den Vorschlag des Wartens bis dahin zur Abstimmung.***) Die Annahme erfolgt mit einer Mehrheit von acht Stimmen; die Minderheit fällt hier wohl ganz auf Uri, und man muß annehmen, auch der vorsichtige Fürst stimme mit der Mehrheit.

---

*) Sassen, hier Eingesessene, Einwohner. Anders stand es 249. — Müller bezeichnet die Sitte der Neujahrsgeschenke im Gegensatze zu Tschudi als eine althergebrachte. — Erst beim Drucke setzte der Dichter Stäbe an die Stelle von Spieße. — Ermächtiget statt des gangbarern bemächtiget.

**) Die Rede Melchthals fehlt in der hamburger Handschrift.

***) Daß verschoben werde. Ein es sollte nicht fehlen. — Ein Mehr ist. Die Abstimmung wird nach Ebel durch ein Mehr ergehn lassen, die Annahme durch ermehren, die Verwerfung durch abmehren bezeichnet. Schiller enthielt sich absichtlich dieser Ausdrücke. — Sonderbar stimmen in der hamburger Handschrift alle dafür und Stauffachers Zählung fällt weg.

Freilich sähe man dies gern angedeutet. Stauffacher, die eigentliche Seele des Bundes, hat hier das Amt übernommen, die Stimmen zu zählen, was der Dichter nicht durch den Ammann selbst thun lassen mochte. Auffallend bleibt es, daß letzterer nicht den Beschluß feierlich verkündet.

Jetzt bringt Fürst den weitern Vorschlag ein, daß von dem Fall der beiden Burgen die Waldstätte durch ein Feuerzeichen die Kunde erhalten sollen, damit sofort an den drei Hauptorten der Landsturm aufgeboten werde; dann würden die Landvögte sich beeilen, das Land zu verlassen. Anstoß kann es erregen, daß dieses nicht wenigstens viel eindringender ans Herz gelegt und genauer besprochen und erwogen, ja zum Beschluß erhoben wird. Zu dem Feuerzeichen (statt des Feuers ist etwas auffallend der Rauch genannt) ward der Dichter, der in seinen Quellen gar nichts davon fand, durch Scheuchzer veranlaßt. Dieser sagt: ein anderer, auch politischer Nutzen der Berge bestehe in der Schweiz darin, „daß vermittelst des Feuers und anderen dergleichen von einem Berg zu dem andern gehenden Zeichen, durch Mittel der sogenannten Hochwachten diese ganze Nation innert einem oder zweien Tagen in die Waffen gerathen kann". Anderswo bemerkt derselbe: „Durch Anzündung von Kunstfeuern auf denen sogenannten Hochwachten kann innert einer gar kurzen Zeit die ganze Schweizerische Miliz besamelt werden." Störend wirkt die von Stauffacher angeregte Erwähnung Geßlers, welche der Dichter einfügte, um schon hier Tells spätere That in ihrer hohen Bedeutung für die Befreiung der Waldstätte hervortreten zu lassen.*) Freilich

*) Bellermanns Aeußerung, sie bilde auch eine Brücke zum dritten Akt, scheint uns etwas Falsches hineinzulegen, da sie keineswegs eine Anregung bietet.

an sich ist sie wohl berechtigt, aber die unglaubliche Sorglosigkeit des Rütlibundes in Bezug auf Geßler drängt sich durch diese Erwähnung erst recht auf. Ist Geßler wirklich so gefährlich, so muß man gerade seinetwegen besondere Vorsorge treffen; das fordert die Sicherheit des Bundes. Er hat, wie wir wissen, in Altorf eine Herrenburg, in der Nähe wird Zwing-Uri gebaut, das unterdessen vielleicht vollendet sein kann; sonst wohnt er außerhalb der Waldstätte in Küßnacht. Weshalb wird kein Plan gemacht, ihn in seiner Herrenburg zu überfallen oder ihm den Eingang in Schwyz zu verlegen, falls er sich in Küßnacht befinden sollte? Doch brauchte dieser letztere Fall gar nicht in Anschlag gebracht zu werden, wenn die gleiche Sitte der Geschenke, die der Landvogt in Unterwalden zu Weihnachten erhielt, auch bei Geßler angenommen würde. Eine entschlossene Mannschaft müßte dann auch diesen in seiner Herrenburg überfallen und ihn nur gegen den Schwur der Urfehde entlassen. Daß auf Baumgartens tollkühnen Antrag, sich Geßlers mit Lebensgefahr zu bemächtigen, von den Männern von Uri gar nicht erwidert wird, die doch einem Unterwaldner ihre Sache nicht überlassen können, nur der Ammann die von Uri und Schwyz mit der sprichwörtlichen Hinweisung auf die Zeit (man sagt: „Kommt Zeit, kommt Rath") zur Geduld mahnt, ist durchaus ungehörig. Ein so wichtiger Punkt sollte, einmal angeregt, gehörig vorgesehen werden, die von Uri und Schwyz müßten sich zum Aufstand, zur Zerstörung der Burg (auch in Schwyz wurde die im lowerzer See zerstört) und zur Gefangennahme Geßlers bereit erklären, sollte die Rütliversammlung, wie sie besonders bei Stauffachers ruhiger und Fürsts ängstlicher Vorsicht mußte, sich nicht großen Leichtsinns schuldig machen. Die

Schwäche der Dichtung erkennt auch Bellermann und weist mit Recht Hoffmeisters gar wunderliche Annahme zurück, die Landleute hätten, wie alle unkultivirten Menschen, nur etwas Unglaubliches beschließen können, und eben ihre Rathlosigkeit mache den Tell zum unersetzlichen Helden. Das heißt Schiller verballhornen. Wir glauben, daß dieser auch hier durch einen spätern Zusatz seine eigene Dichtung geschädigt hat. Aller Anstoß schwindet, wenn nach Stauffachers Hinweisung auf den in allen Hauptorten der Kantone aufgebotenen Landsturm der Ammann beim Nahen des Morgens die Landgemeinde schließt, die das Warten bis Weihnachten beschlossen hat, wo der Fall der Burgen das Zeichen zum Landsturm der drei Lande geben soll. Redings Rede begann dann wohl ursprünglich etwa „O (statt „Doch") seht."

Da der Ammann indeß die Morgenröthe auf den von der kommenden Sonne glühenden Spitzen der Berge sieht*), mahnt er zum Scheiden. Fürst fürchtet keine Ueberraschung, weil der Tag erst später in die Thäler dringe, indessen stimmt der Anbruch der Morgenröthe alle so feierlich, daß sie unwillkürlich die Hüte abnehmen. Die andächtige Stimmung benutzt der Pfarrer, um bei diesem ersten Zeichen des kommenden Tageslichtes von allen den im Vertrauen auf Gottes Hülfe geschlossenen neuen Bund zum einigen Zusammenhalten gegen die Unterdrücker beschwören zu lassen. Dieser Schwur der ganzen Landsgemeinde mit dem neuerdings für unser Volk geschichtlich bedeutsam gewordenen: „Wir wollen sein ein einzig**) Volk

*) Zu der hier bildlich gebrauchten „glühenden Hochwacht" vgl. die S. 225 angeführten Stellen Scheuchzers.

**) Einzig steht in allen Handschriften und Drucken. Irrig wird bei Anführung unserer Stelle oft einig gesetzt.

von Brüdern, in keiner Noth uns trennen und Gefahr", ist Schillers Eigenthum. Bei Tschudi steht davon nichts; denn daß die Häupter des Bundes sich versprechen, Leib und Leben daran zu setzen, sich bei Gericht und Recht einander zu schirmen, hätte man damit nicht vergleichen sollen. Ebenso wenig gehört es hierher, wenn nach Tschudi die Adligen „bi dem Römischen Rich, und des Landes Fryheiten, als frye Lüt wie Ir Vordere bliben" wollten, und die Häupter des Landes schwören, daß „Si Gott ze Hilff nemmen und sich understan weltind [versuchen wollten], dieser Sachen sich zu unterwinden". Müller läßt Fürst, Stauffacher und Melchthal mit erhobenen Händen im Namen Gottes schwören, welcher Kaiser und Bauern von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht habe, „also mannhaftig die Freiheit miteinander zu behaupten", dann erst leisten freilich auch die übrigen dreißig Männer „bei Gott und den Heiligen mit erhobener Hand" diesen Eid. Aus dem vorhergehenden Beschlusse führt Müller an: „Die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, dieselbe wollten sie ihren Enkeln aufbewahren und überliefern." In der ältesten von Müller angeführten Urkunde des Bundes der Waldstätte vom Jahre 1291 heißt es, die drei Kantone, „die Männer des Thales Uri, die Gemeine von Schwytz, wie auch die der Männer im Gebirg von Unterwalden", hätten „sich verbunden und geschworen, mit aller Macht und Anstrengung an Gut und Leuten einander in und außer den Thälern auf eigene Kosten auf und wider alle die zu helfen, welche ihnen oder einem von ihnen Gewalt anthun möchten"; das sei ihr alter Bund. Auch was Keller aus Am Bühl anführt, ist anderer Art. Fürst

erzählt dort Attinghausen von ihrem Bunde: „Wir haben geschworen, unser Vaterland zu retten und einander treu zu sein und beizustehn in Noth und Gefahr bis in den Tod.“ Bei dem Schweizer Dichter wird vom Rütlibunde nur erzählt, die Landsgemeinde darzustellen, wie sie dort tagt, mußte ihm fern liegen. Freilich könnte man meinen, der Ausdruck „in jeder Noth und Gefahr“ stamme aus Am Bühl. Schiller hat diesen Schwur durch seine Fassung bedeutend gehoben, gleichsam vordeutend auf die Einigung unseres so lange heillos gespaltenen Vaterlandes, auch dadurch, daß er bei der heiligen Morgenröthe erfolgt und die Brüderlichkeit durch Umarmung bestätigt wird.

Aber statt mit diesem Schwure den Aufzug zu schließen, läßt er zu größerer theatralischen Wirkung die Landleute vor unsern Augen abgehn, das Orchester mit einem „prachtvollen Schwunge“ die in den Zuschauern erregte Stimmung gleichsam festhalten und das Schauspiel der aufgehenden Sonne über den Eisgebirgen“ sich vor ihren Augen entfalten*); sollte ja Tell ein Volksschauspiel sein. Vorher spricht Stauffacher, das eigentliche Haupt des Bundes, wenige Worte der Entlassung. Jeder solle, sagt er, ruhig nach Hause gehn und im stillen für den Bund werben, wobei man besondere Vorsicht empfohlen wünschte, dagegen den etwas auffallend die Hirten hervorhebenden Vers: „Wer Hirt ist, wintre ruhig seine Heerde!“ entbehren möchte. Schiller folgte dabei Müllers Worten: „Damals ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh“,

*) Aus Müller hatte Schiller sich angemerkt: „Hohes Joch der Berge mit ewigem Eis, goldroth von der Sonne beschienen, wenn schwarze Nacht die Thäler bedeckt“, und die Erinnerung hinzugefügt: „NB. mit dieser Erscheinung kann sich der Akt, wo man im Rütli ist, endigen.“

welche alle Bewohner der Kantone als Hirten bezeichnen, aber des Dichters Fassung „Wer Hirt ist", zeigt doch, daß er nicht alle für Hirten hält!*) Er schließt mit der Aufforderung, so lange zu dulden, bis der eine Tag der Befreiung alle Schuld tilge, da der Ausbruch der Wuth eines einzelnen der allgemeinen Sache Abbruch thun würde.**) Nach Tschudi wurde beschlossen „sölt jederman entzwüschend [inzwischen] lyden, was jemer [immer] müglich ze lyden, und sich still unargwöniſch halten [keinen Argwohn erregen]". Tells That trifft dies nicht, da er kein Mitglied des Bundes ist, er auch bloß Nothwehr übt, wie Baumgarten.

Dritter Aufzug.

Tell verletzt, ohne es zu wissen, Geßlers Gebot, wird von diesem trotz aller Bitten, aller Verwendung zum Apfelschuß gezwungen, dann nach seinem im Vertrauen auf dessen Wort gemachten Geständniß gefesselt, um zu ewiger Gefangenschaft nach Küßnacht gebracht zu werden. Geßlers Grausamkeit reizt den durch Berthas Erklärung für die Sache seines Volkes gewonnenen Rudenz, sich gegen so arge Unterdrückung zu erklären und sich als freier Schweizer zu fühlen. Die Landleute verzweifeln. Zwischen diesem und dem zweiten Aufzug liegen mehrere Tage. Vgl. S. 109 ff.

*) Gesommert, gewintert hatte sich Schiller aus Fäsi angemerkt. — Freundschaft, von den Verwandten. Vgl. S. 186**. — Der noch heute gangbare Ausdruck Genossame (Genossenschaften) stammt aus Scheuchzer oder Tschudi.

**) Raub begeht, da er die zu rächende Schuld („die Rechnung der Tyrannen") durch seine besondere Rache verringerte.

Erste Szene. Tell verabschiedet sich von Hause, um mit dem Knaben nach Altorf zu gehn, trotz der bangen Ahnung seiner Gattin, deren besorgte Liebe neben Tells kühnem, freiem Schützenleben bezeichnend hervortritt. Der Gattin Tells, von welcher nichts weiter überliefert ist, als daß sie Fürsts Tochter war, gibt Schiller den Vornamen Hedwig.*) Tschudi spricht von mehrern Kindern Tells; dasjenige, welchem der Apfel vom Kopfe geschossen wurde, war nach ihm nicht mehr als sechs Jahre alt. Müller führt an, der Chronist Klingenberg nenne zwei Kinder Tells, Wilhelm und Walther, von denen Schiller den letztern, der den Vornamen seines Großvaters führt, zum ältern macht.**) Sonderbar erklärt Rapp diesen den Tell am Anfang seiner Geschichte trefflich als Hausvater und Schützen einleitenden Auftritt für einen selbständigen Mimus und die lieblichste Idylle, sieht darin sogar eine Porträtirung von Schillers eigener Familie.

Tell erscheint als Hausvater, seine Gattin als Hausfrau auf dem Hofe beschäftigt, während die Kinder mit einer kleinen Armbrust spielen; der ältere verräth schon die Liebe zum Schützenleben. Weber behauptet, Walthers Gesang sei „mit geringen Veränderungen aus dem schweizerischen Volksliedchen treu wiedergegeben". Dies beruht auf offenbarem Irrthum; denn jenes Liedchen ist erst nach dem schillerschen gemacht. Von Schillers Hand findet es sich auf einem besondern Blatte mit der Ueberschrift: „Jägerliedchen für Walther Tell, womit Actus

*) Den Vornamen Hedwig (altdeutsch Hattuwic) finden wir bei manchen deutschen Fürstentöchtern.

**) Die Mutter redet ihn mit dem Kosenamen Wälti (Schiller schrieb Wälty, wie Jenny), Tell Knabe, später Kind an.

III anzufangen.“ *) Da auch das Lied der barmherzigen Brüder auf einem besondern Blatt erhalten ist, so darf man kaum zweifeln, daß diese Abschriften für die Sänger bestimmt waren; beide Lieder dichtete Schiller wohl erst kurz vor der Aufführung. Die erste Strophe schildert das stattliche Ausziehen des Jägers am frühesten Morgen, die beiden andern dessen Herrschaft über alle Thiere, die sein Pfeil auch in weitester Höhe erreicht.**) Sehr glücklich zeigt sich darauf, wie Tell schon die Knaben zur Selbsthülfe anleitet.

Nach deren Entfernung spricht er der für Tells Gattin fast zu besorgten Frau gegenüber seinen Willen aus, daß diese alles lernen sollen, um auf jeden Fall vorbereitet zu sein, woran sich die Aeußerung seines eigenen Dranges schließt, als kühner Jäger das Leben recht zu genießen, da er nicht als Hirt still hinzuleben vermöge.***) Da muß denn Hedwig lebhaft

---

*) Hier steht 4 im Morgenstrahl, 12 richtiger fleugt und kreucht statt des schon in der dalbergischen Handschrift sich findenden kreucht und fleugt, und mit Recht 6 nach Weih ein bloßes Komma. — In der hamburger Handschrift fehlt das Lied.

**) 1. Pfeil statt der Mehrheit oder eigentlich statt des Köchers, wie in der szenarischen Bemerkung nach 70 Tell „die Armbrust und Pfeile“ nimmt. — 6. Der Weih, der Adler. Mundartlich bezeichnet Weih (eigentlich eine besondere Art der Geier) jeden Raubvogel. — 9 und 10 gehören genau zusammen. Das Weite, alles, was in der Weite ist; was, was nur immer. — Sonderbar ist der Ausdruck „was da fleugt und kreucht“ zur Bezeichnung des Wildes auf der Erde und in der Luft. Die Bibel braucht „das auf Erden kreucht“ vom Gewürme. Die Griechen sagten freilich ἑρπετόν, was eigentlich ein kriechendes Thier bezeichnet, auch von allen Thieren auf Erden; aber auf Hirsche und Gemsen paßt das Kriechen doch nicht.

***) 21. Mutter, wie 115 Mütterchen, volksthümliche Anrede der Gattin, wie auch der Wirth in Goethes Hermann und Dorothea seine Frau Mütter-

ihre Angst wegen seiner Wagefahrten*), der kühnen Verfolgung der Gemsen, schildern.**) Vorschwebt Ebels Beschreibung der großen Gefahr, worein der Schütze beim Verfolgen einzelner Gemsen geräth: „Die Felsgräten hinauf geht es immer eher als wieder hinunter, wo alsdann der Anblick schwarzer Abgründe den Kopf beunruhigt und den Fuß unsicher macht. Auf diese Weise versteigt sich der Gemsenjäger in seinem Eifer leicht, und da bleibt ihm nichts anders übrig als entweder durch gewagte Sprünge oder durch ängstliches Klettern mit bloßen Füßen den Rückweg zu suchen", woran sich die Ausführung schließt, wie der Gemsenjäger oft mehrere Tage durch sein Ausbleiben die Seinigen in Angst setze.***) Tell verläßt sich auf Gottes Hülfe und seine gewandte Kraft; Furcht vor dem Gebirge habe nur, wer auf ihm nicht heimisch sei.†)

---

chen anspricht. — 25. Erbeute, aus einer gefährlichen Unternehmung rette, ein für Tells Kühnheit recht bezeichnender Ausdruck.

) 29. Das Wort ist nach Wagestück gebildet. Aehnlich stehen IV, 3 Wagesprung (nach Scheuchzer), V, 1 Wagethat. Zu Fahrt vgl. S. 147. — Daraus, daß Hedwig von Tells Knechten spricht, will Bierlinger fragweise auf dessen „ansehnlichen Besitz" schließen. Gewiß hat Schiller nicht daran gedacht, daß man einen solchen Schluß daraus ziehe. Weiden wird freilich sein Tell wohl besessen, auch einige Knechte gehabt haben, die ihn auf seinen Gemsjagden begleiten, aber im Schauspiel ließ der Dichter sie nicht einmal am Schlusse bei seiner Feier als Erretter auftreten.

**) Die hamburger Handschrift läßt hier die mit „Ich sehe dich" (32) beginnenden acht Verse weg.

***) Ueber das Hinabreißen in den Abgrund vgl. oben S. 185, über die Windlawine S. 148. — Firn, hier vom Eis des Firns (S. 150). — Unglückselig, wie oft bei Schiller für „traurig".

†) Fahr, ältere, Luther geläufige Form. — Geboren, übertreibend für „jung gewesen".

Als er fortgehn will, wird Hedwig von banger Ahnung erfaßt, die auch nicht schwindet, als sie hört, er wolle zu ihrem Vater; denn sie fürchtet, er sei mit im Rütlibunde, von dem sie, wenn auch nur dunkel, vernommen hat. Selbst seine Erklärung, er sei nicht dabei, beruhigt sie nicht, ja seine hinzugefügte Bemerkung, er werde sich dem Vaterlande in der Noth nicht entziehen, führt ihr gleich lebhaft vor, daß man ihn, wie immer, da brauchen werde, wo die höchste Gefahr sei. Auf seine bestätigende Aeußerung, man trage jedem das auf, wozu er befähigt sei, wirft sie ihm seine neuliche tollkühne Rettung Baumgartens vor. Ihrer weitern Bemerkung, niemand werde, wenn er selbst in Noth komme, ihm helfen, tritt er mit der Hoffnung entgegen, nie der Hülfe zu bedürfen.*) So stellt sich hier Tells aus Menschenliebe zur Hülfe stets bereite Thatkraft glücklich dar. Man kann freilich meinen, Hedwig müsse ihre Bemerkung über Tells halsgefährliches Gewerbe schon längst diesem gemacht, ihm schon früher Baumgartens Rettung über den stürmischen See vorgeworfen haben, aber der Dichter braucht beide hier eben zu seinem Zweck, unbekümmert um die gewöhnliche Wahrscheinlichkeit. Bei Homer fragt Priamos erst im zehnten Jahre Helena, wer die Helden seien, die er von der Mauer herab schaut, und erst im zehnten Jahre sieht diese sich nach ihren beiden geliebten Brüdern um, weil es eben dort dem Zwecke des Dichters entspricht. Auch die nicht zu leugnende Unwahrscheinlichkeit, daß Hedwig etwas vom Rütlibunde wisse,

*) Nach älterm Gebrauche wird nicht im Satze nach verhüten hinzugefügt, ähnlich wie bei allen Zeitwörtern des Hinderns und Verbietens in den alten Sprachen.

fällt hier kaum auf. Schiller bedurfte dieses zu seinem Zwecke, wie er IV, 2 die gleiche Kunde bei Rudenz voraussetzen mußte.

Als aber Tell nun nach Armbrust und Köcher (vgl. S. 232**) greift, läßt Hedwigs bange Ahnung sie wünschen, er ließe diese zu Hause: doch wie könnte er sich davon trennen, wie ahnen, daß gerade sie ihm verhängnißvoll werden sollen! Zunächst mußte der Dichter Walthers Mitgehen begründen. So wird denn das Gespräch durch die Zurückkunft der Knaben unterbrochen. Den ältern, der sich erkundigt, wohin er gehe, fragt Tell, der den Buben nicht gern zu Hause hocken läßt, ob er nicht mit ihm nach Altorf zum Großvater*) wolle. So ist alles bereit, was Geßlers grausamen Befehl veranlaßt. Hedwigs das Schlimmste vorschauende Ahnung fürchtet eben diesen, der ihnen übel wolle, und augenblicklich in Altorf sei. Aber Tell hält sich an den Spruch „Thue recht und scheue niemand!"; doch zu ihrer Beruhigung führt er seine neuliche Begegnung mit Geßler an, die ihn glauben läßt, dieser werde ihn in Ruhe lassen. Doch Hedwig hat nach dieser vom Dichter erfundenen Geschichte**)

---

*) Ehni, schweizerisch für „Aeltervater", hier für „Großvater", wie Aetti Vater, Muetti Mutter. Nach Ehni muß Punkt statt des Gedankenstrichs stehn.

**) 88. Der Schächen ist der Schächenbach. — 94. Gebüßt. Geßler hat Tell schon einmal einer Kleinigkeit wegen hart bestraft, wie er es nach Tschudi pflegte und Landenberg gegen Melchthal that. Vgl. S. 178*. — 96. Verblaßt' soll nicht, wie Bierlinger will, stärker als erblaßte sein, sondern verblassen ist die mundartliche, Schiller von früh an geläufige Form. — 101. Armen Laut. Statt armen hat die hamburger Handschrift, vielleicht durch Versehen, reinen. Im Theater steht der Druckfehler andern, der in die spätern Ausgaben überging, erst von Meyer verbessert wurde. Arm im Sinne von „gering", wie auch elend steht, französisch un pauvre mot. Volksthümlich sagt man ein Sterbenswörtchen, sonst ein einziges Wort,

nur zu viel Recht, Geßlers Zorn noch mehr zu fürchten, doch Tell versichert, er meide jenen seitdem, und gutmüthig meint er, der Landvogt werde ihn nicht suchen. Die Furcht vor einem Zusammentreffen beider beängstigt Hedwig jetzt so sehr, daß sie lieber sähe, er ginge heute auf die gefährliche Gemsjagd als nach Altorf. Auch sein Wort, sie habe zur Sorge gar keine Ursache, kann sie nicht beruhigen; eben weil es nur eine Ahnung ist, fürchtet sie sich um so mehr. Doch Tell darf ihren wiederholten Bitten nicht folgen, weil er zu kommen zugesagt hat. Es fällt nicht auf, daß Tell hier dieselbe Ausrede hat, wie II, 1 Rudenz Attinghausen gegenüber. Bellermann meint, Tell hätte doch mit einem Worte den Zweck seines Besuches in Altorf angeben sollen, aber, abgesehen davon, daß dieser schwer anzugeben war, konnte auch dies unmöglich Hedwigs Ahnung verscheuchen. Muß Hedwig so jeden weitern Einspruch aufgeben, so bittet sie ihn, wenigstens den Knaben ihr zurückzulassen. Daß Tell hierauf gar nicht eingeht, die Mutter dem an seinem Vater hängenden Knaben ohne weiteres nachgibt, dürfte kaum genügen. Auch erwartete man zum Schlusse von beiden ein Wort des Abschiedes. Der jüngere Knabe schließt sich um so inniger an die Mutter an, die den ältern fast für verloren hält und dem Scheidenden lange mit banger Sorge nachschaut. Und eine gleiche Furcht ist in die Seele des Zuschauers geworfen, vor welchem das stille häusliche Leben Tells sich eben anschaulich entfaltet hat.

Zweite Szene. Rudenz wird durch Bertha der Sache seines Volkes gewonnen. Beide haben die Jagd, welche Geßler

einen Laut ohne Beiwort. — Aus seinem Munde, eigenthümlich für „von sich".

veranstaltet hat, sich ausersehen, um in einer eingeschlossenen wilden Felsengegend*) sich zu erklären. Ueber die vielen Reimverse der Szene vgl. S. 141. Der strenge Blick, womit Bertha die feurige Liebeserklärung vernimmt, steigert die Glut von Rudenz, da er ihn dem Stolze gegen den jungen ruhmlosen Edelknecht zuschreibt. Bei der Berufung auf sein Herz voll Liebe und Treue überrascht sie ihn mit dem ernst und streng geäußerten Unglauben an seine Liebe, da er pflichtvergessen sein eigenes Volk verrathe. Dem Geständniß, daß er nur ihretwegen an Geßler sich angeschlossen habe, setzt sie die bittere Versicherung entgegen, eher Geßler selbst, der ein fremdes Volk unterdrücke, ihre Hand reichen zu wollen als dem unnatürlichen Verräther des seinigen.**) Auf seine verwunderte Frage führt sie aus, daß nichts dem Menschen näher liege als sein Volk zu schützen, nichts edler sei als sich der Unterdrückten anzunehmen:***) da sie die so bescheidenen (vgl. oben S. 181) Schweizer, die ihr fremd, mit innigster Seele liebe, müsse der Verräther dieses seines eigenen Volkes ihr verhaßt sein.†) Seine Behauptung, nur unter Oesterreichs Schirm könne sein Volk Ruhe und Frieden finden, erklärt sie für eitlen Trug, womit

*) Von den Felsen stürzen sich Staubbäche, Bäche, die sich im Sturze in feinen Staubregen auflösen, wie der berühmte bei Interlaken.

**) Seine Vorgabe, er habe sie auf Oesterreichs Seite gesucht, benutzt sie zur scharfen Bemerkung, er habe sie auf der Seite des Verraths geglaubt (da er sie durch Verrath zu gewinnen gedacht). — Naturvergessen, die natürlichen Gefühle mißachtend.

***) Den Anfang von Berthas Rede bis zu beschirmen strich die hamburger Handschrift, um abzukürzen.

†) Das Recht des Unterdrückten. Seit Körner las man hier das schwächere der Unterdrückten.

man ihn zu fangen gewußt; das Volk sehe richtiger, was ihm fromme.*) Der gefühlvolle Ausdruck seines Schmerzes, sich also von ihr verachtet und gehaßt zu sehn, ruft das Geständniß ihrer Liebe und ihres Glaubens an sein edles Herz hervor, dessen Stimme bloß gewaltsam unterdrückt sei, aber mächtiger als die ihm angethane Gewalt wirke. Ihr Glaube ist stärker als der seines treuen Oheims, der freilich Berthas Herz nicht kannte. Da er voll seliger Freude erklärt, alles aus Liebe zu ihr thun zu wollen, fordert sie ihn auf, nur seiner edlen Natur zu folgen, indem er für das heilige Recht seines Volkes kämpfe.**) Seine Furcht, sie gerade dadurch auf ewig zu verlieren, schlägt sie damit nieder, nur die Vertreibung der fremden Unterdrücker mache sie selbst frei. Daß alle ihre Güter in den Waldstätten liegen, ist eine für den Dichter sehr bequeme Voraussetzung, obgleich man denken sollte, das hätte auch Rudenz gewußt und in Rechnung bringen müssen. Auch Attinghausen II, 1 betrachtet sie ganz als eine Fremde und nach I, 3 ist sie erst mit Geßler ins Land gekommen. Solche Widersprüche darf sich der Dramatiker zu seinem Zwecke gestatten. Daß sie selbst nur durch die Befreiung der Waldstätte ihrem verhaßten Joch entgehn könne, führt die Geliebte weiter aus. Man wolle sie an den Kaiserhof ziehen, dort irgend einem ihr widrigen Günstlinge geben, während nur wahre Liebe, und zwar nur

*) Bei dem übertriebenen Ausdruck, er wolle helfen die Freiheit aus ihrem letzten Schloß auf Erden verjagen, liegt die romantische Vorstellung zu Grunde, die Freiheit habe die Waldstätte als letzte Zufluchtsstätte [Schloß] auf Erden, sich gewählt. Vgl. den Schluß des Stückes, wo Bertha die Schweiz „der Freiheit Land" nennt.

**) Hier läßt die hamburger Handschrift, um zu kürzen, die ganze mit „Nein, nein" beginnende Rede Berthas nebst der Antwort von Rudenz weg.

die ihres Rudenz, sie zu beglücken vermöge.*) Rudenz ist überglücklich, daß Bertha in seiner Heimat mit ihm leben und allem Glanz der Welt entsagen will; die weite Welt, die ihn nur ihretwegen angezogen hatte, soll ihn nun nicht mehr kümmern**), er will, von dieser auf ewig geschieden, hier das Glück des Himmels genießen. Sehr schön sieht er das Felsenthal, in welches nur der blaue Himmel oben hereinblickt, als Vertreter der gleichfalls von Bergen wie mit Mauern (vgl. oben S. 172) umschlossenen Waldstätte an und den Himmel als Zeichen ihres Glückes. Selbst wenn die Schweiz so enge wäre, wie dieses Felsenthal würde er sich mit ihr darin glücklich fühlen. Bertha erkennt in diesem sie entzückenden schwärmerischen Ausfluß seiner Seligkeit ganz ihren Rudenz, wie ihr Herz ihn geahnt hatte.

Jetzt erst ergreift ihn das selige Gefühl der Liebe zur Heimat, worin sie die Seine werden will.***) Bertha aber feiert die Schweiz als das Land der reinen Unschuld und Treue, als die wahre selige Insel†), auf welcher kein Neid ihr ewig heiteres Glück trübe, wo ihr Rudenz, als Erster freiwillig verehrt, edel und mächtig wirken werde. Hieran schließt Rudenz

---

*) Das durch den hier am Schlusse der Rede gewünschten Reim gebotene retten deutet die Rettung aus der ihr drohenden Knechtschaft an.

**) Statt das Weite setzte Schillers Theater (1807) die Weite. Oben stand „in des Lebens Weiten".

***) Freudespuren sind die Erinnerungen an die in der Heimat genossenen Freuden. — Die Quellen und Bäume leben ihm, da sie die Jugendzeit ihm zurückbringen.

†) Die Alten gedenken oft der seligen Inseln. Horaz möchte in der Verzweiflung zu ihnen fliehen (Epod. 16, 14 ff.). Die Neuern fabelten von einem Wunderland. Thomas Morus dichtete eine Insel Utopia. An das Elysium ist nicht zu denken.

mit dem eben auch von Bertha gebrauchten „Da seh' ich dich" die Schilderung, wie sie in ihrem häuslichen Kreise ihm die höchste Seligkeit erschaffen und alles um sich her mit Leben und Glück erfüllen werde. Bertha führt den Gegensatz des bis jetzt gefürchteten Unglücks aus, daß sie Geßler auf sein finsteres Schloß werde folgen müssen*), während sie hier frei unter einem freien Volke wohnen könne. Da fragt sich Rudenz, indem er seine jetzige Lage bedenkt, wie er sich von der selbstgewählten Abhängigkeit befreien könne. Bertha ermuthigt ihn, die Bande, durch die man ihn gefesselt, kühn zu zerreißen und zu seinem Volke zu stehn. Das Näherkommen der Jagd, unterbricht glücklich jede weitere Besprechung; nur findet Bertha noch Zeit, den Geliebten schwungvoll zu erinnern, daß er zugleich für die Befreiung seines Vaterlandes und für ihren Besitz kämpfe.

Dritte Szene. Tell wird zum Apfelschusse gezwungen. Das durch Geßlers Zusicherung seines Lebens ihm entlockte Geständniß, ihn selbst würde er getödtet haben, hätte er sein Kind getroffen, reizt diesen, ihn zu ewigem Gefängniß nach

*) 75 f. „Dem stolzen Ritter, dem Landbedrücker" kann doch nur auf Geßler gehn. Das stimmt aber nicht zu ihrer eben ausgesprochenen Furcht, man werde sie an den Kaiserhof ziehen und sie vielleicht zur verhaßten Ehe mit einem Günstlinge zwingen. Der von Bellermann anerkannte, aber nicht erklärte Widerspruch ist wohl nur durch einen spätern Zusatz hereingekommen. Als einen solchen glaube ich Berthas sieben Verse von „Sieh, theurer Freund" an bezeichnen zu dürfen, die in der hamburger Handschrift weggefallen sind. In der jetzigen Fassung schließen sich auch die Worte von Rudenz „Doch wie mich retten" etwas schroff an Berthas vorangehende Rede, während der Uebergang vom vorgeschauten Glücke auf die Mittel, sich seiner jetzigen Abhängigkeit zu entreißen, sachlich begründet ist. Freilich Bellermanns Zweifel an solchen durch spätere Zusätze hereingekommenen Widersprüchen ist unüberwindlich, mag er auch sonst vergebens nach einer Erklärung eines unleugbaren starken Widerspruchs suchen.

Küßnacht mit sich zu führen. Den Rudenz treibt Geßlers wilde Grausamkeit, sich offen wider ihn zu erklären und die wärmste Theilnahme an seinem schmählich unterdrückten Volke auszusprechen. Dagegen haben die Landleute vor Geßlers Drohung allen Muth verloren.

Zunächst führt der Dichter uns die beiden Söldner vor, welche vor dem aufgesteckten Hute Wache halten müssen. Sie verrathen in ihrem Gespräch ihre verschiedenen Charakter und lassen uns gelegentlich erfahren, wie sich das Volk dem Gebote gegenüber verhalten habe. Vgl. oben S. 110 f.*) Schiller läßt beide im Volkstone sprechen, wozu auch die mehrfachen, freilich nicht folgerechten Auslassungen des e und das alte, auch bei Tschudi vorkommende Verdrieß gehören.**) Die Demonstration, die Schiller hier Rösselmann machen läßt, ist doch gar zu unwürdig.***) Auch dürfte Frießhardts humoristisches Wort

*) 5. Popanz, wohl aus Popelhans verkürzt, wie man Popel, Popelmann sagt, Scheuche, ursprünglich ein Schreckbild für die Kinder. — 7. Spottend schwenken sie die abgezogenen Mützen, der geforderten Ehrerbietung zum Trotz. — 15. Pfaff, hier im verächtlichen Sinne, gegen den Gebrauch des vierzehnten Jahrhunderts. — 20. Monstranz, das thurmartige Gehäuse, worin der Leib des Herrn in Gestalt einer großen Hostie, das Hochwürdige (Sanctissimum, Venerabile), zur Verehrung ausgesetzt und über die Straße getragen wird. Vgl. Goethes Faust I, 668. Auffallend verwechselt Schiller diese mit dem bedeckten Kelche, der die zur Ausspendung bestimmten kleinern geweihten Hostien enthält (ciborium) und auch als Wegzehrung (viaticum) zu Kranken getragen wird, wie er es richtiger in der Ballade der Graf von Habsburg darstellt.

**) Walther Tell braucht weiter unten zum Verdrusse. — Däuchten (21) beruht auf derselben einmal eingedrungenen Mißbildung wie däucht (IV, 1, 18 f., nach dem richtigen däuchte.

***) Keller führt S. 146 f. die Ballade „Wilhelm Tell" von Leonhard Meister an, wo es heißt: „Entblößt nur vor dem Kreuz gehn wir Vorüber, nicht vor dir!"

an Leuthold: „Bückst du dich doch vor manchem hohlen Schädel", diesem dienstfertigen Herrenknechte wenig anstehn. Die drei mit ihren Kindern kommenden Frauen, von denen nur zwei, sonderbar nicht die an erster Stelle genannte Hildegard, sprechen, gereichen Frießhardt, der gern einmal einen Uebertreter des Gebots fassen möchte und durch Leuthold noch mehr erbittert ist, zu solchem Aerger, daß er sie verscheucht. Sie sind gleichsam dramatische Belege zu dem, was Leuthold von dem schlechten Gesindel gesagt hat, und setzen zugleich Frießhardt in eine noch schlimmere Laune.*)

Da tritt Tell mit seinem Knaben auf. Schiller läßt durch eine Frage des Kindes über den ihnen vor Augen stehenden Bannberg ein weiteres Gespräch einleiten, in welchem sich Tells Liebe zur Freiheit ausspricht, die ihm sein Heimatland unendlich werth macht. Benutzt ist zunächst die Stelle Scheuchzers: „Auf der östlichen Seite des Fleckens Altorf ist der jähe, waldige Bamberg, vielleicht Bannberg, weil niemanden erlaubt ist, nur ein Bäumgen, viel weniger eine hohe Tanne zu fällen, bei schwerer Straf vor die Uebertreter, damit nicht etwa Bäume oder Steine herabfallen, welche den Häusern und Ställen den Untergang, den Menschen und dem Viehe aber den Tod bringen würden." Bei Fäsi las Schiller: „Ueber dem Flecken [Altorf] erhebt sich eines der höchsten und gewaltigsten Gebirge, welches stark (fürnus in seinen untern Theilen) mit Tannen bewachsen

*) Die hamburger Handschrift läßt das Auftreten der Weiber weg. Die Rede der Elsbeth lautet in der dalbergischen Handschrift schärfer: „Hing' alles so, was wir verehren müssen!" Wenn sie jetzt sagt: „Wollt's Gott, er ging' und ließ' uns seinen Hut!" so soll dies heißen, sie würden sich gern seinen Hut gefallen lassen, wenn sie damit ihn selbst los wären.

ist. Der Theil dieses Gebirgs gegen den Flecken zu heißt der Bannberg. Es ist bei hoher Strafe verboten, einiges Gehölz in demselben zu fällen, indem dasselbe zur Abhebung und Zertheilung der von dem obern und unfruchtbaren Theil des Berges zur Winterszeit herabrollenden Schneelawinen unentbehrlich nothwendig ist. Ohne den Schirm, welchen die gewaltige Waldung dem Flecken verschafft, würde er, allem Ansehen nach, schon länger von diesen schrecklichen Schneelasten bedeckt worden sein." Schiller erfand zu seinem Zwecke die Sage, daß die dortigen Bäume, wenn man sie fällen wolle, Blut vergössen (wobei Vergils von Ariost und Tasso nachgeahmte Stelle Aen. III, 26—46 vorschwebt), und daß dem Thäter nach seinem Tode, wie dem Mörder, die Hand aus dem Grabe wachse. Tell erklärt dem Knaben, weshalb es verboten sei, die Bäume zu fällen, wofür der Volksmund eine sagenhafte Abschreckung erfunden: der Wald schütze Altorf gegen die Schlaglawinen (vgl. oben S. 148).*) Dieser aber möchte nun auch gern wissen, ob es keine Länder gebe, wo gar keine Berge und also auch die bösen Lawinen nicht zu fürchten seien. Tell macht ihm darauf eine in reizende Reime auslaufende Schilderung eines großen, ebenen, schönen Landes. Weber denkt dabei an Frankreich, J. Meyer an Deutschland. Unsere Höhen deutet auf das Schweizerland; das ununterbrochene Heruntersteigen weist auf Deutschland hin, ohne daß die Beschreibung des

*) 47. Hörner heißen die kahlen Spitzen der Schnee- oder Eisgebirge; als Zinken bezeichnet sie Schillers Berglied. — 54. Landwehr, Schutz des Landes. — In der hamburger Handschrift fehlen die beiden ersten Fragen Walthers mit Tells Erwiderung, so daß Tell das Gespräch mit „Siehst du die Firnen dort?" beginnt, das Wunder des Bannberges weggefallen ist.

Landes ganz zutreffen soll. Der Knabe möchte gar zu gern in dieses so liebliche Land, aber der Vater bedeutet ihn, dort habe niemand den freien Genuß seines Eigenthums, und er führt auf seine weitern Fragen aus, daß Land, Wald, Strom, Meer, ja selbst das Salz dem weltlichen oder geistlichen Herrn unterworfen seien, da das Volk von einem König beschützt werden müsse, weil dort nicht Treu' und Glaube herrsche.*) Die Darstellung ist ganz auf die Fassungskraft des Knaben berechnet, doch fällt es auf, daß Tell, der zuerst des Bischofs neben dem Könige gedenkt, diesen darauf ganz fallen läßt und den König als Nährer des Volkes bezeichnet. Nach einer solchen Beschreibung gibt denn der Schweizerknabe doch seiner Heimat trotz der Lawinen den Vorzug. Tell billigt dies natürlich, da die bösen Menschen schlimmer seien als die Lawinen, wobei absichtlich der vorher so weit ausgeführten beschränkenden Vorrechte des Landesherrn gar nicht gedacht wird. Nur zu bald soll er persönlich erfahren, wie wenig ihn die Berge vor bösen Menschen wahren.

Eben wollen sie vorübergehn, als der Knabe den Hut auf der Stange bemerkt. Tell, der nach der allerdings etwas starken Annahme des Dichters gar nichts von Geßlers alle empörendem Gebote weiß**), kümmert sich nicht darum. Dem

*) 73. Gefieder. Vgl. S. 196**. — 79. „Dort darf der Nachbar nicht dem Nachbar trauen." Hesiod Tage und Werke 23 f.: „Es beneidet der Nachbar den Nachbar, welcher zum Wohlstand gelangt." — Die hamburger Handschrift streicht die vier etwas anstößigen Verse über den König 76—79.

**) Bellermann durfte dies nicht mit Kallsen durch die falsche Behauptung bestreiten, Tell sei ja bei der Verkündigung des Befehls I, 3 persönlich gegenwärtig gewesen. Stauffacher und Tell sind, als der Ausrufer mit dem Hut kommt, nicht auf der Bühne; sonst müßten sie für diesen neuen Zwang ein miß-

Knaben fällt der auf der Stange hängende Hut auf, dessen Bedeutung er nicht kennt. Ebenso wenig ahnt Tell selbst, daß es der herzogliche Hut sei, und er fragt nicht, wie dieser dahingekommen, es ist ihm ganz gleichgültig. Entschieden irrig ist Bellermanns Behauptung, Tells Erwiderung: „Was kümmert uns der Hut? Komm lass' uns gehn!", beweise, daß er von dem Hute wisse, aber ihn nicht sehn wolle: vielmehr wird er vom Knaben auf den Hut aufmerksam gemacht, legt aber darauf gar keine Bedeutung und fordert den Jungen, der stehn bleiben will, zum Fortgehen auf. Selbst wenn er bei der Verkündigung gewesen wäre, wüßte er nicht, daß auf diesem Platze der Hut sich befinde. Er will seines Weges gehn, als Frießhardt, der ihm mit der Pike entgegentritt, ihn zum Stehen nöthigt, er aber drückt, um sich freien Weg zu machen, den Spieß zurück. Da befiehlt denn Frießhardt, Tell solle ihm folgen, weil er die herrschaftliche Verordnung (Mandat) übertreten habe, was der ruhigere Leuthold deutlich erklärt. Tell bittet ernstlich, ihn gehn zu lassen**), leistet aber Widerstand, als Frießhardt ihn ins Gefängniß schleppen will; der in schreckliche Angst versetzte Knabe ruft dringend um Hülfe gegen die Gewalt. Allmählich kommen verschiedene Leute herbeigerannt, die sich, jeder in seiner Weise, einmischen. Das folgende ist mit hoher dramatischer Kunst ausgeführt. Zunächst erscheinen der

billigendes Wort haben; sie treten erst, nachdem sie sich weiter besprochen und die Menge sich verlaufen hat, wieder auf.

*) Bellermann hätte nicht übersehn dürfen, daß Tell selbst nach der Erklärung der beiden Söldner noch gar nicht weiß, worum es sich handelt, was es mit dem Mandat wegen des Hutes auf sich habe. Bierlinger behauptet sogar, daraus, daß Tell dem Knaben den sonderbaren Anblick des Hutes verwehre (?), ergebe sich, er wisse, was damit gemeint sei.

Pfarrer und der Sigrist. Der erstere erklärt es für einen Irrthum, wenn der rohe Frießhardt Tell einen Feind des Kaisers, einen Verräther nennt, was Tell als eine arge Schmähung betrachtet, so daß er den Söldner heftig anpackt. Dies wäre doch unmöglich, wüßte Tell, daß er ein Gebot des Landvogts verletzt habe. Der Schwiegervater Fürst aber bittet jenen, von Tell abzulassen, da er für diesen Bürgschaft leisten wolle; dann erst fragt er seinen Schwiegersohn, was geschehn sei. Doch Frießhardt schneidet diesem die Rede ab, indem er ihn der Verachtung der oberherrlichen Gewalt zeiht. Unterdessen haben sich auch Melchthal und Stauffacher eingefunden, von denen es eigentlich auffallen muß, daß sie, statt in Unterwalden und Schwyz weiter zu wirken, sich hier in Altorf finden.*) Beide treten, jeder nach seiner Weise, dem Vorwurf Frießhardts entgegen: der ruhigere Stauffacher will daran nicht glauben, der stürmische Melchthal zeiht den Buben der Lüge. Tell weiß

*) Bellermann meint, das habe keiner besondern Begründung von Seiten des Dichters bedurft; es sei natürlich, daß die drei Stifter des Bundes mehrfach zusammenkämen, ja Melchthal und Stauffacher schienen hier aus Fürsts Hause zu kommen. Beide sind vom Rütli nach ihrer Heimat zurückgekehrt, zu verhandeln haben sie jetzt nichts, sondern nur insgeheim in ihrem Lande zur Verbreitung des Bundes zu wirken. Daß Melchthal sich noch bei Stauffacher versteckt halte, ist eine durch nichts bewiesene, höchst unwahrscheinliche Annahme Bellermanns. Freilich nahm Schiller es mit der Begründung oder vielmehr Nichtbegründung sehr leicht, aber hier wird der Mangel einer solchen kaum vom Zuschauer empfunden. Keller bemerkt, daß auch bei Am Bühl Stauffacher und Melchthal in Altorf sind, was aber dort am Anfange des Stücks weniger auffällt. Dennoch hat Am Bühl dieses zu begründen gesucht. Fürst sagt dort zu Melchthal: „Du wagst viel, bei hellem Licht auf offener Straße dich sehn zu lassen, Arnold! Das könnte dir übel bekommen", aber dieser meint, er sei hier fremd, und wer ihn kenne, verrathe ihn nicht.

noch immer nicht, was es mit dem Hute auf sich habe, denkt gar nicht daran, daß er ein Zeichen der österreichischen Herrschaft sein soll. Leuthold erklärt auch hier einfach, worum es sich handelt, worauf denn Fürst, der das Gebot Geßlers kennt, aber es doch hart findet, daß Tell deshalb ins Gefängniß solle, Frießhardt bittet, seine Bürgschaft anzunehmen. Dieser aber ist durch die ihn zum Theil persönlich verletzende lebhafte Verwendung für Tell, der ihn selbst unsanft angefaßt hat, auf das bitterste gereizt, so daß er den alten, ehrwürdigen Fürst schnöde zurückweist und auf Tells Fortschaffung besteht. Gegen solche schreiende Gewalt ruft Melchthal die außer Fürst, Stauffacher und ihm selbst anwesenden Landleute auf. Sogar der Sigrist bemerkt, sie seien gegen die Söldner die Stärkern, und auch die andern Landleute würden ihnen beistehn.*) Da Frießhardt sich auf den Befehl des Landvogts beruft, eilen wirklich drei andere**), die von ferne den Streit gesehen, herbei und erklären sich zur Hülfe bereit. Auch die drei Frauen sind unterdessen zurückgekommen. Tell aber verbittet sich alle Hülfe; wollte er Gewalt brauchen, so würde er sich allein zu befreien wissen. Dennoch kann der ungestüme Melchthal sich nicht enthalten, dem Frießhardt zu drohen, ja er läßt sich kaum durch Fürst und Stauffacher zurückhalten: aber der Söldner, der gern Skandal macht, schreit über Empörung, und als er hört, daß Geßler in der Nähe ist***), noch gewaltiger. Stauffachers Aerger

*) 112. Zum Ausdruck „einen Rücken haben" vgl. S. 186***. — Die zwischen Melchthals Aufruf und die Worte der herbeieilenden Landleute fallenden drei Verse läßt die hamburger Handschrift weg.

**) Nach der dalbergischen Handschrift „Baumgarten und noch drei".

***) 120. Den Ruf: „Da kommt der Landvogt!" theilt die dalbergische Handschrift neben den Weibern auch Rösselmann und dem Sigristen zu.

wirkt eben so wenig als Rösselmanns*) und Melchthals Drohung; er schreit nur desto stärker, den Dienern des Gesetzes geschehe Gewalt. Bei der Ankunft Geßlers, aus dessen Blick heftiger Zorn spricht, wird Fürst von äußerster Furcht befallen**), die sich dem Zuschauer mittheilt.

Geßler kommt zu Pferde mit einem Falken auf der Hand***) Seit den Räubern hatte Schiller keinem Pferde mehr den Zutritt auf die Bühne gestattet. Daß der Dichter noch bei der so späten Jahreszeit Geßler mit dem Falken erscheinen läßt, wäre eine große Freiheit, hätte er überhaupt noch an die in den beiden ersten Aufzügen angenommene späte Jahrzeit gedacht. Den Namen von Geßlers Stallmeister nahm er aus Müllers Bericht über die Schlacht von Sempach (1386), wonach an derselben Stelle, wo der Herzog gestorben war, dessen Harnischmacher Rudolf der Harras, Herr von Schönau, bis in den Tod stritt. Auch Frießhardts Namen hat er eben daher. Vgl.

---

*) 121. Schrei .... berstest! Mögest du darüber bersten! Berstest ist Indikativ, statt birst, wie auch die dritte Person und der Imperativ lauten, und keineswegs fehlerhaft. — Dadurch, daß auch Rösselmann dem Frießhardt Schweigen gebietet, sollte um so deutlicher hervortreten, daß dieser keine Veranlassung zum Hülferufe hat. Wie wenig Frießhardt dem „Pfaffen" gewogen sei, hörten wir gleich am Anfange des Auftritts.

**) Die dalbergische Handschrift gibt (nach dem Bericht der historisch-kritischen Ausgabe) die Worte auch den drei Weibern.

***) In der dalbergischen Handschrift fehlen noch in der szenarischen Bemerkung die Worte „zu Pferd, den Falken auf der Faust" und weiter unten die Angabe: „Er gibt den Falken einem Diener." Von Geßlers Pferde findet sich hier auch in der Fassung des Druckes keine weitere Spur. IV, 3 fehlen in den Handschriften die Pferde und das Reiten, welche Schiller erst bei der Durchsicht für den Druck hereingebracht haben muß. Vgl. S. 250. 254. Aus Müller hatte sich Schiller angemerkt: „Den Falk auf der Faust zur Kirchen gehn."

S. 111 f. Geßler ist, außer Rudenz und Bertha, von so zahlreichen bewaffneten Knechten begleitet, daß diese die ganze Szene einschließen, wodurch seine für die Landleute gefährliche Macht anschaulich hervortritt.*) Alles muß auf Rudolfs Ruf vor ihm weichen. Geßler will gleich Gewalt angewandt wissen; darauf bezieht sich sein, noch ehe er die Mitte der Bühne erreicht hat, gesprochenes „Treibt sie auseinander!" Auf seine strenge Frage nach der Veranlassung des Auflaufs und des Hülferufs tritt zuerst eine auffallende allgemeine Stille ein. Weshalb schweigt Frießhardt? aus Furcht oder aus Absicht? Keines von beiden ist wahrscheinlich. Erst als Geßler seinen Söldner bemerkt, der einen Mann gepackt hat, tritt dieser auf seinen entschiedenen

) Es hat sich ein Blatt von Schillers Hand erhalten, auf dessen eine Seite er geschrieben: „Geßler tritt auf. Vor ihm her gehen sechs Waffenknechte mit bloßen Schwertern, Rudolf der Harras, sein Stallmeister, und zwei leibeigene Buben, Diethelm und Rößling, folgen ihm. Geßler. Diethelm! (Diethelm tritt vor)." Ueber Diethelm vgl. S. 172 f. Den Namen Rößling nahm Schiller aus Müller, der des Dieners des Herrn von Wart, Namens Rüsseling, gedenkt. Auf der andern Seite dieses Blattes findet sich folgendes Stück eines Gesprächs: „Rudolf der Harras. Herr, ist es gut gethan, mit (. . .) | Ein schon entrüstet Volk noch mehr zu reizen? Geßler. Nicht acht' ich ihres Zorns ohnmächtge Wuth, | Hab' ich die stolzen Geister doch im Zügel. | Rudolf der Harras." Vollmer gedenkt dieses Blattes nicht. V. 2 stand früher erbittert statt entrüstet; den Schluß des ersten Verses hatte Schiller, wie er pflegte, wenn ihm eine passende Fassung nicht sogleich einfiel, noch nicht ausgeführt. Der vierte Vers ist durchstrichen, wenn ich die Anführung Borbergers (Neue Jahrbücher a. a. O. 436) richtig verstehe, der statt Hab' Halt', statt die der vermuthet. Ich weiß nicht, ob das nach diesem Verse bei ihm seltsam in der Mitte eingeklammert stehende die den Anfang eines neuen Verses bezeichnen soll oder auf einem Druckfehler beruht. Es scheint, daß diese Verse in unserer Szene stehn sollten vor oder statt der sich jetzt findenden Rede Rudolfs; sonst könnte man auch an IV, 3 denken.

Befehl hervor. Der Landvogt übergibt jetzt, wo es eine Amtshandlung gilt, den Falken einem Diener, aber vom Pferde steigt er nicht herab; wenigstens besagt dies keine szenarische Bemerkung, und auch aus der am Schlusse stehenden: „Geßler entfernt sich", ist es nicht zu entnehmen. Vgl. unsere Bemerkung S. 248***. Nach dem Berichte des von Geßler aufgerufenen Frießhardt schweigt dieser einige Zeit, wie er es liebt das Volk in ängstlicher Spannung zu halten, auch in seinen Reden durchaus ruhig und gemessen sich zeigt. Daß er schweige, weil er bei sich bedenke, wie er sich an Tell rächen solle, dem er seit dem Zusammentreffen im Schächenthal besonders grolle, hat man irrig hineingelegt. Auch nach Tells Bitte um Gnade schweigt Geßler wieder eine Weile. Scharf zeiht er dann Tell, den er gleich erkannt hat, der Verletzung des Gehorsams, da, wie es ausdrücklich in dem Befehle hieß (I, 3), der König an dem Grüßen des Hutes die Gehorsamen erkennen wolle, und so gibt er ihm „böses Trachten" Schuld. Bei Tschudi fragt Geßler ihn trotzig, warum er seinem Gebote nicht gehorsam sei, und dem König, auch ihm zur Verachtung dem Hute keine Reverenz bezeige. Tells Antwort ist fast wörtlich aus Tschudi (S. 64)*); doch hätte er bestimmter hervorheben sollen, daß er nichts vom Befehle gewußt habe.**) Auch jetzt schweigt Geßler wieder

*) Daraus nahm er auch die Anrede Lieber Herr. Börne ärgerte sich darüber. Aber Tell braucht diese nur, so lange er noch hofft, dessen Zorn zu beruhigen, später begnügt er sich mit dem einfachen Herr.

**) Aus Unbedacht entspricht ganz dem ohne Absicht bei Tschudi. Bellermann, der dies und den ausgesprochenen Gegensatz „nicht aus Verachtung" übersieht, mißversteht den Ausdruck, wenn er bemerkt: wer sage, er habe etwas nicht bedacht, gebe damit ausdrücklich an, daß er es gewußt. Tell sagt aber gar nicht, er habe etwas nicht bedacht, sondern aus Unachtsamkeit sei es geschehen,

einige Zeit, ehe er dem Tell seinen Befehl kundgibt.*) Bei Tschudi, wo er gleich die Absicht hat, ihm den Apfelschuß aufzulegen, läßt er zuerst Tells Kinder holen. Hier fängt er mit Tells Kunst an, und da der Knabe in seiner kindlichen Unschuld derselben rühmend gedenkt, nimmt er gerade von dessen Wort wenigstens äußerlich die Veranlassung zum Befehle her.**) Die

---

daß er den Hut nicht gegrüßt, und er entschuldigt es mit seiner ihm eigenen Unbesonnenheit. Diesmal bestand seine Unbesonnenheit darin, daß er die beiden beim Hute stehenden Söldner des Landvogts nicht bemerkt, was auch der Knabe nicht gethan, durch den Tell erst auf den Hut aufmerksam gemacht worden. In der szenarischen Bemerkung steht ausdrücklich, beide hätten den Hut anfangs nicht beachtet. Bellermann stellt die Sache geradezu auf den Kopf, indem er Tell die Kenntniß zuschreibt, daß auf *diesem* Platze der Hut aufgesteckt sei, er habe aber bei seiner Wanderung nach Altorf nicht daran gedacht, und als er den Hut bemerkt, nicht den langen Umweg machen wollen, also wissentlich das Verbot mißachtet, „es im Gefühl seiner Freiheit und Kraft darauf ankommen lassen, ob man ihn wirklich anhalten werde (?)". Das wäre nicht *Unbesonnenheit*, nicht *Unbedacht*, das wäre *Tollheit* gewesen. Das Schlimmste ist, daß diese falsche Auffassung den Tell zum tollen Lügner macht, was am wenigsten dem psychologischen Erklärer begegnen durfte. Tells Entschuldigung wäre, wenn Bellermanns dem Zusammenhang widersprechende Deutung zu Recht bestände, entschieden *unwahr*.

*) In der balbergischen Handschrift lautet die szenarische Bemerkung statt „nach einigem Stillschweigen" bezeichnender: „den Tell und sein Schießzeug betrachtend". Bellermann hat dies unbeachtet gelassen. Geßler ist durch den Anblick der Armbrust und des Knaben, den er für Tells Sohn halten muß, auf die grausame Bestrafung Tells gekommen, so daß Goethe eigentlich unrecht hatte, wenn er hier eine Motivirung vermißte.

**) Ueber die frühere Fassung der Stelle vgl. S. 25 f. In der balbergischen Handschrift findet sich hier ein Sechsfüßler; denn es heißt nach dem den dritten Fuß schließenden Worte *Herr*: „Einen Apfel schießt er dir | Auf hundert Schritte weit vom Baum herunter." — Bei Tschudi hieß es bloß „Wolan Tell, du bist ein guter verümpter Schütz, als ich hör". Am Bühl gab dafür: „Wie

Fragen nach seinen Knaben sind in ganz theilnehmendem Tone gehalten*); um so schroffer tritt der unmenschliche Befehl hervor. Er solle seine Kunst auch vor ihm bewähren, beginnt er: die Armbrust habe er ja zur Hand; drum möge er sich gleich fertig machen (stehender Ausdruck von der Vorbereitung zum Schusse), worauf er mit bitter trockenen Worten ihm aufgibt, einen Apfel vom Haupte des Knaben zu schießen. Hier, schon nach den Worten, „Einen Apfel von des Knaben Haupt zu schießen", nicht erst am Schlusse von Geßlers Befehl, sollte die szenarische Bemerkung: „Alle geben Zeichen des Schreckens" stehn, nebst der jetzt fehlenden Angabe von Tells stummer Bestürzung. Treffe er ihn aber nicht, fügt er hinzu, so habe er selbst sein Leben verwirkt. Schiller ist hier Tschudi (vgl. S. 64) fast wörtlich gefolgt, doch hat er dessen Angabe dramatisch durch die Aufforderung belebt, sich zum Schusse fertig zu machen, welcher er die ganz unerwartete Bestimmung einfügt, daß er vom Haupte des eigenen Kindes einen Apfel schießen soll, als ob dieses etwas Gleichgültiges wäre; denn das nachtretende „einen Apfel von des Knaben Kopf**)

---

ich höre, sollst du ein geschickter Armbrustschütze sein. Man sagt, du schießest den Vogel im Flug." Schillers Ausführung ist wohl frei, ohne Einfluß von Am Bühl.

*) In der dalbergischen Handschrift steht (nach der „historisch-kritischen" Ausgabe) vor Geßlers Frage: „Hast du der Kinder mehr?" noch die szenarische Bemerkung „fixirt den Knaben". Freilich scheint Geßler deshalb sich nach seinen Kindern zu erkundigen, weil er, wie bei Tschudi, dem Tell den Schuß nach seinem liebsten Kinde befehlen will. Das ist durchaus nicht so auffallend, wie man gemeint hat. Glücklicherweise war die Antwort so, daß der Schuß nicht verschoben zu werden brauchte. Glücklicherweise, sage ich, wegen der dramatischen Handlung.

**) Bierlinger wollte hier Haupt statt Kopf haben, aber Geßler wählt absichtlich diesen den Körpertheil scharf bezeichnenden, schroffern Ausdruck.

zu schießen", wird nicht besonders hervorgehoben, nur etwa mit einer Handbewegung begleitet; erst bei der folgenden Drohung erhebt er die Stimme. Tell ist so bestürzt, daß er erst nach einiger Zeit in abgebrochenen Sätzen sein Entsetzen*), dann ruhiger seine Ueberzeugung aussprechen kann, es sei ihm mit dem unmenschlichen Befehle nicht ernst.**) Als dieser aber mit kalter Festigkeit darauf besteht, erklärt er, lieber sterben zu wollen, worauf denn Geßler ihn bedeutet, schieße er nicht, so müsse das Kind mit ihm sterben. Und daß es Geßler damit Ernst sei, kann nach dessen Hartherzigkeit, zu welcher ihn sein Groll auf Tell treibt, niemand bezweifeln. Auch hier hat Schiller Tschudis wesentlich ganz gleichen Bericht dramatisch belebt. Bis zum Augenblick, wo Tell die Armbrust spannt, findet sich bei Tschudi nichts weiter als: „Der Tell sach wol, daß Ers tun must, bat Gott innigklich, daß Er In und sin lieb Kind behüte." Auf Tells Bemerkung, Geßler muthe ihm etwas Unnatürliches zu, was kein Vater über sein Herz bringen könne***), erwidert dieser höhnisch, er habe, weil er, wie man sage, das Seltsame liebe†), dieses Wagestück für ihn ausge-

*) „Das kömmt euch nicht zu Sinn." Schon Körner hat hier mit Recht statt kömmt die sonst von Schiller gebrauchte Form kommt gesetzt.

**) Nach Tschudi bittet Tell Geßler, um Gotteswillen ihm den Schuß zu erlassen. Am Bühl hat hier: „Das könnt Ihr nicht, das kann Euch nicht Ernst sein. So grausam und unmenschlich."

***) Tschudi: „Es wäre unnatürlich, daß Er gegen sinem lieben Kind solte schießen, Er wölt lieber sterben." Am Bühl: „Ihr wollt mich zwingen, der Mörder meines Knaben zu werden. Herr Reichsvogt! Ihr seid ja auch Vater! Ihr habt ja auch Kinder!" — Beim Drucke schrieb Schiller „eines Vaters Herzen" (statt Brust).

†) Träumer heißt derjenige, der in eigenen, sonderbaren Gedanken lebt. Hier wird es durch den folgenden, einen Sonderling bezeichnenden Vers näher bestimmt.

sonnen; was andern wohl bedenklich wäre, werde er, ohne sich viel zu besinnen, herzhaft unternehmen.*) Gegen die besonders neuerdings von Kerner in aller Schärfe behauptete psychologische Unmöglichkeit, daß Tell wirklich den Schuß thue, hat sich mit vollem Rechte Bellermann S. 444 ff. ausgesprochen.

Vergebens legt Bertha ihre Bitte ein, den grausamen Scherz mit diesen armen Leuten nicht weiter zu treiben**), da alle von Entsetzen ergriffen seien. Wie wenig er scherze, beweist Geßler thatsächlich dadurch, daß er sogleich nähere Veranstaltung trifft, einen Apfel bricht (er sitzt wohl noch zu Pferde. Vgl. S. 248***), Raum zu machen befiehlt, die Entfernung bestimmt angibt und Tell zum Schießen auffordert. Wenn er sagt, dieser habe sich gerühmt, auf hundert Schritte seinen Mann zu treffen, so muß dies Geßler von andern zugetragen worden sein. Tell hat sich dessen kaum gegen einen gerühmt. Auf die Bemerkung des Knaben kann es sich schwerlich beziehen***), weil diese später eingeschoben ist. Da der Stallmeister Geßler von seinem grausamen Befehl, an dessen Ernst er nicht mehr zweifeln kann, abbringen möchte, fordert er den Knaben auf, um sein

*) Die Augen zudrücken, eigentlich von dem, der etwas nicht sehn will, aber hier von dem, der auch das Unangenehme gefaßt thut, freilich mit der bittersten Laune, da der Schütze sein Ziel genau ins Auge fassen muß. Ganz abweichend heißt es bei Am Bühl: „Du sagtest: ‚So lang einer Muth hat, gibt es keine Gefahr.‘ Jetzt hast du Gelegenheit, deinem Waidspruch Ehre zu machen“. — Die sieben Verse Geßlers von „Ei, Tell“ an strich Schiller in der für Hamburg bestimmten Fassung.

**) Bei Stumpff hieß es: „Die Landvögt übtend vil mutwillens mit den armen Leuten.“ — Kurzweils, hier nach älterm Gebrauche sächlich.

***) Die hamburger Handschrift läßt die viertehalb Verse „Er nehme zu . . . zu treffen“ aus.

durch den Schuß gefährdetes Leben zu flehn. Wir vermissen hier eine Erwiderung von Walther, die freilich kaum anders ausfallen könnte als weiter unten, wo er den Großvater auffordert, nicht vor dem falschen Manne zu knieen. Besser fiele Rudolfs Aufforderung aus; sie ist wohl späterer Zusatz, der freilich schon in der ältesten erhaltenen Fassung des Auftritts sich findet, wie auffallend auch das Fehlen der Antwort scheinen muß. Melchthal, über den grausamen Hohn empört, möchte gleich dagegen losbrechen, aber Fürst, der noch immer auf eine Zurücknahme des Befehls hofft, bittet ihn sich zurückzuhalten. Vergebens wagt Bertha noch einmal, für Tell einzutreten. Es sei unmenschlich, so mit eines Vaters Angst zu spielen; hätte Tell auch Leib und Leben verwirkt wegen einer Schuld, die eine solche Bestrafung nicht verdiene, durch die Angst hätte er mehr als den Tod empfunden, und so möge Geßler ihn endlich entlassen.*) Aber dieser überhört alle diese Reden; unmuthig über die Zögerung besteht er darauf, daß man zur Ausführung seines Befehls schreite.

Geßler befiehlt, die Schußbahn frei zu machen.**) Dann fordert er Tell auf, nicht länger zu zaudern; ja er scheut sich nicht den grausamen Befehl als eine Gnade zu bezeichnen, da er sein Leben verwirkt habe, dessen Rettung er jetzt durch

*) Die drei letzten Verse von Berthas Rede, die freilich entbehrlich sind, fehlen in der hamburger Handschrift.

**) Oeffnet die Gasse!, wie auch Tell weiter unten ruft. Gasse steht von jedem Durchgange durch eine auf beiden Seiten stehende Menschenmasse, wie beim Spießruthenlaufen und Feuerlöschen. „Ich will euch eine Gasse machen!" rief Arnold von Winkelried bei Sempach seinen Landsleuten zu, als er durch seinen freiwilligen Tod eine Lücke in die feindlichen Schlachtreihen reißen wollte.

seine Entscheidung (Spruch) in seine eigene Hand lege. Die Ausführung, hier könne er wirklich zeigen, daß er ein Meister im Schießen sei, dürfte kaum dadurch zu vertheidigen sein, daß sein grausamer Uebermuth ihn beredt mache, er absichtlich das Gewagte des Schusses recht hervorhebe, weil er wünsche und erwarte, Tell werde den Schuß nicht wagen. Die sieben Schlußverse, von denen der letzte den Hohn auf die Spitze treibt*), fielen vielleicht besser weg.**)

Da wagt Fürst Geßlers Menschlichkeit anzuflehn, indem er, mit Anerkennung, daß diesem die Entscheidung zustehe, sein ganzes Vermögen zum Ersatz bietet, obgleich er sein Herz zu erweichen kaum hoffen kann: aber der Knabe findet es unwürdig, daß der Großvater vor dem „falschen Manne" kniee.***) Auch scheint es ihm unmöglich, daß der Vater fehl schieße.†) Stauffacher sucht die Bitterkeit, welche des Kindes Rede in Geßler erregen könne, durch die Hervorhebung seiner rührenden Unschuld zu verscheuchen, wogegen Rösselmann es für seine

*) Dem's Herz nicht in die Hand tritt, noch ins Auge, dem vor der innern Bewegung nicht die Hand erbebt und die Augen schwimmen, wie es weiter unten dem Tell wirklich geschieht. Der Ausdruck ist sehr stark. Keller meint, hier wirke Am Bühls Aeußerung Tells nach, beim Schützen „mache eine feste Hand, ein scharfes Aug' alles aus".

**) Die hamburger Handschrift streicht der Kürzung wegen die neun letzten Verse.

***) Hinstehn, mundartlich für „sich hinstellen, hintreten", wie schon bei Logau. Aehnlich wird „sitzen" für „sich setzen" gebraucht.

†) Daß Tell den Vogel im Flug treffe", hat Schiller wohl nicht aus Am Bühl (vgl. S. 251 **), da es eine gangbare Redensart war. Bellermann findet, daß die Worte: „Er wird nicht fehlen auf das Herz des Kindes" aus der natürlichen Ausdrucksweise heraustreten. — Statt Herz erwartet man Haupt, im Sinne „wo es gilt auf das Haupt des Kindes zu schießen". Nach stehendem

Pflicht hält, den Landvogt auf den Richterstuhl Gottes hinzuweisen. Dieser aber, unbekümmert um alle diese Reden, befiehlt herrisch, den Knaben an die Linde im Hintergrunde anzubinden. Doch Walther will weder gebunden sein, noch, wie der mitleidige Stallmeister wünscht, die Augen verbunden haben; er fürchtet sich nicht, da der Vater nicht fehlen könne*), und so drängt er diesen, dem Wütherich (vgl. S. 157**) zum Aerger, zu schießen, der sie verderben wolle und, wie er richtig ahnt, ihm nur darum den Schuß befehle, weil er glaube, er werde ihn nicht wagen. Die rührende Unschuld des dem Tyrannen trotzenden Knaben sieht diesen nicht an. Der schreckliche Hohn des Unmenschen steigert Melchthals Wuth, so daß er losbrechen möchte. Wozu solle ihr Bund dienen, spricht er zu den an der Seite stehenden Landleuten**), wenn sie sich dieser unerhörten Grausamkeit nicht widersetzten? Aber doch muß er Stauffacher Recht geben, daß sie ohne Waffen nichts gegen den „Wald von Lanzen"***) ausrichten können, nur beklagt er jetzt, daß sie den Ausbruch

---

Sprachgebrauche kann „nicht fehlen auf" nur heißen „nicht fehlen beim Schießen auf", wie man sagt „fehlschießen auf": nie steht es für „abirren auf einen andern Punkt". „Auf des Kindes Haupt anlegen, zielen" IV, 1, 42. 3, 23.

*) Bei Am Bühl spricht Tell dem Knaben zu, sich nicht zu fürchten, und mahnt ihn, recht fest zu stehn, den Kopf nicht zu bewegen, worauf dieser erwidert, er fürchte sich nicht und werde den Kopf auch nicht so viel (er macht dabei eine unmerkliche Bewegung) bewegen. Man halte diese bare Prosa gegen des Dichters Ausführung!

**) Hier meint er besonders die anwesenden Mitglieder des Bundes, neben denen aber noch sechs andere Landleute gegenwärtig sind. Besser spräche er dies leise zu Stauffacher.

***) Ein auch in Prosa gangbarer Ausdruck. Schiller wagte im Ring des Polykrates „der Schiffe mastenreicher Wald". — Die jetzige Form der Lanze ist freilich spätern Ursprungs.

bis zu Weihnachten verschoben.*) Geßler aber drängt Tell, endlich ans Werk zu gehn, wobei er seinen Grimm auf die Landleute scharf ausspricht, die sich anmaßten Pfeil und Bogen zu führen, was nur dem Herrn zustehe, wie er den Landleuten nach I, 2 das Recht absprach, Häuser als Eigenthum zu besitzen (vgl. S. 165), der Landenberger ihnen den Besitz von Ochsen wehren wollte. Tell sehe jetzt, wie gefährlich es sei; wollten sie durchaus Pfeil und Bogen tragen, nun, so wolle er ihnen ein Ziel dazu setzen. Hierin gipfelt Geßlers wahnwitziger Uebermuth. Schon in dem etwas dunkeln „auf den Schützen springt der Pfeil zurück" schwebt ihm dasjenige vor, was die beiden letzten Verse besagen.

Da Tell sieht, daß die grausame Wuth des Landvogts sich durch nichts bewegen läßt, spannt er wirklich die Armbrust, legt den Pfeil auf und ruft selbst, man solle die Schußbahn zwischen ihm und der Linde frei machen. Stauffacher entsetzt sich darüber, aber auch Tell zittert und bebt, es schwimmt ihm vor den Augen: er muß die Armbrust senken; denn, den Blick auf seinen Knaben gerichtet, nach dem er zielen soll, schaudern seine Sinne.**) So bittet er denn den Landvogt, ihm den Schuß zu erlassen: lieber wolle er sein Leben lassen, seine Reisigen mögen ihn niederstoßen. Doch mit kaltem Hohn erwidert der heimtückische Gebieter, sein Leben wolle er nicht, nur den

*) Die zweite Rede Melchthals O hätten wirs u. s. w. fehlt in der hamburger Handschrift. Jedenfalls würde der erste Vers genügen. Daß er es denjenigen zur Schuld anrechnet, die den Vorschlag gemacht, könnte nur durch die Aufregung des Schmerzes entschuldigt werden.

**) Neben den Weibern, die Gott im Himmel! bei dem schrecklichen Anblick rufen, nennt die balbergische Handschrift auch Bertha.

Schuß; könne er ja sonst alle andern retten (wobei er auf Baumgartens Rettung anspielt, die ihm zugetragen worden sein muß), jetzt möge er sich selbst helfen.*) Nach fürchterlichem Kampf entschließt Tell sich zum Schusse, da kein Flehen gegen Geßlers Böswilligkeit hilft, der bei seiner Weigerung ihn und den Knaben tödten, ja seine ganze Familie vernichten würde. Aber zugleich fleht er zum Himmel und gelobt sich, sollte er fehlen, mit einem zweiten Pfeil, den er jetzt in seinen Koller**) steckt, den Landvogt zu tödten. Der Knabe selbst ermuthigt ihn von der Linde her, unter welcher er stehn geblieben***), durch seinen kühnen mahnenden Zuruf. Mit dem bittern „Es muß!" steht sein Entschluß fest.

Die Zeit bis zum Schusse wird zweckmäßig durch den Ausbruch von Rudenz ausgefüllt. Tieck bemerkt (Kritische Schriften IV, 268), Tell und sein Kind müsse man hinter den vortretenden Gruppen nicht sehn können. Aber die Gasse bleibt doch offen, und nicht umsonst gibt die szenarische Bemerkung an, wie sich Tell gleich nach dem Schusse geberde, nur wird die Aufmerksamkeit durch den Streit abgelenkt. Mit leidenschaftlicher Entrüstung dringt Rudenz in den Landvogt, die Sache nicht weiter zu treiben: der Prüfung sei genug; zu große Strenge verfehle

*) Hierbei schwebt die Verspottung des Heilands vor bei Lucas 23, 35. 37: „Er hat andern geholfen, er helfe sich selber. — Bist du der Juden König, so hilf dir selber." Aehnlich wird Johanna in der Jungfrau verspottet (V, 11, 55): „Jetzt, Retterin, errettet!"

) Vgl. die Erläuterungen zu Wallenstein S. 222.

***) In der szenarischen Bemerkung bieten die dalbergische und die mannheimer Handschrift irrig „unter der Stange", was erst vor dem Druck geändert wurde. Dagegen blieb es V, 1, 80 unverändert, daß Tells Knabe unter der Stange gestanden, auf welcher der Hut hing. Das ist ein offenbarer Widerspruch,

ihres Zieles.*) Geßler, der bisher alle Zusprache unerwidert gelassen hat, wird durch den Ton von Rudenz bitter verletzt; er gebietet ihm Schweigen, was diesen aber nur reizt, noch entschiedener mit der Sprache herauszurücken. Eine solche grausame Mißhandlung, behauptet er, sei wider des Königs (man erwartet „des Kaisers") Willen, und sein Volk verdiene sie nicht. Unbekümmert um Geßlers wildes Auffahren, erklärt er bei allem, was bisher geschehen, habe er sein darüber empörtes Herz bezwungen**), länger zu schweigen wäre Verrath, nicht weniger an dem Kaiser wie an seinem Vaterlande.***) Vergebens sucht Bertha ihn zu beschwichtigen, wobei sie ihre eigene Gesinnung verräth; leidenschaftlich tritt sie zwischen beide, und mahnt den Geliebten, nicht den offenbar durch Tells Uebertretung seines Gebots in Wuth versetzten Landvogt noch mehr zu reizen. Doch dieser läßt sich auch dadurch nicht abhalten, sein Bedauern auszusprechen, daß er sich bisher an Geßler an-

---

der Bellermann belehren sollte, daß ein solches Vergessen des Frühern selbst während des Dichtens möglich war, wonach denn auch die Annahme, bei einem spätern Zusatze habe der Dichter etwas Widersprechendes eingeführt, keineswegs eine Unmöglichkeit enthält.

*) Sprichwörtlich heißt es: „Wer den Bogen überspannt, der sprengt ihn."

**) Dies stimmt eigentlich nicht zu der frühern Darstellung, ebensowenig zum folgenden, wo er gesteht, daß er bisher geblendet gewesen: aber die Leidenschaft geht zuweilen über die Wahrheit hinaus, indem sie das annimmt, was gerade ihrer gegenwärtigen Stimmung entspricht. Hier haben wir offenbar eine den Thatsachen widersprechende Selbsttäuschung. Ganz anderer Art ist der von Bellermann angeführte Fall Auftritt 2, 109. Dort hieß es, er habe stets sein Vaterland geliebt, das fühle er jetzt, wo ihm das Glück, welches diese dem Herzen gewähre, ganz aufgegangen sei; bisher sei sie nur durch seine Ehrsucht unterdrückt gewesen.

***) Diese Rede von Rudenz läßt die Theaterbearbeitung weg.

geschlossen und die Seinigen verlassen habe, weil er geglaubt, des Kaisers Macht zu befestigen: jetzt erkenne er, daß er, durch ihn verleitet, auf dem besten Wege gewesen, sein Volk zu verderben. Geßler stellt sich ihm als Herr gegenüber, aber dieser wird eben dadurch mit der ganzen Würde seines angeborenen Adels erfüllt; er sei so frei wie der Landvogt geboren, dem er in keiner ritterlichen Tugend nachstehe (daß er als freier Besitzer über dem besitzlosen Landvogt stehe, übergeht er), ja wäre er nicht der Landvogt seines Herrn, des Kaisers*), so würde er ihm für die ihm eben zugefügte Beleidigung im Zweikampf stehn müssen. Geßler, vor Wuth unfähig zu erwidern, blickt grimmig auf seine Reisigen, die durch des Schweizerjunkers entschiedene Erklärung betroffen sind, ja dieser droht, er werde sich nicht, wie das wehrlose Volk, seine Ungebühr gefallen lassen; wer sich ihm nahen sollte, werde sein Schwert fühlen.**)

In diesem Augenblick, während die meisten***) Blicke auf die Szene zwischen Rudenz und Geßler gerichtet sind (Bertha

*) Auch diese Rede wurde in der hamburger Handschrift verkürzt, der Schluß von „Ja winkt nur" an weggelassen.

**) Bellermann vergleicht zu den Worten „Stündet ihr nicht ... schändet", die von Goethes Götz (IV, 1): „Trügst du nicht das Ebenbild des Kaisers, das ich in seinem gesudeltesten Konterfei verehre."

***) In der szenarischen Bemerkung steht alle, was wohl nicht ganz richtig, da wenigstens Stauffacher und Melchthal auf Tells Schuß hinschauen. Auch sonst ist diese szenarische Bemerkung nicht ganz entsprechend. Es wird hier wieder bemerkt, daß Bertha sich zwischen die Streitenden geworfen, was schon mehr als zwanzig Verse früher bemerkt war. Man weiß nicht, wie man sich Berthas Verhalten in der Zwischenzeit denken soll. Es dürfte wohl die frühere szenarische Bemerkung zu streichen sein, so daß erst nach den Worten: „Ich hab' ein Schwert, Und wer mir naht," Bertha sich zwischen beide wirft, sie den frühern mit „O Gott!" beginnenden Vers leise zu Rudenz spricht.

trennt zuletzt Rudenz und Geßler, indem sie aus Furcht vor dem Aeußersten zwischen sie stürzt), hat Tell den Apfel herabgeschossen. Dem nach langem Ziele endlich abgeschnellten Pfeile*) hat er mit weit vorgebogenem Leibe nachgeblickt, und als er sich vom Treffen des Apfels überzeugt hat, ist ihm die Armbrust entsunken. So ist die weiter unten zu spät kommende szenarische Bemerkung zu fassen. Stauffacher verkündet die frohe Botschaft, worüber alle hoch erfreut sind.**) Fürst, von banger Spannung erschöpft, droht niederzusinken; Bertha fängt ihn in ihren Armen auf und verkündet ihm, daß der Knabe

*) Schiller sebst äußerte in einem Briefe vom 24. März 1804 (oben S. 33), man könne bloß sehn, daß Tell den Pfeil abschnelle. Vgl. oben S. 113. Gegen den Vorwurf, es sei bloß Zufall, daß Tell in der gewaltigen Aufregung den Apfel treffe, hat sich Bellermann S. 444—448 erklärt, wie er auch die Behauptung mit Recht zurückgewiesen, Tell habe nach seinem Charakter unmöglich den Schuß wagen dürfen, vielmehr den grausamen Landvogt niederschießen müssen. In diesem Hauptpunkte die Sage abzuändern war ihm nicht gestattet, und er hat ihn so dargestellt, daß er nichts dramatisch Unglaubliches enthält. Wie sich Tell zwischen dem festen Entschlusse und dem Schusse verhalten, hat Schiller nicht angegeben, dies dem Schauspieler überlassen, aber glücklich während dieser Augenblicke die Aufmerksamkeit der Zuschauer von ihm abgelenkt. Während der paar Minuten, in welchen 40 zwischenliegende Verse (nach der Theaterbearbeitung sind es nur 30) gesprochen werden, hat endlich Tells Hand und Blick die alte Festigkeit wieder gewonnen, so daß er mit Sicherheit abdrücken kann. Bellermann meint, Tell dürfe nicht die ganze Zeit wie in Stein gehauen dastehen (was natürlich kein Schauspieler thun wird), sondern die allmähliche Ruhe darzustellen suchen; da so lange zu zielen keine Hand und kein Auge aushalte, greift er zu dem wunderlichen Auskunftsmittel, Tell setze noch einmal oder ein paarmal ab, „zur ruhigen Abwägung des Schusses". Ich möchte glauben, dies werde kein Schütze natürlich finden. Dem Meister im Schusse kann man in diesem Augenblicke, wo das Leben seines Kindes auf dem Spiele steht, das Unmögliche zutrauen.

**) Statt „Viele Stimmen" nennt die dalbergische Handschrift Melchthal, Harras, die beiden Söldner und die drei Weiber.

gerettet ist. Ihre Rede an Fürst soll wohl gleichzeitig mit Geßlers Ausruf fallen. Dieser sieht sich bitter getäuscht; daß Tell den Schuß wagen würde, hatte er selbst für unmöglich gehalten*), und wohl schon gedacht, ihn zur Strafe nach Küßnacht zu lebenslänglicher Gefangenschaft mit sich zu führen. Tell läuft dem mit dem Apfel freudig auf ihn zuspringenden Knaben entgegen und hebt ihn an sein Herz, fällt aber dann wie gebrochen nieder; der übermächtige Kampf hat den starken Mann erschöpft. Alle sind von Rührung ergriffen. Bertha drückt ihren Dank gegen den Himmel, Fürst seine unaussprechliche Freude über die Rettung von Schwiegersohn und Enkel aus; Stauffacher ist froh, daß die Sache so glücklich geendet.**) Von der andern Seite wird das Meisterhafte des Schusses hervorgehoben: Leuthold meint, dieses Schusses werde man immerfort gedenken; der Stallmeister preist den Schützen, dessen Name ewig unvergessen bleiben werde.***) Auch Geßler, dem der Stallmeister den vom Boden aufgehobenen Apfel reicht, muß gestehn, daß es ein Meisterschuß sei, da der Apfel gerade in der Mitte durchschossen sei. Der Pfarrer aber ist kühn genug, Wehe über den zu rufen, der den Tell zu einem solchen Schusse gezwungen habe; denn geheim kann er doch diese etwas über-

*) Das in der szenarischen Bemerkung stehende *erstaunt* fehlt in der balbergischen Handschrift.

**) In derselben Handschrift wird seine Rede auch den drei Weibern zugetheilt, die nicht gut stumm bleiben können.

***) „So lang die Berge stehn auf ihrem Grunde." Scheuchzer bemerkt: „Die alte Redensart der bündnerischen Nation: „*So lang Grund und Grath staht*, ist gewiß vernünftiger als das Wort *ewig*, dessen man sich sonsten bedient." Hier gebraucht den sprichwörtlichen schweizer Ausdruck der den Einheimischen nicht feindliche Stallmeister.

kühnen Worte nicht sprechen sollen. Rösselmann erscheint hier überhaupt am entschiedensten. Melchthal ist verstummt vor Grimm, den er nicht auslassen kann.

Nachdem Tell wieder zu sich gekommen, fordert Stauffacher ihn auf, sich zu erheben und nach Hause zu gehn. Auch der Geistliche bittet ihn, mit dem geretteten Knaben zur Gattin zurückzukehren. Die Freunde wollen ihn eben wegführen*), als Geßler ihn noch einmal anruft, da er ihn etwas zu fragen habe. Das folgende bis zu Tells Bindung ist ganz nach Tschudi (S. 64 ff.). Tell wird durch Geßlers unerwartete Frage in Verlegenheit gesetzt, so daß er nach einer Ausrede sucht, da die Wahrheit den stolzen Landvogt wider ihn erbittern müsse; die Ausrede ist keine Lüge, und auf eine Gewissensfrage braucht er dem Herrn nicht zu seinem eigenen Schaden Rede zu stehn.**) Bloß das Herausziehen des Pfeils aus dem Koller und den furchtbaren Blick that Schiller zu wirksamer Belebung hinzu. Die Zusicherung seines Lebens, die er gutmüthig für das Versprechen völliger Straflosigkeit hält, macht Tell so kühn, daß er den tiefen Groll seiner Seele, gleichsam um sich für alle erlittene Qual an dem Wütherich zu rächen, unvorsichtig verräth.***) Geßler verurtheilt ihn dafür zu ewigem Gefängniß, und läßt ihn binden. Tell versucht nicht sich zu widersetzen. Der entsetzliche Mißbrauch der Gewalt läßt seinen Mund verstummen. Stauf-

*) Zu der szenarischen Bemerkung fügt die dalbergische Handschrift passend hinzu: „Die drei Weiber nehmen den Knaben in ihre Mitte."

**) Die Ausflucht ist keineswegs ein Rückfall Tells in das Gefühl der Unterthänigkeit, wie Bellermann S. 450 sich die Sache zurechtlegt.

***) Man hat es auffallend gefunden, daß Schiller seinen Tell so einfältig, wie er es bei Tschudi thut, die Wahrheit gestehn läßt, während er doch auf dem Schiffe Geßler sein Wort bricht. Hier durfte der Dichter die Sage nicht ändern, aber

fachers Berufung auf den sichtbaren Schutz des Himmels*) fertigt Geßler höhnisch ab, und gibt den Reisigen den Befehl, den Gefesselten in sein Schiff**) zu bringen, da er mit ihm nach Küßnacht fahren will.***) Rösselmann hält ihm entgegen, daß er dies nicht dürfe, da Küßnacht österreichisch sei und es nach ihren Freiheitsbriefen†) auch dem Kaiser selbst nicht zustehe, jemand außerhalb des Landes zu führen.††) Hierbei lag

---

eine Aenderung war auch unnöthig. Tell konnte nicht denken, daß Geßler, der ihm das Leben zugesichert hatte, auf andere niederträchtige Weise sich an ihm rächen werde. Dem einfachen Manne, dem Treue die Seele des Lebens war, schien diese ihm gelegte Falle Treubruch. Von da an betrachtet er den Landvogt als rechtlos, so daß er gegen ihn, der durch schnöde List ihn gefangen hatte, weder zur Treue noch zur menschlichen Schonung verpflichtet sei, er durch List ihm zu entkommen, ihn wie ein wildes Thier niederzuschießen sich berechtigt glaubt.

*) Bei Müller heißt es von Tell: „Nach der That übernahm den Mann das Gefühl, daß Gott mit ihm sei."

**) Das Schiff, das er auf dem See für sich hält, wird IV, 1 als Herrenschiff bezeichnet. Bei Tschudi steht ein Schiff. Etterlin braucht Naue. Vgl. S. 150.

***) Wenn Geßler sagt: „Man bring' ihn auf mein Schiff. Ich folge nach sogleich", so darf man nicht mit Bellermann S. 498 bei sogleich an eine Zwischenzeit denken, in welcher er einigen Männern den Auftrag geben wolle, Bertha, sobald sie allein sei, gefangen zu nehmen. Geßler geht zunächst mit Bertha und Rudenz auf seine Burg und von da zu seinem Schiffe, wohin mittlerweile Tell gebracht sein wird. Bertha wird auf ihr Schloß gegangen, von dort nach Sarnen entführt worden sein, wobei der Bube Diethelm nach V, 1 mit im Spiele war. Vgl. S. 120 f. Daß die Sache nirgends deutlich erzählt wird, ist jedenfalls ein Fehler.

†) Der Freiheitsbrief Friedrichs II. wurde von seinen Nachfolgern bestätigt. Rudolf wird von Schiller meist Kaiser genannt, obgleich er in Rom nicht gekrönt, daher eigentlich nur deutscher König war. Vgl. die Erläuter. zu den lyrischen Gedichten Heft 41. 42 S. 225.

††) In den Handschriften sagt Rösselmann: „Ihr wollt ihn außer Lands

Müllers Bemerkung zu Grunde, Geßler habe den Tell über den See geführt, „mit Verletzung der Freiheit, welche die ausländischen Gefangenschaften verbot“. Bei Tschudi heißt es gleich am Anfange von den Landvögten, sie hätten sehr brave Landleute geringer Ursachen wegen gefangen aus den Waldstätten nach der Veste zu Küßnacht oder nach Luzern und Zug in das herzogliche Gebiet gebracht, was von Alters her von keinem Könige erhört worden sei. Geßler aber hat ganz Recht, daß Kaiser Albrecht diese Freiheitsbriefe nicht bestätigt hat, wozu er in seinem Sinne hinzufügt, diese Gunst müsse erst durch Gehorsam erworben werden, allgesammt seien sie Rebellen, ja er droht nach Tyrannenart, es allen zu machen wie diesem Tell, wenn sie ihren bösen Willen verrathen sollten. Vielleicht schwebte Schiller dabei Müllers Bemerkung vor, Tell habe durch die voreilige Aeußerung seiner Denkungsart den Vogt bewogen, sich seiner zu versichern. Rudenz, der verstummt ist, da seine ganze Seele vom Gedanken der Befreiung seines Volkes erfüllt wird, folgt mit Bertha stillschweigend dem sofort sich entfernenden Landvogt.*) Wohl kann es auffallen, daß beide gar nicht an

---

gefangen führen?“ worauf die Landleute die beiden Verse sprechen, die schon im ersten Druck Rösselmann gegeben sind. Aber Vollmer hat mit Recht bemerkt, dies sei offenbar nur ein Versehen des Druckes, dadurch veranlaßt, daß der letzte Vers Geßlers und der erste Rösselmanns auf dasselbe Wort führen ausgehn. Höchst unwahrscheinlich ist es, daß Schiller den Vers gestrichen habe.

*) In der hamburger Handschrift hat die szenarische Bemerkung des Druckes „Er entfernt sich . . . zurück“ folgende Fassung: „(Indem er abgeht, ergreift er die Hand der Bertha und führt sie mit sich. Rudenz will ihr folgen, die Weiber werfen sich in den Weg. Weiber. „O rettet ihn, Herr Freiherr! Rettet ihn!“ Rudenz reißt sich los und folgt der Bertha.“ Das ist freilich theatralisch wirksam, besonders wenn Rudenz durch Mienen seine starke Bewegung zu erkennen

die Gefährdung ihrer eigenen Sicherheit denken, aber der Dichter bedurfte dieser Sorglosigkeit und im Augenblick, wo Tell unsere ganze gerührte Theilnahme auf sich zieht, denkt man an diese Unwahrscheinlichkeit eben nicht.

Die Landleute haben jetzt alle Hoffnung verloren.*) Fürst sieht in bitterstem Schmerze sein ganzes Haus rettungslos verloren. Auch Stauffacher gibt alle Aussicht auf Befreiung so ganz auf, daß er in seiner Verzweiflung dem Tell den Vorwurf nicht erspart, er habe den Zorn des Landvogts gegen ihr Land erregt, wogegen dieser sich mit Geßlers unerträglicher Gewaltthat so genügend entschuldigen kann, daß jener ihm seine volle Ehre durch das Geständniß wiedergibt, in ihm hätten sie ihre stärkste Stütze verloren, was die den Tell umringenden Landleute laut bekennen.**) Melchthal ist durch den Triumph der

---

gibt. In der dalbergischen Handschrift steht die szenarische Bemerkung: „Geßler (so liest sie statt er) entfernt sich . . . bleiben zurück" erst nach Fürsts folgender Rede.

) Auf dem S. 109 erwähnten Blatte findet sich unmittelbar nach der dort angeführten Bemerkung: „Jünglinge wollen den Tell gewaltsam befreien. Die Alten verhindern es und entdecken ihnen die Verschwörung", die sich nur auf die wirkliche Gefangennahme zur Abführung nach Küßnacht beziehen kann. Hier scheint Am Bühls Darstellung zu Grunde zu liegen, bei dem die Bauern beschließen, den auf der Burg gefangen gehaltenen Tell mit Gewalt zu befreien, erst durch Fürsts Versprechen beruhigt werden, der Landammann solle auf die Burg gehn und im Namen des Volks die Befreiung des Tell verlangen. Später glaubte Schiller den Aufzug wirksamer durch die allgemeine Muthlosigkeit der Landleute schließen zu können, wodurch Tell um so glänzender erscheine. Vielleicht schien es ihm auch bedenklich, daß schon hier allen Landleuten Kunde vom Rütlibunde gegeben würde.

**) Die dalbergische Handschrift theilt nach der „historisch-kritischen" Ausgabe die Klage der Landleute auch den Weibern zu.

Tyrannei wie vernichtet. Gern hätte man von ihm wenigstens ein Wort vernommen. Diese allgemeine kopflose Verzweiflung steht in schärfstem Widerspruche mit den beiden ersten Aufzügen, in welchen auf Tell gar nicht gerechnet war. Wo ist der Schwur auf dem Rütli geblieben? Der Ausbruch der Verschwörung konnte durch Tells Gefangennehmung und Geßlers Drohung durchaus nicht gehindert, mußte vielmehr beschleunigt werden. Die Helden auf dem Rütli erscheinen hier im ärmlichsten Lichte: aber der Dichter, welcher seit dem Anfange des dritten Aktes Tell nebst Rudenz in den Vordergrund gerückt, rechnet darauf, daß man den Rütlibund hier nicht mehr lebhaft im Sinne habe, doch die künstlerische Einheit des Schauspiels wird dadurch empfindlich gesprengt. Selbst Leuthold, der Tell zum Aufbruch mahnen muß, drückt ihm seine Theilnahme aus.*) Walther schmiegt sich in heftigstem Schmerze an den Vater, der ihm entrissen wird. Tell kann ihn nur an Gott verweisen.**) Auch der Gattin, an welche Stauffacher ihn erinnert (ihr Vater Fürst ist von Schmerz wie zerschlagen), kann er kein Wort des Trostes senden, nur seinen durch Gottes Hülfe geretteten Knaben. Sein schließendes Wort, Gott werde ihm helfen, spricht

*) Leutholds Wort, ja selbst daß dieser sich Tell nähert, übergeht die hamburger Handschrift. Nach Tells „Lebt wohl" hat die dalbergische Handschrift noch: „(die drei Weiber geben Zeichen des heftigsten Schmerzens)".

**) In der szenarischen Bemerkung hat die dalbergische Handschrift „hebt die gebundenen Arme zum Himmel", wozu es nicht stimmt, wenn es vor Tells letzten Worten heißt: „den Knaben in seinen Armen erhebend" (im Drucke „hebt den Knaben mit Inbrunst an seine Brust"), was die hamburger Handschrift wegläßt, da Tell gebunden ist. Die letzte szenarische Bemerkung wäre wohl zu streichen oder zu ändern, in der andern etwa die Augen zu setzen.

seine völlige Hoffnungslosigkeit, aber auch die Ergebenheit in Gottes Willen aus.

Vierter Aufzug.

Tell, auf wunderbare Weise befreit, erschießt den Landvogt, dessen Söldner fliehen, ja selbst die Leiche im Stiche lassen. Rudenz, dessen Geliebte der Landvogt geraubt hat, eilt von der Leiche des Oheims mit Melchthal zur Zerstörung der Schlösser in Unterwalden. Die Rudenzszene bildet die Mitte. Zwischen dem dritten und vierten Aufzuge liegen höchstens einige Stunden. Ursprünglich sollten sich die beiden ersten Auftritte in umgekehrter Ordnung folgen. Vgl. 15.

Erste Szene. Am östlichen Ufer des stürmisch bewegten Sees bei Brunnen oder nach 23 bei einem nahe gelegenen Dorfe (Sisikon?)*) treffen wir Ruodi (vgl. S. 116 f.), dem ein Fischer von Gersau eben Kunde von Tells Unglück gibt.**) Sie sehen, wie der Sturm das Schiff des Landvogts in Gefahr bringt. Tell erscheint und läßt sich, nachdem er seine durch den Sturm ermöglichte Rettung erzählt hat, den nächsten Weg nach Küßnacht zeigen, auch der Gattin durch Ruodi die Kunde von seiner Befreiung nebst dem Versprechen baldiger weiterer Nachricht bringen.

Ruodi geräth in Verzweiflung über die Kunde von Tells Gefangenschaft, an dem die Sache der Freiheit den bravsten

*) In der szenarischen Bemerkung fehlten ursprünglich die Bestimmung östlichen und der Satz Die seltsam ... Prospekt.

**) Kunz (schweizerisch heißt der Name Kuoni) ist eine spätere Zudichtung; seine Reden waren früher Jenni zugetheilt. Statt V. 9 f. stand „der eben jetzt gewaltig sich erhoben", die vierte Rede von Kunz (22—24) fehlte.

Arm verloren habe; denn der Landvogt werde dafür sorgen, daß er nicht mehr ans Tageslicht komme.*) Auch daß letzterer sich eben habe einschiffen wollen, berichtet Kunz, der aber zweifelt, ob der drohende Sturm, der ihn selbst genöthigt, hier zu landen, nicht seine Abfahrt verzögert habe. Ein zweiter empfindlicher Schlag ist für Ruodi die Nachricht, daß Attinghausen im Sterben liegt**), der allein noch wagen durfte, für das Volk zu sprechen, was freilich sonst nicht hervortritt, da es früher von ihm nur hieß, er liebe das Volk und ehre die alten Sitten, und Stauffacher wolle sich mit ihm berathen, was freilich unterblieb. Dagegen vertritt dieser bei Am Bühl wirklich das Volk, fordert in dessen Namen Geßlers Befreiung. Seine volle Verzweiflung spricht Ruodi, welchen der Dichter hier, abweichend von I, 1, als einen außerordentlich leidenschaftlichen Mann darstellt***), gleich nach dem Abgange von Kunz aus†), besonders als sein Knabe

*) Die hamburger Handschrift läßt V. 12—18 weg.

**) Schiller braucht abweichend am Tode liegen. Man sagt wohl auf den Tod liegen von tödtlicher Erkrankung.

***) In der Rütliszene tritt er jetzt nie als Sprecher auf, wie es früher zweimal der Fall war. Vgl. S. 214†. 221*.

†) Beachteten die Erklärer den Zusammenhang, so hätte man nie zweifeln können, daß in den Worten: „Der Mund der Wahrheit Ist stumm, das seh'nde Auge ist geblendet, Der Arm, der retten sollte, ist gefesselt!", außer Tells Gefangenschaft nur der vom Fischer in seiner Leidenschaftlichkeit schon angenommene Tod Attinghausens (V. 25) gemeint sein könne, nicht noch ein dritter Unfall. Wie ungeschickt es war unter der Blendung des scheuen Auges die Gewaltthat an Melchthals Vater zu verstehn, haben Riehemann und Bellermann eingesehen, aber meine einzig mögliche Deutung, daß auch das sehende Auge auf Attinghausen gehe, wegen geblendet verworfen, das offenbar im Sinne von blind steht. Der Mund, der Wahrheit gesprochen, ist verstummt, das Auge, das so klar die Dinge sah, erblindet, vom Tode geblendet. Attinghausens Einsicht und Frei-

(Jenni) ihn auffordert, wegen des Hagelwetters in die Hütte zu treten.*) Man hat längst bemerkt, daß bei dem folgenden Ausbruche wilder Verzweiflung: „Raset, ihr Winde u. s. w.", der ähnliche in Shakespeares Lear II, 3 vorschwebt, wo der über die Unnatürlichkeit seiner Töchter entsetzte König im Gewitter auf der Haide auftritt.**) Daß Bären und Wölfe einst im Lande gehaust, nahm Schiller aus Müller oder Stumpff. Vgl. oben S. 216.***) Der Knabe deutet ängstlich auf den immer stärker tobenden Sturm, der noch nie so arg in diesem Schlunde (der Tiefe des Sees) gerast habe, den er eben als Abgrund bezeichnet hat.†) Bei so unnatürlicher Gewaltthat müsse die Natur sich wohl empören, meint Ruodi, und nicht zu ver-

muth, stets die reine die Wahrheit zu sagen, treten sehr schön neben Tells Thatkraft (seinem Arm) hervor. Bellermann hat sich durch Riehmann verleiten lassen dem Zusammenhang zuwider beim geblendeten sehenden Auge an Rudenz zu denken, den freilich Attinghausen einmal als verblendet bezeichnet: aber nichts kann Ruodi ferner liegen als hier des jungen Erben zu gedenken, der längst von Oesterreich gewonnen ist. Bellermann beruft sich auf das Wort von Rudenz, er habe sein sehend Auge geschlossen (sei mit offnen Augen blind gewesen)! Das sehende Auge steht hier in ganz anderm, bedeutenderm Sinne. — Ruodis Rede fehlt in der hamburger Handschrift.

*) Die Rede des Knaben begann früher, ähnlich der jetzigen letzten von Kunz: „Der Sturm nimmt überhand, kommt in die Hütte." — Kommlich (behaglich, bequem), wie englisch comely, ein Schweizerausdruck, dessen Einführung ins Hochdeutsche schon längst Meiners in den Briefen aus der Schweiz empfohlen hatte. Schiller fand ihn auch bei Müller. — Hausen, weilen, wie im Ring des Polykrates 92.

**) Die ganze Stelle mit den folgenden Versen des Knaben fehlt in der hamburger Handschrift. — Brüllen vom Wirbel nahm Schiller aus Scheuchzer.

***) Der großen Wüste, da im Lande noch keine Spur von Anbau war.

†) Nach Müller: „Mächtig rauschte der Abgrund", mit der Anmerkung, beim Arxenberge sei der See 600 Fuß tief.

wundern wäre ihre völlige Umkehr, wenn alle Felsen von ihren Höhen (Kulmen) herab sich in den See hinabbückten, die Eisberge von ihren höchsten Spitzen herabschmölzen*), die Berge mit ihren Höhen einstürzten, die Wasser wieder, wie bei der Sündflut, statt in dem See gesammelt zu bleiben, sich ergössen.

Da hört man oben auf dem Berge läuten als Zeichen, daß ein Schiff auf dem See in höchster Gefahr schwebe, für das man beten möge (53 f.). Dies Zeichen ist eine Erdichtung Schillers. Eher könnte man an ein Nothsignal denken. Ruodi sieht im Geiste das Fahrzeug schon rettungslos verloren, wobei er den wilden Sturm und den Mangel jedes Anlandungsplatzes in den stärksten Ausdrücken schildert.**) Jetzt erblickt der Knabe, der auf die Höhe gestiegen ist, ein von Flüelen kommendes Schiff. Der Fischer verzweifelt an der Rettung, da der Sturm, wenn er in dieser wilden Wasserkluft (vgl. 40 f.) sich erhebe, wie rasend ohne Aufhören wüthe, gleich dem Raubthier, das wüthend die Eisenstäbe seines Käfigs zerreißen möchte.***) Von Antheil ergriffen, besteigt Ruodi selbst die

*) Als Eisesthürme bezeichnet er die Eisberge, deren Spitzen (Zacken, Kulme) nie schmelzen. I, 4 spricht Melchthal vom „Eispalast des Schreckhorns" und von der oben seit Ewigkeit verschleiert sitzenden Jungfrau. — Die vier Verse „Wenn sich die Felsen ... niederschmelzen" fehlen in der hamburger Handschrift.

**) Handlos (62), ohne ihm eine Hand zu bieten, woran er sie fassen könnte, ein höchst gewagter Ausdruck. — Unwirthlich (63) fanden wir schon oben. Vgl. S. 210*. — Scheuchzer sagt, auf der östlichen Seite des Sees könne man an wenigen Orten landen, zwischen Flüelen und Brunnen nur an der Tellsplatte. — Den Schluß der Rede Ruodis von „Da ist nah und fern" an ließ die hamburger Handschrift weg.

***) Bei Scheuchzer heißt es: „Das in Wuth gebrachte Wasser kann sich nirgends als an den steilen Felswänden entkräften. Weil aber der See nicht

Anhöhe, auf welcher der Knabe eben das Schiff des Landvogts*) auf dem See sieht, das er an dem rothen Dach und der ebenfalls rothen Fahne erkennt; denn Roth ist habsburgische Farbe. Als er das Schiff bemerkt, geräth er in leidenschaftliche Freude, daß Gottes Gericht den Frevler ereilt habe**), und so fordert er den andächtig betenden Knaben auf, nur ja nicht für dieses zu flehn. In seiner Heftigkeit vergißt er, daß auch Tell sich darauf befindet. Nach des Knaben Antwort, er bete für diesen, schmäht er, der eben noch in diesem Sturme Gottes Gericht erkannt hatte, auf die Unvernunft des blinden Elements, das den Schuldigen mit dem Unschuldigen verderbe; er ahnt nicht, daß Gott einen von ihnen retten könne.***) Bei des Knaben Bericht, wie das Schiff vom Sturme zum großen Axenberg zurückgeworfen wird, schwebt eine Stelle Scheuchzers vor, der dem Burggisgrat gegenüber „eine rauhe, wilde Felswand, Teufelsmünster genannt", und unterhalb des Burggisgrats, nach Flüelen zu, den „Groß-Axenberg, eine rauhe Felsenwand, deren Lager ohne gewisse Ordnung in den See hinunter

---

allzubreit, so schlagen seine Wellen mit verdoppelten Kräften von einer Felswand zur andern." Es liegt die Vorstellung zu Grunde, der Sturm wolle heraus, wie bei Vergil aus der Höhle des Aeolus. — Das Raubthier (68). Vgl. Schillers Spaziergang 167 und Horaz A. P. 473. 4. — Die vier letzten Verse, die das Bild ausführen, fehlen in der hamburger Handschrift.

*) Das Herrenschiff von Uri (75). Herrenschiff ist wohl ein Schiller eigenthümlicher Ausdruck, nach Herrenburg (II, 1, 19), Herrengarten, Herrenhaus, Herrenwasser u. a. gebildet, zur Bezeichnung des der Herrschaft gehörenden Schiffes. Vgl. S. 265**. Das Wort fehlt bei Grimm.

**) Kennt (81), erkennt durch die Noth. — Statt geben nicht (82) muß es wohl geben nichts heißen. Späterer Druckfehler war gehen.

***) Die drei Verse des Fischers fehlen in der hamburger Handschrift.

sich versenken", erwähnt. Der Fischer fürchtet, daß sie dort am gefährlichen Hackmesser scheitern (brechen) werden, eine Furcht, die sich dem um Tell besorgten Zuschauer mittheilt.*) Das Hackmesser fand Schiller auf der zur Erläuterung von Scheuchzer beigegebenen Karte am Fuße des Groß-Axenberg bezeichnet. Auch Fluh und gähstotzig nahm er aus Scheuchzer, der bemerkt: „Das Wort Flü, Flüh, Flühe, Flüy, Flüey, Flu bedeutet nicht allein steilhohe, oder gähstotzige Felswände, sondern auch andere gähe, meistens von Bäumen und Gras entblößte Oerther."**) Doch bald sieht der Fischer, daß das Schiff von einem guten Steuermann glücklich vorwärts gebracht wird; am besten, meint er, würde hier Tell helfen können, wodurch die Ahnung erregt wird, man habe in der Noth seine Hülfe in Anspruch genommen.

Da tritt dieser selbst, der an einer Platte des großen Axenberges***) ans Land gesprungen war, seine Armbrust tragend, in heftigster Bewegung auf. Sofort wirft er sich auf die Erde und faßt den wiedergewonnenen festen Boden mit den Händen, die er erhebt und frei gegen den Himmel ausbreitet.†) Bei

*) Auch den Vers „Der von dem Teufelsmünster widerprallt" läßt die hamburger Handschrift weg.

**) Gäh nach früherer Schreibung. — Stotzig heißt in der Schweiz abschüssig; statt gähstotzig braucht Scheuchzer einmal als gleichbedeutend senkelrecht aufsteigend. Den Druckfehler des Theaters gähstrotzig hatte Körner beibehalten. Freilich hätte der dunkle mundartliche Ausdruck vermieden werden sollen.

***) Aus Fäsi hatte Schiller sich angemerkt: „Tels Blatten oder Tells Sprung. Das Felsenstück hängt an der Seite des großen Axenbergs, eine starke Stunde unter Flüelen. Die ganze Ebene der Blatte hält 18 quadrat Schuh. Hinter der Blatten steigt der Axenberg hoch in die Wolken."

†) Dies steht bloß in der szenarischen Bemerkung, der Fischer erwähnt es

Homer küßt Odysseus den heimischen Boden und fleht zu den Nymphen. Daß der Knabe und der Fischer nacheinander von der Höhe herabsteigen, hätte eine szenarische Bemerkung bezeichnen sollen. Jener, der den Tell zuerst gesehen, erkennt, nachdem er „vorwärts“ (auf ihn zu) gegangen, wer es ist; zu freudigster Ueberraschung entdeckt dies auch der gleichfalls sich nähernde Fischer. Bei der folgenden dramatisch geschickt belebten Erzählung ist Tschudis Bericht größtentheils wörtlich, aber nicht ohne einzelne Mißverständnisse, benutzt. Vgl. S. 66 f.*) Daß sich Tell, trotz seiner dringenden Eile, dazu hergibt, ausführlich seine Geschichte zu erzählen, muß man dem Zwecke des Dichters zu Gute halten, und bei der großen Spannung und Tells belebter Erzählung wird es niemand stören. Unnöthig aber scheint es, wenn der Tells Rettung als ein Wunder anstaunende Fischer**) ihn auffordert, für seine Sicherheit zu zu sorgen, wodurch Tell zum Berichte veranlaßt wird, Geßler wolle über Brunnen und Schwyz nach Küßnacht. Dies ist ja der gewöhnliche Weg nach Küßnacht, und der Fischer weiß von Kunz, daß der Landvogt ihn dorthin führen wolle. Die Frage, ob Geßler zu Land nach Küßnacht wolle, ist nicht als eigent-

---

nicht, auch der Knabe nur das erstere. An ein Ausbreiten der Hände zum Gebet ist kaum zu denken; Tell erfreut sich der wiedererlangten Freiheit.

*) Herfürbrach aus des Gotthards Schlünden, nach Müller: „Brach aus den Schlünden des Gotthard der Föhn mit seiner eigenthümlichen Gewalt los.“ Die biblische Form herfürbrechen, die freilich auch Wieland sich gestattet, dürfte kaum zu billigen sein. Luther hat meist erfürbrechen, wie Hiob 28, 4: „Es bricht ein solcher Bach erfür.“ — Abzureichen, mit den Händen zu erreichen. — Das Flehen zu Gott ist Schillers glücklicher Zusatz.

**) 173. Statt der Herr schloß der Vers früher mit dem nicht so leicht an das folgende „An euch gethan“ sich anschließenden der Himmel.

liche Frage zu fassen, sondern bildet nur den Uebergang zur Mahnung, er möge sich eilig auf den Weg machen. Er will auf dem nächsten Weg nach Arth und Küßnacht; der Fischer läßt ihm durch den Knaben den über Lowerz zeigen, der auch wenig begangen sei. Tell hätte unmittelbar nach der Erzählung hastig nach dem nächsten Wege fragen sollen. Schon hat er dankend Abschied genommen, als er zurückkommt*) und dem Fischer den Auftrag gibt, seiner Gattin Kunde von ihm zu bringen**), nachdem er sich unnöthig seiner durch die Gewißheit, daß er auf dem Rütli mitgewesen, versichert hat. Tell wird hier an den Rütlibund gleichsam angerückt, dessen Theilnehmer er auffordern läßt, wacker und guten Muthes zu sein. Dadurch ist unzweckmäßig die Ansicht nahe gelegt, Tell wolle seinen Anschlag gegen Geßler auch mit Rücksicht auf die Befreiung der Waldstätte ausführen, wozu sich der Dichter eben nur durch den Wunsch verleiten ließ, eine Verbindung zwischen Tell und dem Bunde anzudeuten. Viel besser gäbe Tell einfach Ruodi den Auftrag, durch die Kunde von seiner Rettung und seinem ungebrochenen Muthe die Gattin zu beruhigen. Durch das schließende „Bald werden sie ein Weitres von mir hören" läßt er Ruodi ahnen, daß er auf einen Anschlag sinne, doch lehnt er die nähere Frage des Neugierigen ernst mit der Bemerkung ab, er werde die Sache hören, wenn sie gelungen sei, wodurch die Erwartung des Zuschauers gesteigert wird. Für Tells Charakter hätte es sich wohl besser geziemt, wenn er keine An-

*) Daß er erst geht, dann wieder umkehrt, ist ein für den Druck gemachter Zusatz.

**) Thut mir die Lieb' an. Man sagt gewöhnlich die Liebe thun oder erzeigen; anthun steht meist von Schlimmem, doch auch bei Ehre.

deutung gegeben, daß er etwas im Sinne habe. Ruodi wünscht ihm nach seiner Entfernung des Himmels Segen; er zweifelt nicht, daß er sein Vorhaben ausführen werde.*)

Zweite Szene. Attinghausen stirbt, nachdem er die Kunde vom Bunde auf dem Rütli und von der Bekehrung seines Neffen erhalten hat, nach begeisterter Verkündigung der künftigen Macht und Freiheit des Schweizerbundes. Rudenz eilt von der Leiche des Oheims mit Melchthal zur Zerstörung der Burgen, um die ihm geraubte Geliebte zu befreien.

Fürst, Stauffacher und Melchthal haben nach Tells Abführung sich zu dem sterbenden Altlandammann begeben, auch Baumgarten, den wir beim Apfelschusse auffallender Weise nicht fanden. Fürst glaubt, Attinghausen sei bereits gestorben**), aber Stauffacher bemerkt, daß die Flaumfeder, die man, um das Wiederkehren des Athems zu beobachten, ihm, wie Sachkundige, bei Sterbenden pflegen, auf die Lippe gelegt hat, sich eben rege.***)

---

*) Daß Ruodi nach Tells Abgang dem Knaben aufträgt, ihm den Weg zu zeigen, fällt auf. Die szenarische Bemerkung „Geht ab" sollte erst am Schlusse stehn in der Fassung: „Tell geht mit dem Knaben ab."

**) Die Worte „Seht . . . regt sich" fehlen noch in der dalbergischen Handschrift.

***) Die dalbergische und die mannheimer Handschrift haben hier vor der im Saale Attinghausens spielenden eine kurze Szene im Vorzimmer, die Schiller rasch eingeschoben zu haben scheint; in der hamburger und im Druck fehlt dieser wunderliche Versuch, Hedwigs Ankunft zu begründen. Er lautet: „Hedwig tritt hastig herein. Baumgarten folgt ihr. Baumgarten (will sie zurückhalten). O Frau, was sucht ihr hier im Haus des Todes? | Ihr könnt ihn jetzt nicht sehen. Bleibt zurück! | Hedwig. Wer darf mirs wehren? Laßt mich! (will eindringen.) Baumgarten. Ich ruf' ihn. Wartet hier! (geht.) Hedwig (dringt nach). Ich kann nicht warten. (ab.)" Statt der szenarischen Bemerkung nach 2, 4: „Baumgarten geht an die Thüre und spricht mit jemand", heißt es

In diesem Augenblick meldet sich Tells Gattin, um ihren Vater und den geretteten Knaben zu sehn.*) Vgl. oben S. 119 f. Die Freude des Wiedersehens von Mutter und Kind ist lebendig geschildert. Hedwigs unendliche Liebe kann es gar nicht begreifen, wie der Vater trotz allen Drängens nach seinem Kinde zu schießen vermocht hat: ist der Knabe auch gerettet, die Vorstellung, daß über ihrem Kinde einst ein so schrecklicher Tod von Vatershand geschwebt, wird, so alt sie werden mag, ihr nie aus dem Sinne kommen. In bitterer Klage ergeht sie sich über die Roheit der Männer, die, wo ihr Stolz beleidigt sei, nichts schrecke, die Kind und Weib aufs Spiel zu setzen**) sich nicht scheuten. Bild und eigentlicher Ausdruck haben sich hier merkwürdig verschlungen. Bei dieser Klage wird vorausgesetzt, daß niemand ihr mitgetheilt, Geßler habe gedroht, wenn er den Schuß nicht thue, den Knaben mit ihm zu tödten; auch Fürst sagt es ihr jetzt nicht, was doch auffällt. Als Baumgarten Hedwig Mangel an Gefühl für ihres Gatten Leiden Schuld gibt, wirft sie diesem vor, daß er nichts zur Rettung ihres Tell gethan, der doch für ihn sein Leben in die Schanze geschlagen, wobei sie die falsche Voraussetzung macht, er sei beim Apfelschusse zugegen gewesen. Fürst weist diese Anklage, die alle dabei Anwesenden treffen würde, mit der schlagenden Bemerkung zurück, die unbewaffnete Minderzahl hätte gegen Geßlers Macht nichts auszurichten vermocht. Jetzt erst ist Hedwigs

hier: „Baumgarten tritt herein", und vor Baumgartens folgender Rede fehlt „(kommt zurück.)".

*) 1. Hinüber, im Jenseits, statt des gewöhnlichen hin oder hingegangen.

**) 28. Setzen, gangbarer Ausdruck vom Einsatz beim Spiel.

leidenschaftliche Erregung über die Unmenschlichkeit des Schusses beruhigt, worauf denn ihr voller Schmerz über den Verlust des ihnen allen Unersetzlichen und die bittere Noth des an Freiheit gewöhnten, im öden Burgverlies hinschmachtenden geliebten Mannes sich in rührendem Jammer ergießt.*) Vergebens sucht Stauffacher sie durch das Versprechen zu beruhigen, sie wollten alles thun, seinen Kerker aufzuschließen; mit ihm scheint ihr jede Hülfe der Bedrängten auf immer verloren.**)

Jetzt erholt sich Attinghausen wieder von seiner Betäubung. Seine erste Frage ist nach Rudenz, den er noch einmal vor seinem Ende sprechen möchte. Man hat bereits nach ihm geschickt; wo man ihn aufgesucht, wird nicht gesagt, und wäre schwer zu sagen gewesen. Ueber die dramatische Lücke in der Geschichte des Rudenz vgl. S. 120 f. Fürst sucht ihn durch die Erinnerung zu trösten, daß Rudenz für die Sache des Volkes gewonnen sei; dieses mit der ganzen Geschichte Tells bis zu dessen Verhaftung muß Attinghausen schon früher gehört haben (weiter unten erwähnt er des Apfelschusses), es drängt ihn aber, seine glückliche Umkehr von ihm selbst zu vernehmen. An Fürsts Bemerkung, er habe sein Herz gefunden***), gehöre jetzt ihnen an, knüpft er die Frage, ob er wirklich für sein

*) 54 f. Die Alpenrose, die schönste Zierde der Alpen, kommt nur auf den höchsten Berggipfeln fort, im Thale verkümmert sie. — Bei der Sumpfesluft von der beengtern niedern Luft des Thales liegt hier ein Vergleich zu Grunde.

**) 66. Rettete, wenn ihr verfolgt waret. — Statt des Gedankenstrichs nach Tell muß Punkt stehn, wie 70 nach Junker, 71 nach gesendet, 84 nach zurück, und schon oben 2. 9 f., 20. 52.

***) Nach 2 Sam. 7, 27: „Darumb hat dein Knecht sein Herz [sich selbst, seine wahre Seelenneigung] gefunden, daß er dies Gebet zu dir betet."

Vaterland gesprochen, was Stauffacher in ehrenvollster Weise bejahen kann. Vor seinem Ende möchte er ihn noch sehn und segnen; denn er fühlt, daß es bald mit ihm aus sein werde, da der Schmerz ihn jetzt verlassen, wie es bei manchen Krankheiten gerade kurz vor dem Tode geschieht. Als er den Knaben bemerkt, bittet Fürst ihn um seinen Segen über diesen seinen Enkel, der jetzt vaterlos sei. Attinghausen, der sich nun des Berichtes über den Apfelschuß und Tells Gefangenschaft erinnert, erwidert mit bitterstem Schmerze, sie alle lasse er vaterlos zurück, da sie kein freies Vaterland mehr hätten. Aber Stauffacher kann ihn nicht so trostlos scheiden lassen, er verkündet ihm mit Fürsts Zustimmung, daß sie keineswegs auf ihre Befreiung Verzicht geleistet, worauf denn Fürst und Melchthal ihm das Geheimniß des Rütlibundes eröffnen.*) Dies stimmt nicht zu der Niedergeschlagenheit am Ende des vorigen Aufzugs. Bei Am Bühl theilt Fürst dem darüber erstaunten Attinghausen mit, daß sie den Rütlibund geschlossen, und sucht ihn dafür zu gewinnen, was ihm schließlich auch gelingt. Da Attinghausen auf seine nähere Frage vernimmt, die Landleute hätten ohne den Adel sich vereinigt, dessen Beistand sie aber zur Zeit des Ausbruchs erwarteten, so fühlt er durch diesen kühnen auf eigene Hand unternommenen Anschlag sich von so freudigem Erstaunen gehoben**), daß er nun in festem Ver-

*) 105. Hohl, unterhöhlt. — 106. Die Tage ihrer Herrschaft sind gezählt. Daniel 5, 26: „Gott hat dein Königreich gezählet und vollendet." Maria Stuart I, 2: „Meine Tage sind gezählt." In den Räubern setzte Schiller gegen Ende des vierten Aufzugs in den Worten: „Die Minuten sind geweiht" später gezählt. — 107. Ihre Spur ist nicht mehr zu finden, von zerstörten Städten, auch biblisch. — 105 ff. fehlen in der hamburger Handschrift.

**) 112. Hat sich der Landmann solcher That verwogen? Ver-

trauen auf das Gelingen des Bundes getröstet zu seinen Ahnen hinabsteigen will; des Adels bedürfe es jetzt nicht mehr. Jetzt erst legt Attinghausen seine segnende Hand auf das Haupt des vor ihm knieenden Knaben, aus dem, da der Uebermuth des Gewaltherrschers sich so schnöde an ihm vergangen, eine neue, bessere Freiheit, als die der Gewalt unterlegene sich erheben*), aus dem nach dem Sturze des alten wieder ein frisches Leben erstehn werde. Das ist im Grunde nicht richtig, da die Befreiung der Waldstätte von der Gewaltthat gegen Tell ganz unabhängig war; aber dem Zwecke des Dichters diente es, hier eine nähere Verbindung vorauszusetzen. Aus Attinghausens Augen sieht jetzt Stauffacher den Strahl höherer Erleuchtung glänzen, wie die Sterbenden oft von einem weissagenden Blicke in die Zukunft durchzuckt scheinen. Sterbend schaut er schon den Adel sich mit dem Städter verbinden und als Bürger in die Städte

---

wägen, meist, wie sich vermessen, von jeder das Recht verletzenden That, wie weiter unten; „Solcher Gewaltthat hätte sich der Tyrann verwogen?“ Aber auch von jedem kühnen Entschlusse, wie hier und in Schillers Berglied: „Es hätte sich keiner verwogen“, selbst von der Fassung, ein Unglück zu erleiden, wie bei Tschudi: „Sie hattend sich all verwegen ärmklich zu ertrinken“, bei Stumpff: „daß alle sich des Verderbens hatten verwegen“, ja von jedem einfachen Entschlusse, wie bei Hans Sachs: „Ich hatte mich verwegen zu spazieren.“ Auch Wieland braucht so im Reime (Oberon X, 6) sich verwägen. Statt des gangbaren verwegen hat Schiller einmal im Alpenjäger als Reim verwogen (vgl. gewogen), eine sonst nur im Volksmund erhaltene, aber auch von neuern Dichtern, wie Uhland, nach Schiller verwandte Form. — 118. Am Schlusse findet sich in der dalbergischen Handschrift erheben statt erhalten. Letzteres steht hier mit Bezug auf nach uns leben; erheben war als Gegensatz von zu Grabe (ins Grab) steigen gedacht, wenn es nicht bloßer Schreibfehler sein sollte.

*) Bei dem Haupte 119 schwebt nicht etwa die seltsame sinnbildliche Beziehung auf den „Gedanken eines jung aufblühenden Geschlechts“ vor.

eintreten, wie es bereits im Uechtland und im Thurgau begonnen habe. Uechtland (desertum noch in Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts genannt, nach Ebel Oedland) heißt das früher sumpfige Land zwischen den Juraseen und der Aar. Im Uechtland wurde, wie Schiller bei Müller fand, 1178 Freiburg an der Saane von Herzog Berchtold IV. von Zähringen als „feste Burg des niedern Adels" gegründet. „Es hielten sich zu ihm die Herren und Leute des umliegenden Bahns in einem dreistündigen Kreise; es wurde aus der Stadt und Landschaft eine Gemeine unter einem Schultheiß." 1191 ließ Herzog Berchtold V. den kleinen Ort Bern auf einer Halbinsel der Aar befestigen. „Die Liebe zur Freiheit vereinigte hier den benachbarten Adel, weil diese Stadt nicht von einem Fürstenstamm beherrscht wurde, sondern als Reichsgut unter dem kaiserlichen Schirm war. Von des Kaisers Majestät war auf den reichsfreien Mann und Bürger kein viel größerer Abstand als auf den großen Baron.... An Menge war die Bürgerschaft nicht groß, aber durch Sitten stark; sie waren gute Landmänner und Kriegsleute, welche unter den menschlichen Dingen die Freiheit für das höchste Gut und die wahre Würde hielten". Eigentlich hätte Freiburg vor Bern genannt werden sollen. Zum Thurgau wurde früher die ganze nordöstliche Schweiz, östlich von Aargau, gerechnet. So hat Attinghausen hier beim Thurgau Zürich*) im Sinne, wie bei Uechtland Freiburg und Bern. Zürich war eine „Handelshauptstadt", deren „edelster Gewinn das Gefühl der Würde des Volks war" (Müller). Unter Rudolf von Habsburg nahm es mit Bern

*) Schiller braucht Zürich hier und V, 1 weiblich, indem er es als Stadt personifizirt denkt. Aehnlich sind in Luthers Uebersetzung Städtenamen weiblich.

und Basel an den Unternehmungen des rheinischen Friedens und des Vertheidigungsbündnisses Theil, und „von dem Rath geschah nichts ohne Ausschüsse der Handwerksinnungen“. Bei den kriegerischen Zünften denkt der Dichter an die dreizehn Zünfte unter ebensoviel Bannern, die allerdings erst durch die Verfassung von 1336 eingeführt wurden; daß aber schon früher in Zürich Zünfte bestanden, sagt der Kaiser selbst in der Bestätigung jener neuen Verfassung. Die Macht der Könige, weissagt Attinghausen, werde sich an den Wällen dieser mächtig sich erhebenden Städte brechen, wobei dem Dichter besonders der Reichskrieg unter Karl IV. vorschwebt. Der Kaiser erschien damals mit 44000 Mann vor dem von 4000 Eidgenossen vertheidigten Zürich, zog aber bald ab, da die meisten Deutschen das von Oesterreich bestrittene Recht ewiger Bünde anerkannten. Der Ausdruck ewge Wälle ist etwas stark übertrieben; denn unmöglich können unter diesen die Zürch nicht zum Schutze dienenden Berge (denn ihre geht auf diese Stadt) verstanden werden, die „stehn wie für die Ewigkeit gebaut“ (I, 3). Feuriger erhebt sich jetzt Attinghausen, um Oesterreichs Niederlagen bei Morgarten, Laupen, Sempach und Näfels zu verkünden, wobei er auf Winkelrieds Heldentod bei Sempach deutet.*) Indem er Fürsts und Stauffachers Hände faßt, beschwört er sie, fest

*) Statt „ein harmloses Volk von Hirten“ haben die balbergische und die hamburger Handschrift „der Freiheit muthge Kinder“; die mannheimer stimmt mit dem ersten Druck überein, hat aber unmittelbar vorher: „Die Ritter seh' ich kommen, | In schwergeharnischt-dichtgedrängter Schaar.“ — Mancher Paß. Hier ist an den Paß von Zug durch den Wald und das Thal am Egerisee bei Morgarten gedacht. Die Mehrheit ist dichterische Steigerung. — Statt und des Adels ... Fahne bietet die mannheimer Handschrift: „und errungen ist der Sieg, Hoch triumphirend schwebt die Landesfahne.“

zusammenzuhalten; aber sie sollen auch durch andere Orte den Bund der Freiheit erweitern. Die vierte Waldstatt Luzern trat 1333 bei, dann in den Jahren 1351—1353 Zürich, Glarus, Zug und Bern. Dies sind die sogenannten acht alten Orte. Immer sollen diese in unmittelbarster Verbindung stehn, so daß sie sich in der Noth beistehn. Auffällt der Ausdruck „Hochwachten ausstellen", wo man eher aufstellen erwartet. Hochwachten errichtet man, um von dort Feuerzeichen zu geben, auf den höchsten Punkten der Berge, die davon selbst Hochwachten heißen. Vgl. S. 225. Der Dichter denkt sich dort Wächter, welche die geschauten Feuerzeichen sofort verkünden. Durch sie soll jeder Kanton dem andern seine Noth schnell mittheilen. Bei der wiederholten Mahnung zur Einigkeit verstummt sein Mund auf ewig. Vgl. S. 119. Der Dichter läßt nach Attinghausens Tod wieder eine wirksame stumme Szene eintreten.*) Die Burgglocke gibt das Zeichen, daß der Burgherr verschieden. Auffällt, daß Rudenz dies nicht gehört, wenn auch bei seinem Eintreten das Läuten aufgehört hätte. Er wäre leicht zu entbehren.

Rudenz wird von der Kunde des Todes seines Oheims**) tief ergriffen, da er noch so gern Verzeihung aus seinem Munde vernommen hätte, doch Stauffacher kann ihn durch die

---

*) Die in der dalbergischen Handschrift nach Rudenz vor 148 gegebene szenarische Bemerkung: „wie er eingetreten, verlieren sich Hedwig und Walther Tell unbemerkt mit den Knechten", ist im Druck weggefallen. Die Entfernung könnte vor dem Eintreten von Rudenz erfolgen.

**) Er selbst ist jetzt Lehnsherr der noch in Uri bestehenden Lehen des Geschlechts Attinghausen; das Schloß heißt unter ihm das Schloß von Rudenz auf Attinghausen.

Mittheilung trösten, der Sterbende habe gehört, was er gethan, und seinen Muth gesegnet, was aber nicht ausdrücklich geschehn ist. Vor der Leiche knieend schwört er in ihre starre Hand, daß er auf ewig die fremden Bande zerrissen habe, und von ganzer Seele zu seinem Volke stehn werde. Dann sich erhebend, verspricht er den Landleuten, im Geiste des Entschlafenen fortzuwirken; darauf sollen die drei Stifter des Bundes, von dem er jetzt unterrichtet ist (vgl. S. 121), seinen Schwur empfangen. Baumgarten bleibt unbeachtet, obgleich dieser auf dem Rütli mitgeschworen. Ruodi kennt ihn wohl nicht. Melchthal zaudert, ihm die Hand zu reichen, da er den Landmann verachtet habe: aber das Bekenntniß seiner Schuld und Stauffachers Erinnerung an Attinghausens letztes Wort überwinden sein Bedenken; doch muß er ihn darauf hinweisen, daß auch des Bauern Handschlag Vertrauen verdiene, er, wie es etwas sonderbar heißt, auch ein Manneswort sei. Dabei hätte man die auf ein Sprichwort deutende Erinnerung, der Bauernstand sei älter als der der Ritter, leicht entbehrt. Auf dessen Zusage, mit dem Schwerte sie zu schützen, erwidert Melchthal selbstbewußt, auch der Landmann sei im Stande, seine Brust mit den Waffen zu schirmen. Rudenz gibt jeden Vorzug auf; gegenseitig wollen sie sich schützen. Doch jetzt gelte es nicht lange zu reden, da das Vaterland noch schmachte; später hätten sie Zeit, sich darüber zu vertragen.*) Die letztere Bemerkung dürfte wenig an der Stelle sein, da sie wirklich ganz einig sind.**)

---

*) Ilias VI, 526 ff.: „Komm! das wollen wir künftig berichtigen, wenn uns einmal Zeus gönnt u. s. w."

**) Die hamburger Handschrift läßt die drei Verse weg.

Der adlige Verbündete schweigt einige Zeit in Erwartung, man werde ihn nun in das Geheimniß des Rütlibundes einweihen; als aber alle verstummen, hält er nicht mehr zurück, daß er von ihrem Bunde wisse. Vgl. S. 121. Der Kunde vom Bunde hat er, wie er hinzufügt, nicht zu ihrem Nachtheil benutzt, da er nie, auch während er noch zu Oesterreich hielt, gegen sein Volk zu handeln vermocht habe.*) Ohne ihre Antwort abzuwarten schließt er daran sogleich die Mißbilligung, daß sie den Ausbruch noch verschoben: rasch müsse jetzt gehandelt werden; sei ja Tell schon ein Opfer ihrer Säumniß geworden. Stauffacher macht ihn mit dem Beschluß bekannt, bis zum Christfest zu warten. Aber Rudenz ist zum sofortigen Handeln entschlossen, und auf Melchthals Verwunderung über seine leidenschaftliche Hast erwidert er mit der Berufung auf seine Pflicht, das Vaterland zu schützen, die er, obgleich Fürst die Bestattung der Leiche für seine nächste Pflicht ansieht, zu allererst lösen zu müssen glaubt. Daß er nicht länger säumen dürfe, beweist er durch die Mittheilung von Berthas gewaltsamer Entführung, die freilich sein sofortiges Eingreifen fordert. Zu ihrer Befreiung aus Geßlers Händen (vgl. S. 240*) mitzuwirken, ruft er die Landleute auf, indem er Berthas Liebe zum Lande hervorhebt. Somit ist die beabsichtigte rasche Befreiung zunächst durch die Noth seiner Geliebten hervorgerufen, nicht durch den Drang, sein Vaterland vom fremden Joche zu erlösen.**) Der

*) Die beiden Verse „Nie war ich ... gehandelt" fehlen in der hamburger Handschrift nicht zum Schaden der dramatischen Wirkung.

**) Hier läßt die hamburger Handschrift Stauffachers staunende Frage mit der Erwiderung von Rudenz weg, obgleich ein Ausdruck theilnehmender Verwunderung kaum fehlen kann.

vorsichtige Fürst möchte, ehe er ihre Mitwirkung in Aussicht stellt, doch wissen, was er mit Aussicht auf Erfolg unternehmen wolle. Er fragt: „Was wollt ihr (nicht wollen wir) unternehmen?“ Weiß Rudenz auch selbst noch nicht, wie er seinen Zweck erreichen könne, fest steht ihm, daß er die Burgen der Tyrannen zerstören müsse.*) Solcher Burgen waren in den Waldstätten höchstens vier, zu Sarnen, Roßberg, Lowerz und Altorf, wo die neue noch nicht vollendet ist.**) Rudenz sollte nun einmal zur Zerstörung der Burgen in Unterwalden treiben. Die Lebhaftigkeit der Darstellung muß hier die Schwäche der Begründung verstecken. Melchthal ist gleich bereit, dem kühnen Befreier mit seinen Unterwaldnern zu folgen; der Schwur im Rütli, die Sache bis Christtag zu verschieben, kann ihn nicht binden, da die Zeit „ein anderes Gesetz bringe“, die Gewaltthat an Tell die Lage der Dinge verändert habe, man jetzt nicht mehr warten dürfe, wie die Unterwaldner noch auf dem Rütli Bedenken trugen, anders als mit List ihren Vogt zu vertreiben. Fürst und Stauffacher halten Melchthal nicht zurück, obgleich dies gegen den Bundesbeschluß ist, sie widersprechen ihm auch nicht, als dieser sie auffordert, inzwischen die Landleute zu bewaffen (des Landsturmes hatte Fürst schon auf dem Rütli gedacht) und, sobald die Feuerzeichen auf den Bergen (vgl. S. 225) ihnen Kunde von ihrem Siege bringen werden**),

*) Der Anfang der Erwiderung von Rudenz bis „in der Seele klar“ fehlt in der hamburger Handschrift. — Ob, von der erwarteten Folge, wie schon die Griechen εἰ, die Römer si gebrauchen.

**) Bei Am Bühl läßt Geßler Tell nach seiner Burg in Altorf bringen, welche die Bauern stürmen wollen, und heimlich wird er dann durch eine auf den See gehende Burgpforte zu Schiff geschafft.

***) Botensegel, Eilschiff, welches die Eilboten fährt, wohl eine nicht zu

sich zum Sturze der Tyrannei zu erheben. Auch hier ist, was eigentlich geschehn soll, sehr im Dunkel gelassen, was aber die glühende Begeisterung, womit Rudenz zum Sturze der Gewaltmacht treibt, den Zuschauer nicht empfinden läßt. Stauffacher und Fürst treten dabei sehr zurück, da sie der Absicht des Dichters gemäß Rudenz und Melchthal nicht abhalten dürfen.

Dritte Szene. Tell erschießt den durch die hohle Gasse kommenden Geßler; das Volk erhebt sich, so daß die Söldner davon abstehn müssen, die Leiche nach Küßnacht zu retten.

Wir sehen Tell am Anfange mit seiner Armbrust, den Köcher auf der Schulter*), auf einem Vorsprunge der über der hohlen Gasse sich erhebenden Felsen erscheinen, auf welchem Holunderstäuche wachsen. Die Dekoration hat Schiller genauer in dem ersten Entwurf (oben S. 16) beschrieben, wonach der Weg sich von hinten nach vorn herab durch Felsen wendet, so daß die Personen zuerst von weitem oben gesehen werden, dann

---

billigende Bildung Schillers. Freilich braucht man Segel auch von Schiffen, doch nie im zweiten Theile eines zusammengesetzten Wortes. Eher ließe man sich Botensegler gefallen, folgte nicht darauf Botschaft, oder ein eilend Segel. Müller berichtet, auf dem Waldstätterse seien sich die eilenden Boten mit froher Nachricht (von der Zerstörung der Burgen in Uri und Schwyz) begegnet.

*) Freilich ist des Köchers in der szenarischen Bemerkung nicht gedacht, aber das war auch nicht nöthig, da Tell diesen nicht in der Hand trägt. In der folgenden Erzählung sagt Tell, er habe sein „Schießzeug" gefaßt, wozu doch auch der Köcher gehört, der, wie ausdrücklich bemerkt wird, neben der Armbrust lag. Vgl. oben S. 66. Wenn er früher den zweiten Pfeil in den Koller gesteckt und diesen nach der Aeußerung, im Falle eines Fehlschusses hätte er damit Geßler niedergeschossen, wieder herausgezogen hat, so ward ihm bei der Fesselung auch dieser abgenommen, ihm nicht gestattet, ihn in den Koller zurückzustecken, und er zu den übrigen im Köcher gethan, der nicht bloß zwei enthielt.

verschwinden und wieder zum Vorschein kommen. Der Vorsprung ist in einer der vordern Coulissen. Nach Tschudi lag Tell in einem Gesträuche (Gestüd) oberhalb der hohlen Gasse. Etterlin läßt ihn „hinder einem poschen studen (einer Buschstaude)" stehn. Müller sagt, Geßler sei „durch Tells Pfeil in einer hohlen Gasse hinter einem Gebüsche hervor gefallen." Den schon früher gefaßten Entschluß, Geßler auf seinem Weg durch die hohle Gasse zu tödten, spricht Tell jetzt, als er auf den Vorsprung getreten ist, als entschieden aus, nachdem er die günstige Lage des Ortes bemerkt hat, die er näher ausführt. Das weite Selbstgespräch Tells, während er hier auf Geßler wartet, gibt uns ein lebendiges Bild der seine Brust bewegenden Gefühle vor der grausen That, zu welcher ihn die Unmenschlichkeit des auf sein und der Seinigen Verderben sinnenden Tyrannen nöthigt, den er wie ein wildes Thier, das ihn zerreißen will, niederschießt. 1—8. Hinter dem Holunderstrauch kann er ganz unbemerkt anlegen und ungehindert schießen, auch nach dem Schusse leicht entkommen, sollte er verfolgt werden, da der über die Felsen führende Pfad nur für *einen* Raum läßt. Allerdings kann es auffallen, daß Tell auch an seine Sicherheit nach der That denkt: aber warum sollte er nicht auch sein Leben retten wollen, da er fürchten muß, Geßler werde mit starker Begleitung kommen? Als er diesen tödtlich getroffen, flieht er nicht, da er keine Verfolgung fürchtet, sondern gibt sich zu erkennen. An die Bedeutung seines feststehenden Willens schließt sich die Gewißheit, nichts mehr vermöge den Landvogt zu retten.*) 9—17.

*) Bierlinger fragt, ob 7 der Ton auf *Rechnung* oder *Himmel* ruhe, und erklärt sich für ersteres. Aber keines von beiden Wörtern wird hier hervorgehoben; *seine Rechnung mit dem Himmel machen* ist ein eng zu-

Freilich ist es gegen meine Natur, auf Meuchelmord zu sinnen, aber Geßler selbst hat mich gelehrt, vor dem Ungeheuren nicht zurückzuschrecken, mich genöthigt, auf des eigenen Kindes Haupt anzulegen, was unnatürlicher als das Herz eines Feindes zu treffen.*) 18—30. Und ich habe es in einem fürchterlichen Augenblicke Gott gelobt, diesen Todfeind niederzuschießen. Ich muß ihn tödten, da er in seiner Wuth Gattin und Kinder**) nicht verschonen würde. Seiner eigenen Nothwehr gedenkt er hier nicht. Ihn bindet ein heiliges Gelübde, das ihm die gräßliche Noth abgedrungen, worein ihn die Grausamkeit des herzlosen Gewalthabers versetzt hatte.***) Das Gelübde stellt der Dichter hier zu seinem Zwecke anders als III, 3 dar. Dort gelobt sich Tell, sollte sein Schuß mißlingen, sofort den Landvogt niederzuschießen; von einer Absicht, auch bei glücklichem

---

sammengehöriger Ausdruck im Sinne „der Gnade Gottes sich empfehlen". Vgl. unten Rudolfs Wort: „Denkt jetzt Euch mit den Himmel zu versöhnen." Shakespeares Othello V, 2. — Deine Uhr ist abgelaufen. Aehnlich sagt Goethes Werther von seinem Leben: „Meine Uhr ist noch nicht ausgelaufen." Schiller dachte bei dem ablaufen wohl an das Bild einer Sanduhr, welche schon die Alten neben Wasser- und Sonnenuhren kannten. Räderuhren mit Schlagwerk wurden aber schon im zwölften Jahrhundert in den Klöstern gebraucht, und bereits Dante gedenkt ihrer in einem Gleichnisse. Doch auch von Sanduhren braucht man auslaufen.

*) Die Milch der frommen Denkart. In Shakespeares „Macbeth" steht I, 5 ähnlich „die Milch menschlicher Güte". Die milde Milch bildet den Gegensatz zum brennenden Drachengift der wilden Blutgier. Vgl. 5 Mos. 32, 33: „Ihr Wein ist Drachengift und wüthiger Ottern Galle."

**) Am zärtlichen Kindlein ist wohl kein Anstoß zu nehmen.

***) 22. Grausam teuflischer. Die Endung er ist bei grausam weggefallen, das durch teuflisch gesteigert wird. — Ohnmächtig, ohne gegen deine Gewalt etwas zu vermögen. Eben deshalb flehte er ihn an.

Erfolge sich nächstens durch seine eigene Ermordung an ihm zu rächen, ist keine Rede, und dies entspricht auch nicht Tells Charakter. Erst nach seiner Befreiung, wo ihm keine Möglichkeit, sich und seine Familie gegen Geßlers Wuth zu schützen, geblieben ist, kann er den Entschluß fassen, den Zerstörer seines stillen Glückes aus dem Wege zu räumen. Aber der Dichter zog es vor, die grausame Lage, in welche der Landvogt Tell damals versetzt hatte, hier wieder in Erinnerung zu bringen, unbekümmert darum, daß Rache nun mehr als Nothwehr diesen treibt.*) Dieser erste Abschnitt des Selbstgesprächs, wie auch die vier folgenden kleinern (31—37, 38—48, 49—61, 62—74), schließt mit einem Reimpaare.**) 31—37. Tell erkennt in der Ausführung seines Gelübdes die Rache Gottes an dem Landvogt, dessen Greuelthaten er ein Ziel setze. Dieser Gedanke dürfte im Grunde dem Tell, welcher einzig das Recht der Nothwehr für sich in Anspruch nehmen sollte, etwas fern liegen, wenn er auch bedeutsam wirkt. Bei den Worten „strenges (Recht); denn er (der Kaiser) zürnt", schwebt Tschudis Aeußerung (S. 48) vor, der König habe den Landvögten befohlen, auf das strengste auch bei den geringsten Vergehen zu verfahren. Albrecht wollte wirklich, daß die Vögte die drei Lande drückten, um sie zu zwingen, sich seiner Herrschaft zu unterwerfen.

*) Bellermann (S. 252) möchte hierin keine Abweichung des Dichters von der frühern Darstellung, sondern eine höchst begreifliche Selbsttäuschung Tells sehn. Das ist eine psychologische Begründung, für die mir nichts zu sprechen scheint.

**) Im Drucke besteht dieser Abschnitt aus drei Absätzen, die andern nur aus einem, was eine auffallende Ungleichheit. Eine solche findet sich auch in der Bezeichnung einzelner Abschnitte durch ein schließendes Reimpaar. Eigentlich schließt der erste Abschnitt erst mit 37.

38—48. Nachdem Tell seinen Entschluß vor sich selbst begründet hat, nimmt er einen Pfeil heraus, der das unerbittliche Herz des Gewaltherrschers durchbohren soll. Bei der Anrede „Bringer bittrer Schmerzen" schwebt die homerische Bezeichnung (Ilias IV, 117) *μελαινάων ἕρμ' ὀδυνάων* vor, das Voß übersetzt „Urquell dunkler Qualen" (eigentlich „Stifter düstrer Schmerzen"). Peppmüller hat richtig auch an eine Stelle der Odyssee (XXII, 6 f.) erinnert. Odysseus, der den Bogen gespannt und den Wettschuß gethan hat, ruft, als er denselben gegen Antinoos richtet: „Jetzo ein anderes Ziel, das noch kein Schütze getroffen, wähl' ich mir." Nach dem Pfeile redet Tell in einer dem Naturmenschen nahe liegenden Weise auch seine Bogensehne an, die beim fröhlichen Scheibenschießen ihm so oft beigestanden und den Pfeil*) fortgeschnellt habe: bei dem fürchterlichen Ernste dieses Schusses möge sie ihm nicht zerreißen, wobei wohl vorschwebte, daß bei Homer Apollon dem Teukros diese einmal zerreißt (Ilias XV, 453 f.). Wenn der aufgelegte Pfeil kraftlos seiner Hand entränne (das Ziel verfehlte), so würde er den Schuß nicht wiederholen, nicht noch einmal nach demselben Ziele schießen können, die Gelegenheit zur Rache und zu seiner eigenen Rettung würde auf immer vorüber sein. Nur dies kann der Dichter bei den Worten: „ich habe keinen zweiten zu versenden", im Sinne haben.**)

Hier hätte gleich Stüssi auftreten können, aber der Dichter wollte den Tell längere Zeit auf Geßler warten und weiter

*) Herb ist homerisches Beiwort (*πικρός*.)

**) Boxberger meinte (Centralblatt 1873 Nr. 44), Tell habe entweder seinen Köcher nicht mehr oder in diesem sei nur noch der eine Pfeil gewesen, den er bei der Schlußszene in den Koller gesteckt. Vgl. dagegen oben S. 288*.

seine Empfindungen aussprechen lassen. 49—61. Tell bemerkt, während Wanderer über die Bühne*) gehn, in der Nähe eine Bank, auf welche er sich niederlassen will.**) Dabei fällt ihm ein, daß die Wanderer, zu deren kurzer Ruhe dieser Sitz bestimmt ist, fremd und theilnahmslos an einander vorüber ihren bestimmten Geschäften nachgehn***), was ihn auf sein heutiges Geschäft bringt, das Mord sei.

62—74. Als er sich niedergesetzt hat, schweifen seine Gedanken, wie so häufig in Augenblicken der Ruhe, nach der Heimat, er denkt an seine Kinder, die sich sonst so sehr auf seine Wiederkehr gefreut, da er ihnen immer etwas von seinen Bergfahrten mitbrachte†); aber heute hat er nicht Zeit noch Lust, nach einer solchen Gabe des Gebirges zu suchen, er sinnt auf Mord des Feindes. Doch auch dabei denkt er nur an seine

---

*) Ueber den Vorsprung und durch die hohle Gasse.

**) Auf dieser Bank schrieb Schiller mit der bekannten Freiheit auch der alten Sprachen, bei der Bewegung nach einem Punkte hin die Ruhe als Ziel derselben zu bezeichnen. Unten 192 steht so in einer szenarischen Bemerkung „auf der Bank niedergelassen". Vgl. Schillers Gedicht die Schlacht (4, 6): „Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann."

***) Am weitesten führt er den „Säumer" aus, der mit seinem Saumroß die Kaufmannsgüter über die Berge führt. Vgl. oben S. 195, Goethes Wanderjahre III, 5. Die Saumrosse führen zum Theil Waaren aus und nach Italien und Deutschland, aber nicht auf dieser Straße, wo sie nur Waaren in die Thäler bringen. — Daß alle Straßen „ans End' der Welt", nach den entlegensten Gegenden, hinführen, ist eine dem einfachen Naturmenschen ganz gemäße Betrachtung. Das Sprichwort sagt: „Alle Wege führen nach Rom." Aus Fäsi hatte Schiller sich angemerkt, daß die Flüsse von den Bergen „in alle vier Straßen der Welt strömen".

†) Ammonshorn oder Ammonit heißt das einem Widderhorn ähnliche versteinerte Gehäuse einer untergegangenen Art von Weichthieren, das sich nach Scheuchzer häufig auf den Schweizerbergen findet.

Kinder, welche er vor der Wuth des Landvogts schützen muß, der in seinem Grolle sie zu Grunde richten würde. Freilich ist es eine Art rhetorische Uebertreibung, wenn er den Mord allein der Sorge um die Kinder zuschreibt, da er auch seine Gattin und sein eigenes Dasein schützen muß.

75—83. Ungeduld der Erwartung und innere Aufregung treiben ihn vom Sitze auf. Die Unruhe des langen Wartens sucht er sich durch die Erwägung zu verscheuchen, er laure hier auf ein edles Wild, das solche Mühe wohl lohne; gelte es ja den Feind, der ihn verderben wolle.*) 75—81 schwebt eine Stelle Scheuchzers vor. Dieser berichtet: „Es kan sich zutragen, daß ein Jäger sich so weit versteigt, daß er fast weder hinter- noch vor sich kommen kan, und sein Leben zu retten durch einen Wag-Sprung genöthigt ist, bey dem er keinen mehrern Ansatz hat, als ein eine halbe oder gantze Hand breit hervorragendes Felsenstück. In dieser äußersten Gefahr wirft er sein Geschoß von sich, ziehet die Schuhe, denen er wegen Schlipfrigkeit nicht tranen darf, aus, schneidet sich mit dem Messer in die Fersen oder Ballen des Fußes, damit das hervorwallende Geblüt ihme an obbemeldtem felsichtem Vorschuß anstatt eines Leimes dienen könne, welches den Fuß an den Felsen vest, ohne Gefahr des Schlipfens, anhalte; denn setzet er mannhaft an, und waget den Sprung.“ Gratthiere nennt man nach Ebel die Gemsen, welche sich um die höchsten Grate (Spitzen) der Berge aufhalten**), wogegen diejenigen, welche auf

*) Seltsam tadelt dies Bierlinger als Tells Charakter widersprechend; als ob Tell sich hier selbst sagte, was er thun wolle.

**) Vgl. Schillers Gedicht der Alpenjäger. Gratthier hatte sich Schiller auch aus Fäsi (I, 34) angemerkt. Doch stand an unserer Stelle ursprünglich Gemsthier.

den niedern Theilen der Felsen in der Gegend von Wald und Gebüsch ihr Lager haben, Waldthiere heißen; erstere sind kleiner.

84—90. Beim Nahen einer heitern Musik steigert sich Tells Erbitterung zu leidenschaftlichstem Drange, heute seinen Herzenswunsch zu befriedigen, sich seines Todfeindes zu entledigen, den er höhnisch, wie eben ein edles Wild, jetzt das Beste*) im ganzen Umkreis des Gebirges nennt, weil er keine größere Wohlthat den Waldstätten erzeigen kann als die Befreiung von seiner Gewaltherrschaft. Durch den Wegfall dieser letzten sieben Verse, in welchen Tell an die Befreiung der Waldstätte durch seine That zur Unzeit denkt, würde das überlange Selbstgespräch nicht verlieren. Die Hochzeit, deren Musik wir eben hörten, zieht jetzt über die Szene und dann den Hohlweg hinauf.**) Der Flurschütz (Feldhüter) Stüssi***), der den Tell beim Vorüberziehen auf der Bank bemerkt hat, tritt jetzt auf ihn zu. Daß dieser sich wieder gesetzt hat, wird vorher nicht bemerkt, ergibt sich aber daraus, daß er, „auf seinen Bogen gelehnt", die Hochzeit betrachtet, und später (130) auffsteht. Natürlich kann ihn die Hochzeit in seiner Stimmung nicht anziehen, sein Blick ist auf den Hohlweg gerichtet, auf dem Geßler kommen muß.

Durch den Gegensatz der heitern Hochzeit einmal zu Tells

---

*) Das Beste heißt der Preis. Was Schiller sich aus Müller von Besthaupt angemerkt hatte, gehört nicht hierher. Goethe braucht so das Beste im Götz I, 3. Hier steht es vom höchsten Preise, den es in den drei Landen gibt. — Freudenschießen, hier vom Schützenfeste, ähnlich wie Freudenfest, Freudenhaus V, 2, 15.

**) Daß bei der Hochzeit Mechthild, Elsbeth und Hildegard seien, bemerkt die dalbergische Handschrift.

***) Der Name, den Schiller bei Müller fand, ist Verkleinerungsform von Justus, wie Seppi von Joseph.

fürchterlichem Entschlusse, der seine ganze Seele in ihrer Tiefe aufregt, dann auch zu Geßlers Tod wird die tragische Wirkung in Shakespeares Weise wirksam erhöht. Stüssi soll, wie Schiller selbst an Fräulein von Göchhausen schrieb, im Stücke dem Clown (Lustigmacher) der shakespearischen Stücke entsprechen. Dieser geschwätzige, vorwitzige, muntere Mann, der eben ein sehr leichtes, zum Schwatzen verleitendes Geschäft betreibt, berichtet Tell von der Hochzeitfeier, woran er selbst als Gast betheiligt ist. Der reiche*) Rentmeister des Klosters Engelberg, der in Mörlischachen (am Vierwaldstättersee) wohne, hole seine Braut (halte den Brautlauf) eben aus dem nahen Imisee am zuger See, um abends in Küßnacht die Hochzeit zu feiern, und lade dazu jedermann ein. So fordert denn Stüssi auch Tell auf, sich an dieser Lustbarkeit zu betheiligen.**) Auf dessen knappe Erwiderung, seine ernste Stimmung passe nicht zum frohen Feste, mahnt er ihn gutmüthig, des ihn drückenden Kummers zu vergessen: in diesen schweren Zeiten müsse man jede Freude haschen, die sich irgend darbiete; treffe ja Fröhliches und Trauriges in der Welt zusammen, so Heiraten (Freien) und Begraben. Dieses sich selbst aufdringende Beispiel legt dem Tell die Bemerkung nahe, oft finde beides an derselben Stelle statt. Davon nimmt denn Stüssi Veranlassung, des vielen neuerdings in der Nähe geschehenen Unglücks zu gedenken,

*) Zehen Senten. Sente, eine Heerde Kühe, die der Senne auf die Weide führt. Schiller fand den Ausdruck bei Ebel. Vgl. oben S. 155.

**) Nehmt mit, was kommt. Wie es heißt, etwas sei mitzunehmen. In anderm Sinne sagt das Sprichwort: „Man muß es nehmen, wie es kommt." — Daß die Zeiten schwer sind (schweres Unglück jetzt geschehe), bezieht sich auf den Uebermuth der Landvögte. Weiter unten spricht Stüssi von schweren Thaten wider die Natur. An schlechte Zeiten ist kaum zu denken.

zunächst eines Bergsturzes 104 ff. Unter den Bezeichnungen von Bergstürzen nennt Scheuchzer auch Rüfe, Rüfine, Rufi, und er braucht die Redensart: „Ein Rufi ist gangen." Im Jahre 1593 hat, wie derselbe nach Tschudi berichtet, „ein gewaltiger Erdbidem" sich erhoben, „bey welchem ein groß Stück von dem Glärnischberg abgeschrenzt (abgesprungen)", und er verzeichnet die mehrfachen seitdem erfolgten Einsenkungen des Glärnisch, an dessen Fuße Glarus liegt.*) Bei Tells bedeutungsvoller Antwort schwebt die Aeußerung desselben Scheuchzer vor: „Wenn nichts auf der Erde so fest, das nicht könne aufgelöset werden . . ., nichts so hoch, das nicht könne hinuntergestürzt werden, so soll sich niemand verwundern, wenn etwan ganze Berge oder einiche Theil derselben einfallen." Die 169 folgende Wundergeschichte nahm Schiller aus Tschudi (S. 71 f.).**) Tell erwidert hierauf wie auf die folgenden Aeußerungen Stüssis mit ernsten, auf das, was ihn selbst bewegt, deutenden Sprüchen***), wobei er immer,

---

*) Hier läßt die hamburger Handschrift „Drum muß . . . Unglücks genug" weg, wodurch, abgesehen von der Verletzung des Verses, die Stelle sehr verliert.

**) In der hamburger Handschrift fehlen die acht Verse von „Auch anderswo" an, wonach der Bergsturz seltsam als böses Anzeichen gelten müßte. — Baden, mit dem Beinamen am Stein, in Aargau. — Wider die Natur, unnatürliche.

***) Der nach der Hornißgeschichte ist etwas weit hergeholt, da von einer vorangegangenen Verletzung der Hornissen keine Rede ist. Eine Beziehung auf seine eigene Rache scheint ausgeschlossen und Armgart kommt ja erst später, zunächst von Tell unbemerkt. Die schweren Thaten erinnern Tell an sein eigenes Schicksal, der Wunsch Stüssis daran, daß er zu einer solchen genöthigt sei. Bei letzterm schwebt das Sprüchwort vor: „Man kann nicht länger Frieden halten, als der Nachbar will." Bellermann sieht darin einen bedeutungsvollen Gegensatz zu Tells Ausspruch I, 1: „Dem Friedlichen gewährt man gern den

in gespannter Erwartung der Ankunft Geßlers, nach der Stelle sieht, von wo dieser kommen muß. Stüssi merkt, daß er Tell, der sich von seiner Bank nicht erhoben hat, ungelegen ist, und will sich entfernen, nachdem dieser ihm noch die Frage, er warte wohl auf jemand, hat beantworten müssen: aber als er ihm bereits glückliche Heimkehr gewünscht hat, muß der geschwätzige Mann ihn noch fragen, ob er nicht aus Uri sei, um daran die Bemerkung zu knüpfen, daß man heute von da den Landvogt erwarte, worüber er von ihm etwas zu erfahren hofft. Doch ein an ihnen vorübergehender Wanderer ruft ihnen zu, dieser sei heute nicht zu erwarten, da die hoch angeschwollene Flut („Strom") des Sees und der Bergwasser alle Brücken weggerissen habe.*)

Diese Nachricht, die es begründet, daß Geßler mit seinem Stallmeister allein erscheint, läßt Tell fürchten, daß er heute seines Zweckes verfehle, weshalb er unmuthig von seiner Bank sich erhebt. Die Bäuerin Armgart**) aber, die bisher am Eingang des Hohlwegs mit ihren Kindern gestanden, kommt auf die Worte des Wanderers vorwärts, und spricht ihre Bekümmerniß über die eben vernommene Kunde aus. Aus dem kurzen Gespräch, das der neugierige Stüssi mit ihr anknüpft, erfahren wir, daß sie ein dringendes Anliegen an Geßler hat.

Frieden", dessen zu günstige Auffassung des Lebens er jetzt erkenne. Aber dessen allgemeine Wahrheit als Lebensregel erkennt er auch jetzt noch an, obgleich er durch den Unmenschen Geßler das Schrecklichste erlitten hat.

*) Den Ausdruck die Brücke zerreißen braucht auch Müller. Die Stelle in Homers Ilias V, 87 f. übersetzt Voß: „Dem geschwollenen Strome vergleichbar, der voll herbstlicher Flut sich ergeußt, und die Brücken zerscheitert." Weiter unten heißt es, der Sturm habe die Brücken „fortgeführt".

**) So schreibt Schiller trotz Hildegard.

Die Szene mit Armgart hat Schiller eingelegt, um den Landvogt in dem Augenblicke, wo dessen Härte und Haß gegen das Volk auf Veranlassung ihrer zudringlichen Bitte sich scharf aussprechen, in einer eben begonnenen Drohung sterben zu lassen.

Unmittelbar darauf verkündet der uns bekannte Söldner Frießhardt, der Landvogt habe alle Hindernisse überwunden und komme gleich hinter ihm; für ihn solle man den Weg offen halten. Tell geht auf diese Nachricht ab, um sich Stüssi zu entziehen und hinter das Gebüsch zu verstecken, wogegen Armgart sich mit ihren Kindern da aufstellt, wo sie vor Geßler sich niederwerfen und ihre Bitte anbringen will. Stüssi beginnt nun auch mit Frießhardt ein Gespräch, aber, wie dringend er ihn auch zu ausführlicher Erzählung auffordert, er vernimmt von ihm keine weitere Neuigkeit, als daß er den Landvogt auf der Burg anmelden soll. Mußte ja Geßler mit dem Stallmeister allein sein, als er erschossen wird. Stüssi gibt seinem Aerger über die getäuschte Erwartung im Bedauern Ausdruck, daß diese Leute nicht alle im Sturme umgekommen seien; denn er haßt Geßler mit seiner ganzen Sippschaft wegen ihrer übermüthigen Gewaltherrschaft. Die Redeweise hier ist dem Volksmund entnommen, die sprichwörtliche Redensart „mit Mann und Maus", das verkürzte „bei" statt „beikommen" (etwas anhaben) und der Gegensatz der beiden verderblichen Elemente. Als Stüssi sich noch einmal nach seinem Waidmann umsehn will, ist dieser verschwunden; da geht er endlich auch seiner Wege und verschwindet auf dem Felspfade.*)

*) In der hamburger Handschrift ist die Stelle verkürzt. Der Wanderer fehlt; statt seiner ruft der oben mit Geßler erscheinende Rudolf der Harras: „Man fahre aus dem Weg! Mein gnädger Herr | Der Landvogt kommt." Tell

Nach Tschudi hörte Tell, als Geßler und sein Diener zu Pferde der hohlen Gasse nahten, „allerley Anschläg des Landt-Vogts wider Jne“. Bei Schiller ist Geßler mit seinem menschenfreundlichern Stallmeister (beide erscheinen zu Pferde)*) in einem Gespräch begriffen, in welchem er sein strenges Verhalten gegen das Volk wider diesen vertheidigt.**) Bei Geßlers ersten Worten schwebt die Antwort vor, welche dieser nach Tschudi den Landleuten gab, als sie ihn wegen seiner Grausamkeit gegen Melchthals Vater zur Rede stellten: „Er möcht sin nützit [dessen nichts, d. i. es nicht], der Künig, deß Diener er sig [sei], wolle es also haben, und habe ihm solches ze tunde bevolchen [zu thun befohlen].“ Der Kaiser fordere Gehorsam, bemerkt er***); dieser, nicht der Bauer solle Herr sein, und eben um dessen Uebermuth zu beugen, habe er den Hut aufgepflanzt.†) Auf Rudolfs Einwurf, das Volk habe doch gewisse Rechte, erwidert er: jetzt gelte es die Pläne des Kaisers auszuführen, der, was sein Vater begonnen habe, sein Haus zu großer Macht erheben wolle, worin ihm die Waldstätte entgegenträten, die sich seiner

entfernt sich. Armgart fragt: „Der Landvogt, kommt er?“ Daran schließt sich das Gespräch mit Stüssi, wo nur Ja freilich statt Ach freilich und Gaff' statt Gasse (letzteres auch in der Handschrift) steht: dann ruft sie: „Dort kommt er!“ Darauf folgt die szenarische Bemerkung „Sie geht . . . Weges“, unmittelbar darauf „Stüssi (sieht sich um)“ mit dem Verse: „Wo kam . . . sprach?“

*) Auch hier, wie III, 3, kommen sie in den Handschriften zu Fuß.

) Vgl. oben S. 248*.

***) Die vier Verse von „Er hat mich“ an fehlen in der hamburger Handschrift. Statt Lande hat die balbergische Land.

†) Auf Versehen beruht Oesterleys sonderbare Bemerkung in der „historisch-kritischen“ Ausgabe, die vier Verse von „Das Unbequeme“ an fänden sich in der balbergischen Handschrift; denn diese fehlen in keiner Handschrift. Es liegt wohl eine Verwechslung mit den S. 201* erwähnten Versen zu Grunde.

Herrschaft nicht unterwerfen wollten; auf welchem Weg es auch geschehe, die Unterwerfung müsse erfolgen.*)

Nach dieser für Geßler wohl zu günstigen Darstellung seiner Durchführung der habsburgischen Hauspolitik**) wirft sich Armgart dem Landvogt in den Weg. Barsch weist dieser sie zurück. Ihre Bitte um Befreiung ihres Mannes, der schon im sechsten Monate im Gefängniß liege und vergebens sein Urtheil erwarte, würdigt er keines Wortes. Rudolf, der an dem Unglücke der Frau und ihrer Kinder Theil nimmt***), bittet den Landvogt, den Mann frei zu geben. Da dieser aber kein Wort erwidert, verspricht ihr Rudolf Gewährung ihrer Bitte, wenn sie diese in der Burg anbringe; hier sei nicht der

*) Die hamburger Handschrift läßt die drei Verse „Weitschichtge Dinge ... vollenden" weg.

**) Bei Am Bühl erklärt Geßler seinem Freunde von Ospenthal, er wolle durch sein Gebot die Bauern zur Empörung reizen.

***) Die Bezeichnung der „Wildheuer" nahm Schiller aus folgender Stelle Scheuchzers: „Wildheuer sind arme Leute, welche weder Wiesen noch Alpen haben, ihr weniges Vieh damit zu ernähren, und deßwegen das Heu (von dem sie den Namen bekommen) in der Wildniß, in hohen gähstotzigen Orten sammlen müssen, dahin die Eigenthumsherrn nicht einmal getrauen ihr Vieh zu treiben, das Gras abzuätzen, aus Forcht, selbiges möchte zerfallen, auch nicht der Mühe werth achten, ihre Mäder dorthin zu senden. An solche Orte hin verfügen sich die Wildheuer, und schneiden das Futer, welches nach dem Natur-Recht eher den wilden Gemsen, als den zahmen Kühen zu gehören scheint, mit großer Lebensgefahr ab, weilen sie oft kaum mit einem Fuß sicher stehen können, sie pflegen dasselbe in ein Netz einzuwickeln, und über die Felsen hinabzustürzen, da es sich etwan zuträgt, daß der allgemeine Menschen-Mäder diesen Wildheuern den Lebensfaden zugleich abschneidet, wenn diese mit einem Fuß glitschen, oder mit dem Fuß, mit welchem sie ihre Bürde Graß fort über die äußersten Felsenspitzen hinausgestoßen, in dem Netze hangen bleiben, und zugleich fortgezogen werden, und elendlich zerfallen." Vgl. Goethes Erklärung des Wortes Wildheuer (nach H. Meyers Mittheilung) in den Wanderjahren II, 7.

Ort dazu.*) Die durch ihre Noth zur Verzweiflung getriebene Frau, die, bevor ihre Bitte erhört sei, nicht von der Stelle will, weist Geßler von neuem in scharfem Tone weg, und noch heftiger will er sich ihrer erwehren, als sie ihn an seine Pflicht erinnert, ihn bei der Gerechtigkeit, die er selbst vom Himmel erwarte, beschwört. Sein schmähendes Fortweisen reißt sie hin, ihm in die Zügel des Pferdes zu fallen, damit er nicht von dannen komme, bis er ihr Recht anerkannt habe**): den aus seinen Augen sprühenden Zorn fürchtet sie nicht, und als er mit dem Pferde über sie hinwegzusetzen droht, wirft sie sich mit ihren Kindern ihm in den Weg, damit er sie alle zertrete; habe er ja schon Schlimmeres gethan.***) Immer erbitterter, hört sie nicht auf Rudolfs Zuruf, sondern wirft dem Landvogt heftig vor, daß er längst das Land unter seine Füße getreten; wäre sie ein Mann, sie würde etwas Besseres thun als vor ihm in Staub liegen.†) So droht sie ihm also mit dem Verderben,

---

*) In der hamburger Handschrift steht „Bringt eure Bitte an" und „der Ort nicht".

**) Die szenarische Bemerkung: „greift in die Zügel", fehlt in der balbergischen Handschrift, wie auch im folgenden keine Andeutung, daß Geßler zu Pferde sei, in beiden Handschriften sich findet. Die hamburger läßt die Stelle „Fort! Schafft . . . mehr fragen" ganz weg.

***) Beide Handschriften haben Fuß statt Roß. Armgart erwidert dann: „Schreite zu. Setz' deinen Fuß auf unsern Nacken. | Es ist das ärgste nicht, was du gethan", und auf Rudolfs Ruf: „Weib, seid ihr rasend?" folgt unmittelbar Geßlers: „Wo sind meine Knechte?"

†) Boxberger hat hier an das Wort der Orsina in Lessings Emilia IV, 7 erinnert: „Wenn Sie ein Mann sind. — Ich bin nur ein Weib; aber so kam ich her! Fest entschlossen!" Kaum dürfte Schiller an diese Stelle gedacht haben. Mit der Annahme solcher Beziehungen Schillers auf Lessing wird jetzt ein arger Mißbrauch getrieben.

das ihn bald von der Hand des zur äußersten Nothwehr getriebenen Tell treffen soll. Gegen Hettners Vorwurf, hier sei es auf einen rohen Theatereffekt abgesehen, dieser Zug gehe über die Grenzen einer stilvollen Kunst hinaus, hat sich mit Recht Bellermann erklärt. Dieser Gipfel von Geßlers Uebermuth wirkt hier unmittelbar vor seinem Fall echt dramatisch und natürlich. Auch die Schwierigkeiten der theatralischen Darstellung sind nicht unüberwindlich.

Da ruft Geßler nach seinen Knechten, weil er sich selbst an der Wahnsinnigen nicht vergreifen möchte (das Volk ist ihm zu gemein dazu)*); als er aber von Rudolf vernimmt, die Knechte könnten nicht durch, weil der Hohlweg, wie er sieht, durch eine Hochzeit gesperrt ist (der Hochzeitszug kehrt eben mit der Braut zurück), bedauert er, augenblicklich außer Stande sich zu helfen, daß er noch gar zu mild sei, die Zunge des Volkes, wie er eben zu seinem bittersten Aerger erfahren hat, noch zu frei, da es seinen Groll gegen ihn bitter auszusprechen vermöge. Eben will er das neue Gesetz näher bestimmen, durch welches er dieses ganz zu beugen denkt, als der Pfeil sein Herz durchbohrt. Rudolf und Armgart bemerken, daß ein Pfeil ihn getroffen hat.**) Der erstere***) bittet Geßler, jetzt Gott anzu-

*) Rapp meint, der Tyrann Geßler werde durch sein Wort: „oder ich vergesse mich . . . mich reuet", vortrefflich gemildert. Aber Schiller konnte unmöglich unmittelbar vor dem den Tyrannen treffenden Strafgericht des Himmels sein Bild mildern wollen. Die Rede ist an Rudolf gerichtet.

**) Den schon im ersten Druck ausgefallenen zweiten Vers Armgarts: „Mitten ins Herz hat ihn der Pfeil getroffen!" hat erst Joachim Meyer wieder eingefügt. Die hamburger Handschrift hat ein Pfeil, was Osterley übergeht.

***) Daß er vom Pferde springt, lassen die beiden Handschriften weg, wie in der folgenden szenarischen Bemerkung, die in ihnen vor Geßlers letztem Wort

rufen, da er auf den Tod verwundet sei: dieser aber wird in der Ueberzeugung, daß der Pfeil von Tell gekommen, mit Entsetzen und fürchterlichem Haß erfüllt, worauf denn Tell, eben als man jenen auf eine Bank niederläßt, die hier freilich in der hohlen Gasse etwas sonderbar erscheint, hoch oben sich als Thäter darstellt, und frohlockt, daß das Land von seinem Feinde befreit sei, als welcher er sich noch zuletzt gezeigt hatte.*)

Jetzt stürzt das Volk, das auf dem Wege die Rufe Rudolfs und des Weibes gehört hat, Stüssi voran**), auf die Bühne. Sie vernehmen von Armgart, daß Geßler von einem Pfeil durchschossen ist***), was sie bald selbst sehn. Keiner aber eilt

---

steht, den Zusatz vom Pferd. Beide lesen hier: „Ruft die Barmherzigkeit des Himmels an! | Ihr seid ein Mann des Todes!" Geßler. „Das ist Tells Geschoß!" Die Theaterhandschriften lesen des Verses wegen Schuß statt Geschoß. — Tieck bemerkte mit Recht, man dürfe das Herankommen des Pfeiles nicht sehn, der Schauspieler müsse einen Pfeil bei sich haben und plötzlich in der ans Herz fahrenden Hand halten.

*) Bellermann glaubt, hier habe das Streben nach dramatischer Wirkung den Dichter verleitet; als Theaterdirektor würde er die Rede Tells streichen, da dieses leere, zwecklose Prahlen gegen den Todten (?) für Tells Charakter häßlich sei, und sie die Gewalt des Eindrucks von Geßlers Wort: „Das ist Tells Geschoß!" schädigten, statt ihn zu erhöhen. Aber Tell konnte nicht wie ein Meuchelmörder sich drücken, er mußte sich zur That bekennen, und in diesem bedeutenden Augenblick das Gefühl in ihm erwachen, daß seine Rache das Land von seinem Tyrannen befreit hat, wodurch seine Feier als Erretter in letzten Aufzug gleichsam eingeleitet ist. Freilich dürfte die Fassung des ersten Verses: „Du kennst den Schützen, suche keinen andern!" nicht glücklich sein, aber mit Tilgung der drei Verse störte man zugleich die dramatische und die theatralische Wirkung.

**) Die dalbergische Handschrift gibt: „Volk stürzt herein, darunter Stüssi, Mechthild, Elsbeth und Hilbegard", worauf dann voran nach Stüssi fehlt.

***) Da die Hereinstürzenden nur das Wort „vom Pfeil durchschossen" gehört, fragen sie: „Wer ist durchschossen?' was keine bloße Frage der Verwunderung

ihm zu Hülfe; nur der Stallmeister bedauert, daß dieser, da er auf seine Warnungen nicht gehört, allgemeinen Haß gegen sich erregt hat. Keiner denkt daran, ihm zu helfen und den Mörder zu verfolgen, trotz der Aufforderung des treuen Rudolf, der weiter nichts bewirken kann, als daß die Musik des Hochzeitszuges zum Schweigen gebracht wird. Das Volk zeigt zunächst nur Neugierde.

Geßler kann auf Rudolfs Frage*) nur noch durch Zeichen seinen Willen zu erkennen geben, und wird aufgebracht, als dieser ihn nicht versteht, der, da er bemerkt, daß es rasch mit ihm zu Ende geht, ihn ernst mahnt, alle irdischen Sorgen aufzugeben und nur des Himmels Gnade anzuflehn. Die ganze Hochzeitsgesellschaft umsteht jetzt in kalter Neugier den Sterbenden. Stüssi verfolgt das allmähliche Eintreten des Todes; Armgart hebt eins ihrer Kinder in die Höhe, damit es sehe, wie ein Wütherich sterbe. Solche Fühllosigkeit**) erbittert den Stallmeister, der seinem Herrn wirklich geneigt gewesen, wie sehr er auch seine eiserne Strenge, ja Grausamkeit mißbilligte: aber vergebens fordert er das Volk auf, ihm zu helfen, den schmerzenden Pfeil aus der Brust zu ziehen***); die Weiber†), die ihrem

---

sein kann. — Die balbergische Handschrift nennt auch hier statt Volk und im folgenden statt viele Stimmen die drei Weiber mit Namen.

*) Das Theater führte vertrauen statt vertraun und damit einen bei der darauf folgenden Pause unerträglichen Anapäst ein.

**) Müller sagt nur, Geßler sei gefallen „ohne Theilnehmung des unterdrückten Volks".

***) Das Theater führte durch Versehen Wahnsinnige statt Wahnsinnge ein.

†) Nach der balbergischen Handschrift die drei Weiber, nach der Theaterbearbeitung Weiber und Volk.

leidenschaftlichen Hasse folgen, sehen in Geßler nur den von Gott geschlagenen Verbrecher. Als Rudolf, darüber empört, das Schwert gegen sie ziehen will, soll er erfahren, daß mit dem Tode Geßlers dessen Macht vorüber ist. Das Volk fühlt, daß es jetzt sich nichts mehr von des Landvogts Dienern gefallen zu lassen braucht. Dies spricht zunächst Stüssi aus*), worauf alle (die Weiber und das Volk) sich der Befreiung des Landes freuen.**) Rudolfs Klage, daß so rasch der auf Furcht gegründete Gehorsam vorüber sei, kommt aus einem treu seinem Herrn ergebenen und an Oesterreich hängenden Herzen. Durch den guten Rudolf hat Schiller die schroffe Gestalt Geßlers uns menschlich näher gebracht; denn diese treue Liebe deutet jedenfalls darauf, daß der Tyrann nicht von allem Menschengefühl verlassen war.

Als die Söldner endlich hereindringen, kann Rudolf ebensowenig an Widerstand als an Geßlers Rettung denken. Nur eine Pflicht hat er noch zu erfüllen, die Veste Küßnacht zu schützen; denn er fürchtet, selbst diese möge dem Kaiser verloren gehn, auch dort der Geist der Empörung einreißen. Seine Worte deuten nicht etwa auf die Furcht, daß man von den Waldstätten aus dorthin dringen werde. So muß selbst der treueste Mann, dessen Anhänglichkeit allein unter dem höhnenden Hasse der sich frei fühlenden Menge dem sterbenden Machthaber geblieben ist, seines Herrn Leiche im fremden Lande zurücklassen.

Daß diese aber nicht geschändet, sondern bestattet werde,

---

*) Bei Müller heißt es: „Die That Wilhelm Tells gab dem gemeinen Manne höhern Muth."

**) Die hamburger Handschrift verdoppelt, dem Verse zum Trotz, den Ausruf „Das Land ist frei!" Vgl. S. 307*.

dafür sorgen die gerade zur rechten Zeit eintretenden barmherzigen Brüder. Schiller glaubte, daß ihr Orden schon seit uralter Zeit bestanden habe; er kannte ihre weite Verbreitung in Italien, wie sich dies aus seinem Briefe an Fräulein von Göchhausen ergibt, worin er ihre Einführung vertheidigte. Den Orden gründete der Portugiese Juan Ciudad (di Dio) 1540 in Sevilla; 1624 erhielt er die Vorrechte der Bettlerorden und verbreitete sich seit dieser Zeit über Italien, Frankreich, Oesterreich, die Schweiz und andere Länder. Armgart*) bemerkt die Ankunft von sechs barmherzigen Brüdern, die in ihrer schwarzen Ordenstracht erscheinen. Wenn die Frau für diese, die sie verehrt, Platz gemacht haben will, so kann Stüssi nicht umhin, mit einem dem Volkssinne nahe liegenden Witze**), sie, in Bezug auf ihre schwarze Tracht, als Raben zu bezeichnen, welche niedersteigen, nachdem das Opfer gefallen. Hierbei liegt auch die Vorstellung zu Grunde, daß die Raben des Teufels Vögel sind, und sich beim Tode von Verbrechern auf die Leiche setzen. Weber hat, indem er von Schillers Bemerkung ausging, Stüssi vertrete den Clown, die ganze Charakteristik dieser Person für unglücklich erklärt. Aber Stüssi ist vielmehr der gewöhnliche Mann aus dem Volke, der sich seine heitere Laune erhalten hat; sein Herz ist empört über die schreiende Verletzung der natürlichen Rechte, aber dennoch genießt er heiter das Leben

*) In der dalbergischen Handschrift (nach Oesterley) mit Mechthild; die hamburger läßt die barmherzigen Brüder ganz weg. Nach den letzten Worten Rudolfs schließt der Akt in der dalbergischen und der mannheimer Handschrift mit dem sechsfüßigen Verse des Volks: „Jubelt! Jubelt! Das Land ist frei! Das Land ist frei!" Vgl. S. 306**.

**) Hoffmeister sieht darin nur den Ausdruck der Erbitterung ohne Ironie

und weiß allem seine heitere Seite abzugewinnen, oder es wenigstens zu seiner Unterhaltung in angeborener Geschwätzigkeit zu benutzen. Als der Tyrann gefallen ist, freut er sich über diese endlich eingetretene Rache, ja er ermannt sich zum Widerstande und höhnt den Gefallenen, der kein Gefühl für die heiligsten Rechte des Volkes gehabt; fern über den Gefallenen zu frohlocken, sieht er in ihm einen von Gottes Gericht getroffenen Verbrecher, an dessen letzten Augenblicken er sich weidet, in Erinnerung aller in diesen schweren Zeiten von ihm ausgegangenen Schändlichkeiten. Seltsam meint Weber, von Seiten der Schweizer sei hier nicht Ironie, sondern demüthige Dankbarkeit gegen Gott, der sie unerwartet errettet habe, an der Stelle gewesen!

Stüssis Spotte gegenüber drückt das schließende Lied (vgl. S. 231 f.) der die Leiche im Halbkreise umstehenden Brüder in einfacher, ihrem Charakter entsprechender Weise den Gedanken aus, daß der Tod oft unversehens den Menschen aus dem Leben reiße und ihn vor seinen Richter stelle.*) Die Absicht, die heftig erschütterte Seele des Zuschauers zu besänftigen und

*) Tritt an, nicht mit dem Begriffe des feindlichen Angriffs, sondern im gewöhnlichen Sinne, um mit ihm zu reden, hier um ihm sein Ende anzusagen, wie in der Volkssage, bei dem Todtentanze und in Lessings Lied der Tod. Bei Horaz klopft der Tod an (carm. I, 4, 13); auch spricht dieser vom Schritt des Todes (carm. I, 3, 17. 32). Am wenigsten hat dem Dichter das homerische *ἐποίχεσθαι βελέεσσιν* vorgeschwebt, das Voß gewöhnlich übersetzt „mit dem Geschoß ereilen", nur einmal „schnell anfallen". — 3 f. Das unbestimmte Es vor stürzt und reißt paßt eigentlich nicht zur persönlichen Einführung des Todes am Anfang, da es auf eine geheime, dämonisch wirkende Macht deutet. Man würde Er, was schon in neuern Ausgaben steht, gern lesen, folgte dieses nicht 6 vom Sterbenden. Jedenfalls stört es auch, daß Es 3 f. in ganz anderer Beziehung wie 2 steht.

durch den Eindruck eines religiösen Gefühls zu versöhnen, hat man mit Unrecht diesem Chorgesang zugeschrieben. Schiller, der, wie er selbst sagte, wenn es angegangen wäre, die barmherzigen Brüder die Leiche hätte forttragen lassen, wollte das Gefühl bezeichnen, welches jeder plötzliche Todesfall im Menschen und besonders in dem an jenseitige Vergeltung denkenden Herzen erregt. Aehnlich hatte er in der Braut den Chor verwandt.

Fünfter Aufzug.

Zwing-Uri wird auf die durch die Feuerzeichen gegebene Kunde trotz Fürsts hemmender Sorglichkeit zerstört. Melchthal verkündet die Erstürmung der beiden Burgen. Die Nachricht von Albrechts Ermordung befreit die Waldstätte von dem drohenden Zorne des Kaisers, dessen Tod zu rächen sie von der Wittwe vergebens aufgerufen werden. Tell kehrt zu den Seinen zurück. Ueber die That des in sein Haus getretenen Kaisermörders äußert dieser seinen tiefsten Abscheu, erbarmt sich aber schließlich des Enkels von Kaiser Rudolf. Tell wird von allen Landleuten als Retter begrüßt. Bertha als aufgenommene Schweizerin reicht Rudenz die Hand; dieser gibt alle seine Knechte frei. Zwischen diesem und dem vorigen Aufzug liegen zwei Nächte.

Erste Szene. Die Zerstörung von Zwing-Uri beginnt. Melchthal berichtet über den Fall der beiden Burgen. Die Kunde von Albrechts Ermordung kommt den Waldstätten sehr gelegen. Die Forderung der Wittwe des Kaisers wird von ihnen entschieden abgelehnt. Jetzt, wo der Sieg der Freiheit vollendet ist, ziehen die Landleute zur Begrüßung Tells nach dessen Wohnung.

Wir finden uns bei Tagesanbruch auf derselben Stelle, wie I, 3.*) Auf den Bergen links (in Unterwalden) sieht man noch Feuersignale**) und hört die Glocken zum Siege läuten. Von den Verschworenen des Bundes sind nur der Fischer, der Hirt und der Jäger gegenwärtig, neben ihnen der Steinmetz, Landleute, der Stier von Uri (vgl. S. 206), Weiber und Kinder. Von den Verschworenen***) führt der feurig wie IV, 1 auftretende Ruodi das Wort, sonst spricht allein nur noch der Steinmetz, nicht zum Vortheil des dramatischen Lebens. Jetzt, wo unzweifelhaft die Sache der Freiheit in Unterwalden gesiegt hat, fordert Ruodi alle auf, nicht länger mit der Zerstörung von Zwing-Uri und ihrer eigenen Befreiung zu warten. Auch der Steinmetz stimmt lebhaft für die Zerstörung, da der allgemeine Ruf sie fordere. Ruodi befiehlt sodann dem Stier von Uri†), von der Hochwarte herab alle Männer des Gebirgs durch sein Horn aufzurufen. Dieses Zeichens ward früher nicht gedacht††); auch sollte man glauben, Fürst habe längst für die Bewaffnung des Landsturmes gewirkt. Doch dieser möchte in kaum begreiflicher

*) In der mannheimer Handschrift fehlt in der Beschreibung der Dekoration Zwing-Uri mit dem Baugerüste, da die Zerstörung außerhalb der Bühne geschehn soll.

) Statt Feuersignale schrieb schon Körner Feu'rsignale. — Auf den Bergen. Vgl. S. 189*. 225. Nach der frühern Bestimmung der Dekoration (S. 16) sollte man „Signalfeuer auf acht oder zehn Bergen" sehn.

***) Auf dem Rütli erschienen außer Fürst im ganzen zehn, von denen fünf ohne Namen.

†) In der mannheimer Handschrift ist jede Erwähnung desselben ausgefallen.

††) Bei den Worten „jedes Echo in den Felsenklüften aufweckend" denkt Schiller wohl an Scheuchzers Erwähnung der „vielfältigen (sieben- bis zehnfachen) Echo oder Wiederhall, der bald aller Orten kann wahrgenommen werden".

Aengstlichkeit, man solle erst sichere Kunde von Unterwalden und Schwyz erwarten. Ruodi weist diesen Vorschlag durch die Hinweisung auf Geßlers Tod, der Steinmetz durch die Kunde der Flammenzeichen leicht zurück. Ersterer fordert sodann alle auf, sich an der Zerstörung zu betheiligen, während der Steinmetz sich an die Gesellen wendet. Mit wildem Rufe stürzen sie sich auf den Bau. Fürst möchte vergeblich sie noch zurückhalten.*)

Da kommen die Unterwaldner Melchthal und Baumgarten. Ersterer spricht seine Verwunderung aus, daß Zwing-Uri noch steht, doch sollte er bemerken, daß man bereits mit dem Niederreißen, aber sonderbar nur des Gerüstes, beschäftigt ist. Fürst wünscht zu erfahren, ob Melchthal ihnen die Freiheit bringe, ob alle Lande, d. h. Unterwalden und Schwyz, frei von den Tyrannen seien, obgleich dieser eigentlich nur von Unterwalden berichten kann, was er bereits gethan. Das ist doch ein gar ängstlicher Freiheitsmann, der seinen Rütlischwur gründlich vergessen hat, nicht weniger was er und Stauffacher freilich nur durch ihr Stillschweigen am Ende von IV, 2 zugesagt, der sich die Freiheit von außen bringen lassen will. Melchthal ist gutmüthig genug, den „alten Vater" zu umarmen, und ihm zu versichern, daß im Schweizerlande, in den Waldstätten, kein Tyrann mehr lebe. Der Ermordung Geßlers wird als bekannt gar nicht gedacht. Sofort muß er erzählen, wie ihnen die Zerstörung der beiden Burgen in Unterwalden gelungen. Das Ersteigen des Roßbergs wird kurz abgethan, etwas ausführlicher die Räumung und Anzündung des sarner Schlosses be-

*) Es ist im Lauf. Man sagt etwas ist in seinem Lauf von dem, was man nicht hindern kann, wie im Französischen avoir son cours.

schrieben.*) Es war eben kaum möglich, es wahrscheinlich zu machen, wie beide Vesten so rasch gefallen seien, da die früher in Aussicht genommene Gelegenheit nicht benutzt werden konnte. Je kürzer der Dichter sich dabei fassen mußte, desto lebendiger und echt dramatisch wird Berthas Rettung geschildert.**) Daß während der Erzählung***) das Stürzen der Balken vernommen, auch wohl geschaut wird †), ist gut ersonnen, aber nicht abzusehn, warum das Gebäude selbst nicht zerstört wird. Fürst wünscht ganz besonders zu wissen, wie es mit dem Landvogt Landenberg stehe. Tschudi sagt, er sei ungestört dem Gebirge nach über Alpnach nach Luzern geflohen, ohne seines weitern

---

*) 35. Mannlich, die alterthümliche Form, die sich bei Tschudi findet, so daß Bierlinger nicht auf Grasser (vgl. S. 10) zu verweisen brauchte. Doch hat Stauffacher III, 3 von Tells Schuß männlich. — Wagethat, wohl Neubildung nach Wagestück, wie im Tell noch Wagefahrt, Wagesprung sich finden. — Geleert. Bei Tschudi wird erwähnt, daß, nach Eroberung des Schlosses und Gefangennahme der Knechte und des Hausgesindes, aller Hausrath daraus gethan und die Burg geschleift worden. Das keine große Mühe kostende Anzünden der farner Burg wurde durch die von Schiller ersonnene Rettung der Geliebten bedingt.

**) Diethelm. Vgl. S. 172* f. — Bub, nach älterm Gebrauche für Knappe, Knecht, Diener, wie in Goethes Götz nach der zu Grunde liegenden Lebensbeschreibung neben Knecht. — Auch das alte selbander für zusammen ist absichtlich gewählt. — Das erste „Sie ist gerettet?" fehlt in der balbergischen Handschrift, in der hamburger nebst Melchthals Rede.

***) Fürsts zweite Unterbrechung: „Sie ist gerettet", fehlt durch ein offenbares Versehen in der balbergischen und der darauf beruhenden mannheimer Handschrift.

†) In den Handschriften steht auch entsprechend am Schlusse von Melchthals nächster Rede (48): „Man hört schwere Steine herabstürzen", und nach der zweitfolgenden (63) vor Fürsts Frage: „Wo ist der Landenberg?", die szenarische Bemerkung: „Das Gerüste stürzt zusammen."

Wegs zu gedenken. Natürlich wird er von dort zum Könige geflohen sein. Schiller konnte dies schon deshalb nicht brauchen, weil Melchthal als Rächer seines Vaters erscheinen sollte, aber es paßte auch kaum zu der Art, wie die Einnahme der Veste jetzt gedacht wurde. Melchthal kann sich nicht der Mäßigung rühmen, die sich die Verbündeten auf dem Rütli gelobt hatten; er verfolgte den Fliehenden, erreichte ihn, schleppte ihn zu den Füßen seines Vaters, den Schiller hier (vgl. S. 183) wohl noch im Melchthal sich denkt. Dorthin schleppte er ihn mit Gewalt, um vor jenem seine Rache zu üben, und schon wollte er ihn mit dem über ihm geschwungenen Schwerte tödten, als auf dessen flehende Klagen der Vater selbst um Gnade für ihn bat. Das Gefühl der Rache hatte ihn hingerissen. Erst als Landenberg geschworen, nie zurückkehren zu wollen, entließ er ihn. Müller berichtet: „Als Landenberg, da er aus der Kirche durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach [nördlich] floh, ereilt wurde, mußte er, wie andere von den Burgen, Urphede*) schwören, daß er nicht wieder in diese schweizerischen Waldstette kommen wolle.“ Nach Schiller brachte Melchthal ihn südlich, zur Wohnung des Vaters, und so floh er über den Brünig.**) Der gute

*) Müller bemerkt dazu: „Ein solchen Eiden eigenes Wort.“ Im Mittellatein heißt das deutsche Wort urpheda, wonach Müller Urphede brauchte. Die deutsche Form ist herzustellen, da Fehde (Treue) im Deutschen, wie die entsprechenden Wörter in allen Sprachen, das f des zu Grunde liegenden fides erhalten hat. Urphede stand auch ursprünglich in Goethes Götz; die eigene Lebensbeschreibung des Ritters hatte Urpheb.

**) Minor hat aus dem Schillerarchiv ein Stück eines ursprünglichen Entwurfs dieser Stelle bekannt gemacht. Auf Walther Fürsts Frage: „Wo sind Sie?“ erwidert Melchthal: „Sie folgen nach zu Schiff.“ Dagegen antwortet auf dessen unmittelbar darauf folgende Frage: „Wo ist der Landenberg?“ ganz passend

Fürst ist erfreut, daß kein Blut dabei geflossen.*) Erst als Kinder mit Trümmern des Gerüstes unter dem Ruf „Freiheit! Freiheit!" über die Bühne eilen**), wird auch sein Herz begeistert; den von Mädchen***) ihm gebrachten Hut, welchen Geßler zum Hohn wider die Freiheit hatte aufpflanzen lassen, will er nicht verbrannt, sondern als Zeichen der Freiheit aufbewahrt wissen. Daß unter dem Hute Fürsts Enkel gestanden, widerspricht der Darstellung III, 3; denn Walther stand unter der Linde, nicht unter der Stange. Aber vgl. S. 259**. Die Aufbewahrung des Hutes ist nicht geschichtlich. Als altes Sinnbild der Freiheit bezeichnet Müller den Hut, den in Geßlers Sinne zu ehren Tell sich geweigert habe (?). Der Hut sei schon bei den Römern Sinnbild der Freiheit (bei den freigegebenen Sklaven auch nach Cäsars Ermordung) gewesen. Schiller folgt hier Am Bühl†), nur läßt er den Hut von Mädchen auf der Stange bringen.

---

nicht Melchthal, sondern Baumgarten: „Ueber den Brünig. | Der kehrt nicht wieder in das Schweizer Land." Die sich daran schließende Rede Melchthals begann: „An mir nicht lag's".

*) Müller hebt hervor, daß beim Brechen der Burgen „kein Tropfen Blut vergossen wurde".

**) In der mannheimer Handschrift kommen nach Fürsts Wort: „Wohl euch, daß ihr den reinen Sieg mit Blute nicht geschändet", Landleute, dann die vier Weiber und Baumgarten. Aber dieser ist schon auf der Bühne. Weiter heißt es: „Alle Landleute, Weiber, Kinder (eilen zu gleicher Zeit mit Trümmern des Gerüsts über die Szene). Rettung und Erlösung!" woran sich Fürsts Wort schließt: „Seht, welch ein Fest!"

***) Die dalbergische Handschrift nennt (nach der „historisch-kritischen" Ausgabe) unter dem Volke auch Mechthild, Armgart, Hildegard und Elsbeth, wie gleich darauf vor „Mehrere Stimmen" noch Mechthild und Elsbeth.

†) Bei Am Bühl will Tell selbst den noch auf der Stange aufgesteckten Hut

Mittlerweile hat man das Horn des Stiers von Uri von der Hochwacht herab vernommen und auf den Trümmern des jetzt ganz abgerissenen Gerüstes sieht man nun Landleute, Weiber und Kinder in einem Halbkreis gruppirt sitzen. Von der Zerstörung des Baues ist keine Rede. In der an Iffland gesandten Angabe der Dekoration hieß es: „Das Gerüste wird eingestürzt; alles Volk legt Hand an, Zwing-Uri zu zerbrechen, man hört Balken und Steine fallen. Das Gerüste kann auch angezündet werden.“ Aber das Gerüste sollte nur dienen, das Werk zu erleichtern, der ganze Bau bis zum Boden müßte zerstört werden und auf den Trümmern das Volk sitzen, damit Melchthal, der am Anfang sich gewundert hatte, daß die Burg noch stehe, jetzt mit Recht sagen könne, sie ständen nun fröhlich auf den Trümmern der Tyrannei, ihr Schwur im Rütli sei herrlich erfüllt. Jetzt ist es nicht wahr.*)

Der zaghafte Fürst, der Schwiegervater des zur That entschlossenen Tell, regt zuerst die Sorge wegen der Rache des Königs an, welche Melchthal, Ruodi und der mit ersterm gekommene, aber sonderbar erst jetzt mitsprechende Baumgarten mit echtem Schweizermuthe verscheuchen. Die Andeutung der Furcht soll die folgende Nachricht von Albrechts Ermordung vorbereiten, die jene Sorge gründlich niederschlägt. Rösselmann

---

als „Denkmal unserer Schande“ umreißen. Aber Attinghausen ist dagegen, da der Hut durch Tell ein Zeichen der Freiheit geworden, worauf Stauffacher bemerkt: „Und für die künft'gen Zeiten werd' es ein Denkmal unsres Bundes.“ Bei Petri reißt das Volk ihn um, und einer ruft: „Reißt alles, Brüder! vernichtet alles, was die Schande unserer Knechtschaft verewigen könnte! laßt nichts stehn!“ Am Bühl läßt am Schlusse auch noch den Bau der beiden Kapellen an der Tellplatte und an der Stelle, wo Geßler gefallen ist, beschließen.

*) Melchthals Rede fehlt in der hamburger Handschrift.

und Stauffacher kommen nacheinander mit dieser Kunde. Vgl. S. 126.*) Des letztern Erscheinen wird gerade durch die Ueberbringung dieser Nachricht gerechtfertigt, die er von Johannes Müller von Schaffhausen, einem „glaubenwerthen**) Manne", vernommen hat. Schiller setzte hier dem befreundeten Geschichtschreiber der Schweiz, dessen Werk er so vielfach benutzt, dem er einen Theil seines Dramas zur Besorgung an Iffland mitgegeben hatte (vgl. S. 127*), ein schönes Denkmal, wie schon in den Räubern dem guten Pfarrer Moser, und wie er auf dem Rütli auch Am Bühl hatte auftreten lassen. Aehnlich hatte Goethe im Götz seinen Freund Lerse verewigt. Alle erfüllt die Mordthat mit Abscheu, obgleich Stauffacher, noch ehe er sie berichtet hat, ihre günstige Folge für die Waldstätte hervorhebt.***) Bei der lebhaften, möglichst knapp gehaltenen durch Melchthal und Fürst unterbrochenen Erzählung folgt Schiller wesentlich Tschudi†), selbst in manchen Ausdrücken

*) Wackernell hat darauf hingewiesen, daß auch Tschudi Albrecht, als er auf die Kunde von dem, was in den Waldstätten geschehen, ins Land gekommen, dies „mit einem gewaltigen Hörzuge an Inen zu rächen" gedacht. Daß Stauffacher die Burg in Lowertz zerstört hat (S. 71), ist von Schiller übergangen.

**) Glaubhaft schloß der Vers aus. Meyer schrieb glaubenswerther, obgleich Schiller bei solchen Zusammensetzungen das s wegläßt.

***) In der dalbergischen und der mannheimer Handschrift spricht Stauffacher, nicht Rösselmann: „Hört und erstaunet (seit Körner erstaunt)!", erst die folgenden Worte Rösselmann, die Nachricht selbst („Der Kaiser ist ermordet!") wieder Stauffacher.

†) Für durch das Saatfeld hat Schiller durch ein geackert Feld. Beides soll nur die dortige Gegend als eine ackerbautreibende bezeichnen, im Gegensatze zu den Waldthälern der drei Lande, keineswegs auf den frevelhaften Ritt über Saatfelder deuten, wie Vierlinger vermuthet, den das unmittelbar darauffolgende „eine alte große Stadt soll drunter [unter dem geackerten Feld] liegen" hätte belehren sollen.

(vgl. S. 73 f.), doch gibt er Albrecht seinen zweiten Sohn Leopold zum Begleiter*), nennt das Zerspalten des Kopfes erst an dritter Stelle und läßt einzelnes aus.**) Auch die Jahreszeit, in welche die Mordthat fiel, den 1. Mai, konnte er nicht gebrauchen. Windisch erwähnt er nicht, benutzt aber Müllers Angabe, daß in der Ebene das alte Vindonissa gelegen, zu der Bemerkung, eine alte große Stadt aus der Heidenzeit***) solle darunter liegen. Vindonissa wurde erst 594 durch Childebert II. zerstört, was Schiller bei Ebel fand. Tschudi berichtet, daß sich hier, als man an der Stelle, wo der König erschlagen worden war, das Fundament zum spätern Kloster Königsfelden legte, viele Silber- und Kupfermünzen der „alten heidnischen Kaiser" und viele Mauersteine gefunden, „zu einer Anzeigung der alten witberümbten großen Stadt". Melchthal sieht in dem Königsmord die Folge von Albrechts unersättlicher Habsucht, gerade wie Tschudi sagt: „Also kam der Künig von syns großen Gyt und Karghyt wegen umb syn Leben." Auch was von dem allgemeinen Schrecken und von dem Verschließen der Thore von Zürich gesagt wird, nahm Schiller aus Tschudi

*) Müller berichtet, daß der Anblick Leopolds Johann zur blutigen Rache gereizt habe. — In den Handschriften steht Johann von Oestreich (statt Schwaben), weiter unten in die Seite (statt Kehle). Die dalbergische hat dem (statt den) edlen Herrn. Die hamburgische verkürzt auch hier; sie läßt die vier Verse, „Es hieß . . . sein Ohr" und darauf die fünf „Mit ihm . . . trennten" weg.

**) Oben II, 2 hieß es, der Herzog habe um sein Mütterliches gebeten, während hier das väterliche Erbe genannt wird. Tschudi spricht von seinen „väterlichen und mütterlichen" oder allgemein von „seinen Erblanden". — Hofstatt, wie II, 2 Pfalz, der jedesmalige Sitz des Königs.

***) Der Heiden Zeiten haben die Handschriften, der Heiden Zeit alle Ausgaben bis auf Meyer, der richtig Heidenzeit schrieb.

(vgl. S. 74), nur das Sperren der Gebirgspässe und das Verwahren der Grenzen jeden Standes*) schöpfte er aus Müller; dieser aber gedenkt bloß der Grenzbefestigung von Schwyz und Unterwalden. Daß Albrechts Ermordung und der Bann gegen die Mörder hier gegen die Geschichte unmittelbar an die Befreiung der Waldstätte gerückt ist, ward schon S. 126 bemerkt. Auch die Rachewuth der Königin Agnes bot Tschudi. Dieser berichtet, sie habe bei der Eroberung von Farwargen, der Burg Palms (Balms), sich so unbarmherzig gezeigt, daß sie „in der Entleibten Blut [63 Kriegsmänner wurden hier vor ihren Augen enthauptet] herumgespaziert", und gesagt, „sie bade im Meyenthau".**) Daß die fünf Verschworenen, von denen aber zwei nicht als mitwirkend bei der That erwähnt werden***), nach verschiedenen Seiten flohen, stammt gleichfalls aus Tschudi. Fürst hebt hervor, so habe die Rache ihnen keine Frucht getragen, wie sie es nie thue, da sie nur grausen Mord verübe, nicht das Recht herstelle, was wohl nicht durchaus als wahr gelten kann, ja durch Tells That widerlegt wird, doch dem Dramatiker ist es gestattet, einen solchen Fall in lebhafter Vorstellung zu verallgemeinern.†) Aber Stauffacher gedenkt, wie

*) Stand bezeichnet jede staatliche, sei es geistliche oder weltliche, Herrschaft. In anderm Sinne nannte Melchthal IV, 2 den Bauernstand älter als den der Ritter (S. 285).

**) Ueber Maienthau vgl. unsere Erläuterungen zu Uhlands Dramen S. 270. — Stauffachers „Ein ungeheurer Schrecken" u. s. w. nebst Melchthals Frage strich die hamburger Handschrift der Verkürzung wegen.

***) Bei Müller heißt es von Wart, er habe betäubt gestanden; Tegerfelds erwähnt er bei der That nicht.

†) Statt „Sich selbst . . . das Grausen" haben die Handschriften: „Mit blinder Wuth | Schlägt sie den Baum, der fallend sie zerschmettert."

sehr er auch Fürst beistimmt, der günstigen Folgen der That für die Waldstätte, die selbst keine Schuld daran trügen, wobei mit starker dichterischer Freiheit angenommen wird, Heinrich von Luxemburg sei schon jetzt zum Nachfolger von den meisten Kurfürsten gewählt. Auch Fürst freut sich, daß die Waldstätte nun vom größten Freiheitsfeind erlöst seien, und er hofft auf Gerechtigkeit vom neuen Kaiser, weil sie fest am Reiche gehalten. Schon aus Klugheit, meint Stauffacher, werde dieser sich der Waldstätte gegen Oesterreichs herangewachsene Macht annehmen.*) Jetzt, wo die Freiheit der Waldstätte durch den bevorstehenden Uebergang der Reichsherrschaft von Oesterreich an ein anderes Fürstenhaus völlig gesichert scheint, umarmen sich die Landleute voll innigster Freude, daß der Zufall sie aus der größten Gefahr errettet hat. Der Muth der beiden ältern Befreier erscheint hier freilich in etwas zweideutigem Lichte. Der thatkräftige Melchthal hat sich zunächst nicht weiter eingemischt.

Da kommt der von dem Sigristen auf sein Verlangen zu den Vertretern der Waldstätte geführte Reichsbote mit einem Schreiben der Königin Wittwe, welche die Waldstätte als Bund anerkennt, wie es Albrecht gethan hatte, als er seine Abgesandten von Ochsenstein und von Lichtenstein (nach Müller) an sie schickte. Ihr Brief ist wesentlich nach Tschudi (vgl. S. 75), nur daß Schiller die Königin sich auf die von Rudolfs Fürstenhaus empfangene Liebe und Gunst berufen läßt, und an die Stelle des Versprechens, sie werde, wenn sie ihr zur Rache behülflich seien, es ihnen immer gedenken, die Versicherung setzt, in ihrem Schmerze erinnere sie sich ihrer alten Treue und Liebe. Die

*) Von den sechs Versen „Vernahmt ihr was? . . . Oestreichs Rache" hat die hamburger Handschrift nur den dritten und vierten beibehalten.

Verlesung durch Fürst wird gleich nach der Adresse*) von vielen Stimmen unterbrochen, die von der Königin Wittwe nichts wissen wollen; nach der Versicherung, daß sie der alten Treue und Liebe der Schweizerlande, wie hier die Waldstätte heißen, gedenke**), kann der freisinnige Melchthal sich einer bittern Bemerkung nicht enthalten; die schließliche Berufung auf die von Rudolfs Fürstenhaus empfangene Liebe und Gunst begegnet allgemeinem Unwillen, und regt das Selbstgefühl des Volkes neu an. Der geschichtskundige Stauffacher führt aus, wie Albrecht sich vielmehr stets ungnädig und ungerecht gegen die Waldstätte gezeigt.***) Liege es ihnen auch fern, jetzt, wo der König gefallen sei, Böses mit Bösem zu vergelten, setzt Fürst wieder etwas selbstbewußter hinzu, so könnten sie sich doch nicht herbeilassen, die Mörder zu verfolgen. So ist die Antwort der Waldstätte bei Tschudi (vgl. S. 75) auf beide Personen vertheilt. Nur der Schluß beider Aeußerungen, die, wie auch Melchthals folgende Rede und die letzte Stauffachers, auf ein Reimpaar enden, gehört ganz Schiller an. Stauffacher weist darauf hin, daß der König, ganz im Gegensatz zu dem Vater, seine hohe Stellung allein zum Vortheil der Seinen, die er gefördert†), ausgebeutet habe (vgl. S. 300 f.). Fürst deutet darauf, daß er sich keine Liebe

---

*) Den bescheidnen Männern. Vgl. S. 181. Der König nannte sie Landleute. Hier erwartete man eher ehrbar.

**) In beiden Handschriften steht zweimal Kaiserin, einmal Königin; der Druck hat letzteres an allen Stellen.

***) Auffällt rührte an. In der hamburger Handschrift waren elf Verse von „Hat er den Brief" an weggefallen.

†) Gemehrt, eine fast höhnische Beziehung auf den Titel des Kaisers als allezeit Mehrer des Reichs (eine irrige Uebersetzung von semper Augustus).

erworben*), und von den ihnen aufgezwungenen Pflichten seien sie durch seinen Tod befreit.**) Viel schärfer tritt der feurige Melchthal auf, der, anknüpfend an Stauffachers Rede, den Reichsboten auf den Gegensatz ihrer Freude zum wilden Schmerze der den Himmel anklagenden Königin***) hinweist, während sie demselben Himmel danken für die Befreiung von des Königs sie unterdrückendem Vogte. Aber sonderbar schließt er mit der wohl durch den Reim veranlaßten Bemerkung, die Königin könne keine Thränen über Albrechts Tod von ihnen erwarten,

*) „Liebe muß ein freies Opfer sein", läßt sich nicht befehlen. Das Sprichwort sagt: „Liebe erwirbt Liebe", auch „Liebe wird durch Liebe erkauft".

**) Ein erhaltenes Blatt enthält Entwürfe Schillers. Zu dem Verse: „Ihn rührte unsre Noth nicht an — Ihm Dank?" hatte er versucht (die beiden ersten später benutzten Verse sind durchstrichen): „Das Haus des Königs ist in Leid versenkt, | Doch ganze Völker preisen seine Huld. | Nicht Achtung sind wir schuldig seinem Namen." Die auf „Nicht Dank . . . Thälern" folgenden Verse: „Es stand . . . weinen" lauten hier: „Er saß auf einem hohen Stuhl, | Er konnte ein Beglücker sein der Völker, | Doch ihm gefiel es nur zu sorgen für sein Haus, die Seinen. | Die er erhoben, mögen um ihn weinen." (Wir haben die Uebereinstimmung durch gesperrten Druck angedeutet.) Wörtlich findet sich hier die Stelle: „Doch daß wir . . . gebühren", dagegen hatte Schiller die folgenden drei Verse mannigfach versucht. Wir lesen hier (wir bezeichnen die verschiedenen Versuche mit Zahlen): (1) „sie | Furcht kann sich der Lebende kann freie Herzen zwingen." Offenbar wurde nach der Lebende ein erzwingen oder etwas ähnliches gedacht, dann aber eine andere Wendung versucht. | (2) „Was man dem Todten leistet, muß aus Liebe geschehen." Darauf folgt ein anderer abgebrochener Versuch: „Den Dienst der Todten". | (3) „Wer freie Herzen zwingen will, muß leben, | Dem Todten" (abgebrochen). | (4) „Doch Liebe erntet nicht" (abgebrochen). | (5) „Gezwungner Dienst endet mit d. Leben!" | (6) „Wer . . . . . | Den Todten überlebt allein die Liebe!" Goedeke gibt S. XVI f. diese Versuche in einer Weise, welche die Einsicht erschwert.

***) Müller berichtet, die Königin Elisabeth sei anfangs halbentseelt gewesen, alle ihre Kinder hätten zu Gott geschrieen.

da er sie nicht liebevoll behandelt habe.*) So geht denn der Reichsbote unverrichteter Sache schweigend ab, da er sich von der Stimmung der befreiten Lande überzeugt hat. Erst jetzt, wo jede Furcht beseitigt ist, erinnert Stauffacher etwas spät an Tell**) und fordert alle auf, mit zu dessen Hause zu ziehen, um ihm als ihrem Retter zu danken, wobei wohl der Gegensatz zu Albrecht vorschwebt, der nichts weniger als auf ihren Dank sich ein Recht erworben hat. Vgl. oben S. 127 f.***)

Zweite Szene. Bei Hedwig, welche ihren Gatten mit

*) Die balbergische Handschrift hat vor dem Abgange des Reichsboten noch folgende wohl erst später hinzugefügte Rede Stauffachers, welche etwas schroff die Ermordung als eine Strafe bezeichnet, die gute Früchte bringen dürfte: „Oft ists der Frevel, der den Frevel rächt. | Albrecht war selbst der Mörder seines Herrn. | Damals, man darf es endlich jetzt gestehen, | Da fiel der bessre durch den schlechtern Mann, | Und nicht ein fürstlich Grab wollt' er ihm gönnen. | Wir wollen uns nicht mischen in den Streit, | Der droben herrschet in den wilden Höhen, | Doch Segen quillt und warme Fruchtbarkeit, | Wenn die Gewitterlüfte sich entladen." Die mannheimer Handschrift gibt sie Melchthal. — Nach Müller äußerte Freiherr von Wart, einer der Mörder, auf dem Rade, sie hätten keinen König erschlagen, sondern den, welcher wider Ehre und Eid eine blutige Hand an seinen Herrn König Adolf gelegt. Schmidt „Geschichte der Deutschen III, 442 berichtet, Bonifacius VIII. habe noch 1301 an die geistlichen Kurfürsten geschrieben, Albrecht habe nicht gescheut, sich gegen seinen Herrn zu empören und sich in das römische Reich einzudrängen. — Zu den wilden Höhen V. 6 vgl. man die großen Höhen im ersten Chorlied der Braut von Messina 107.

**) In der balbergischen Handschrift ist, da hier Stauffacher unmittelbar vorher gesprochen, diese Rede Melchthal zugeschrieben. Sie scheint uns eher in Stauffachers als in des jungen Melchthal Sinne gedacht. Stauffacher tritt hier, wie zuletzt auf dem Rütli, für alle drei Lande ein, was der Vertreter von Uri, der Schwiegervater Tells, nicht wohl thun konnte.

***) Die szenarische Schlußbemerkung lautet in der balbergischen Handschrift: „Alle erheben sich und brechen auf, indem sie zugleich die Trümmer des Gerüstes mit fortnehmen."

sehnsüchtigster Freude erwartet, erscheint ein Mönch, der sie durch sein ganzes Wesen und die Beschwörung, sich seiner anzunehmen, in Schrecken setzt. Dem mit unendlicher Freude von den Seinen empfangenen Tell gibt er sich als Johannes Parricida zu erkennen; als er aber seine arge Blutthat der Nothwehr Tells gleichstellen will, wendet dieser sich mit Abscheu von ihm ab, doch die Erinnerung, Kaiser Rudolfs Enkel sei es, der seine Hülfe anfleht, erregt sein menschliches Erbarmen. So entläßt er ihn denn mit Rath und Wegzehrung. Tell dagegen wird zur feierlichen Begrüßung abgerufen. Vgl. S. 128—132.

Auch die Gattin bezeichnet den auf heute erwarteten Tell als Retter des Landes, als welcher er am Schlusse hervortreten soll. Vgl. S. 95 f.*) In knabenhaftem Stolze will Walther auch einen Theil des Ruhmes sich zueignen**), wodurch er Hedwig an das große Leid um ihn erinnert***), das heute vorüber sei, wo sie sich ganz der Freude über den Besitz der Ihrigen hingeben kann. Da erscheint an der offenen Thüre ein Mönch. Der Dichter läßt Parricida wider die Geschichte als Mönch in Tells Hause auftreten. Bei Tschudi heißt es, Herzog Hans habe, nachdem er in einigen Klöstern eine Zuflucht gefunden, sich nicht mehr für sicher gehalten; „bekleidt sich wie ein Beghart-

*) 1. In der Anrede haben die beiden Handschriften das richtigere lieben (statt liebe) Kinder; liebe steht in den Drucken auch IV, 3, 62. Der Vokativ fordert rechtmäßig die schwachen Formen.

**) 6. Hart am Leben vorbeigehn, ein nicht recht klarer Ausdruck dafür, daß der Schuß auf Leben und Tod ging. Vorschwebt das gangbare ans Leben gehn.

***) 9. Zweimal hat sie den Mutterschmerz um ihn gelitten, mit Bezug auf die schreckliche Angst, in welche sie die Kunde von dem Schusse versetzte, obgleich sie gleichzeitig die von der Rettung des Knaben erhielt. Vgl. IV, 2 und oben S. 278.

Bruder, zoch über das Gebirg in Italiam." Als Augustinermönch soll er in Pisa gestorben sein.*) Hedwig will den Mönch an diesem Freudentage aufs beste bewirthen.**) Der jüngere Knabe, der zuerst den Gast bemerkt hat, bittet ihn freundlich einzutreten, um sich zu laben; Walther ladet ihn zum Sitzen ein, und erwidert in kindlicher Weise auf seine scheue Frage, wo er sich befinde. Aber Hedwig wird von Grausen erfaßt, als der Mönch, der „scheu, mit zerstörten***) Zügen" umherblickt, sie fragt, ob sie allein und wo ihr Herr†) sei; kann sie ihre Furcht auch nicht verhehlen, so reicht sie ihm doch den Becher.††) Dieser will, trotz seines brennenden Durstes†††), nicht eher etwas anrühren, bis sie ihm Aufnahme zugesagt; von steigendem Grausen erfaßt, schneidet sie, als er sie berühren will, seine Rede mit der Mahnung ab, ihr fern zu bleiben. Da beschwört er sie denn bei dem Feuer des Herdes und ihren Kindern; als er diese berührt, ruft sie entsetzt ihm zu, er möge

*) Die weiße Mönchskutte, in welcher er nach Schiller (vgl. oben S. 33) auftreten soll, war die der Augustiner. Dominikaner und Karthäuser trugen darüber einen schwarzen Mantel.

**) Sonderbar ist nach 15 die szenarische Bemerkung: „Geht hinein und kommt bald mit einem Becher wieder." Das letztere sollte erst unten, wo sie wirklich zurückkommt, erwähnt werden, hier nur ihr Hineingehen.

***) Zerstört fällt in der szenarischen Bemerkung (18) auf, wo das gewöhnliche verstört genügt hätte. Freilich soll zerstören hier auf eine dauernde wirre Entstellung, wie beim Irren, nicht auf eine augenblickliche Verlegenheit deuten, aber auch verstören kann dieses bedeuten, und kein eigentliches Zerstören der Züge, nur eine Entstellung findet statt.

†) Bezeichnung des Gatten nach älterm Gebrauche. Vgl. dagegen S. 162***.

††) Vgl. S. 191*. — 24. Statt als ob stand ursprünglich als wenn.

†††) 26. Herz nach volksthümlichem Gebrauche, wie in der Redensart nichts übers Herz bringen. Bei Homer steht so θυμός.

von ihnen lassen. In der Odyssee XIV, 158 f. schwört Odysseus bei dem Tische und dem Herde. Sonst hat Homer die Beschwörung bei allem, was einem heilig und werth ist; bei Personen wird besonders das Haupt genannt. Vgl. Ilias XV, 663 ff. Odyssee XV, 261 f. Vergil läßt den Aeneas bei seinem Vater und seinem Sohne schwören (VI, 360. vgl. IX, 300). An seinem wirren Blicke und seinem seltsamen Wesen erkennt Hedwig, daß der Fremde kein Mönch sein könne; sein Ausruf, er sei der unglücklichste der Menschen, erregt ihr Mitleid, steigert aber auch ihr Entsetzen.

Ergreifend ist die Rückkehr des in der Ferne durch die offene Thür vom Walther bemerkten Tell geschildert.*) Hedwig ist zugleich vor Schrecken über den unheimlichen Gast und vor Freude so ins Zittern gerathen, daß sie, im Begriffe dem Gatten entgegenzueilen, an der Thür stehn bleiben und sich anhalten muß.**) Der jüngere Knabe läßt sich dadurch nicht abhalten, dem Vater entgegenzueilen.***) Tells Erscheinen, der sich gewundert, daß die Knaben allein ihm entgegenkommen, und sein herzliches Wort, das innige Freude und Dank gegen Gott ausspricht, läßt Hedwig

*) Auf der wiener Hofbibliothek findet sich eine frühere Fassung von V. 32 („Mann, was sinnet ihr?") bis zum Schluß der szenarischen Bemerkung „hält sich an" (39) in Schillers Handschrift. Statt „Zurück von meinen Kindern!" steht dort „Laßt mir die Kinder los", und der Vers „Doch ener . . . zu" lautet: „Doch mir schnürt sich das Innre vor euch zu." Das an nach hält sich fehlt.

**) Rapp geräth über Vers 42 „Da steht . . . weiter", der eine frühere szenarische Bemerkung einfach wiedergibt, so in Entzücken, daß er meint, dieser charakterisire Hedwig besser als eine Biographie. Vierlinger ruft aus: „So viel vermag das Genie! Man suche ein ähnliches Motiv bei Shakespeare!" Zu diesem Verse bedurfte es wahrlich keines Genies.

***) Besser stände die szenarische Bemerkung, daß Hedwig nach wolle, zittere und sich (an der Thüre) anhalte, vor ihrer Rede.

endlich sich fassen, und so fällt sie ihm um den Hals. Ihr erstes Wort gilt der Angst, die sie um ihn gelitten; er aber bittet sie, statt der vergangenen Noth zu gedenken, seine Freude zu theilen, die er mit einfach bezeichnenden Worten ausspricht. Daß er seine Armbrust nicht mit zurückgebracht, fällt dem jüngern Knaben auf (der ältere wußte, daß sie ihm genommen worden war), worauf wir dann hören, daß er sie an heiliger Stätte geweiht habe*) — ein sehr glücklicher, im Sinne der mittelalterlichen Anschauung erfundener Zug. Doch gerade diese Bemerkung mahnt Hedwig daran, daß seine Hand einen Mord begangen, und so läßt sie entsetzt diese fahren. Aber Tell kann sie durch das mit freiem Muthe gesprochene Wort beruhigen, er habe nur die Seinen beschützt und das Land gerettet (das letztere fügt der Dichter, wie IV, 3 gleich nach der That, mit entschiedener Absicht hinzu, obgleich es weniger an der Stelle ist); deshalb dürfe er seine Hand frei, ohne Schuldbewußtsein, zum Himmel erheben. Der Mönch, der schon bei der ersten Nennung von Tells Namen aufmerksam geworden war, ist durch das, was er weiter vernommen, nun fest überzeugt, daß er sich im Hause des Mörders des Landvogts befinde; seine Vertheidigung regt auch ihn auf, was sich in einer „raschen Bewegung" zu erkennen gibt. Erst diese (der am Ende der Szene wiederkehrende Ausdruck ist nicht recht bezeichnend) erregt Tells Aufmerksamkeit. Die Gattin, welche über ihrer freudigen Erregung den unheimlichen Gast vergessen hatte, kann auf Tells Frage nicht verhehlen, daß sie

*) 52. Bierlinger fragt wunderlich: „In Zürich?" Solchen Fragen braucht der Dichter nicht Rede zu stehn. Aber jeder denkt, daß dies an dem ersten Kirchlein geschehn, an dem er vorübergekommen.

ein Grauen vor diesem empfinde. So ist der Uebergang zu Parricidas Gespräch mit Tell echt dramatisch gebahnt.

Nach Tells freimüthiger Erklärung, durch ihn sei der Landvogt gefallen, preist der Mönch sich glücklich, unter sein Dach gekommen zu sein, da auch er den Feind erschlagen habe, der ihm sein Recht versagt. Den Verdacht, daß er der Königsmörder sei, bezeichnet die Frage, die Tell an ihn richtet, indem er ihn „mit den Augen mißt“*), genau anschaut, um zu sehn, ob er nach seiner Gestalt der Herzog sein könne. Seine Aeußerung läßt ihm keinen Zweifel, wer vor ihm steht. In ärgstem Schrecken heißt er Kinder und Gattin sich entfernen, doch ohne ihr Weggehen abzuwarten, wiederholt er die eben nicht vollendete Frage, die jetzt durch die ängstliche Frage der Gattin unterbrochen wird. Er weigert sich darauf zu antworten, da die Kinder diesen Namen nicht hören dürfen; sie soll mit ihnen aus dem Hause, weil sie mit jenem, den er nicht weiter zu bezeichnen wagt, nicht unter demselben Dache weilen**) dürfen. Da sie ahnt, wer der Mönch sei, schreckt sie vor der Entweihung ihres Hauses zurück. Nach ihrer Entfernung spricht Tell in ergreifender Weise sein Entsetzen über Parricidas That aus, derentwegen die Erde, wie andere Verbrecher, den Mörder hätte verschlingen sollen***), dann seinen Unwillen, wie er es wagen könne, in ein reines Haus, vor gute Menschen zu treten, endlich den unendlichen Unterschied seiner von ihm verfluchten, aus bloßer Ehrsucht hervorgegangenen Mordthat und

*) Aehnlich steht II, 1, 26 in der szenarischen Bemerkung „mit den Augen mustern“.

**) 75. Wohnen, wie sonst auch hausen steht. Vgl. S. 271*.

***) In Parricidas Zwischenrede „Tell, hört mich, eh' ihr richtet,“ setzte Schiller beim Drucke des überlangen Verses Gedankenstrich statt des letzten Wortes.

der Nothwehr, die er selbst geübt habe.*) Daß Tell sich ungerecht gegen Parricida zeigt, verschuldet der vom Dichter beabsichtigte scharfe Gegensatz. Auf Parricidas grimmig verzweifelnde Frage, ob er ihn denn trostlos von sich weise, gedenkt er des Grausens, das ihn befalle, während er mit ihm rede; fort müsse er, einsam seinen fürchterlichen Weg gehn, er dürfe nicht der Unschuld Wohnung durch seine Gegenwart entweihen.

Als aber der Verstoßene mit dem Entschlusse, sich das Leben zu nehmen, fortgehn will, wird Tell beim Gedanken, daß es Kaiser Rudolfs Enkel sei, der verzweifelnd an seiner Schwelle zu ihm flehe, von Erbarmen ergriffen und vor tiefer Aufregung verhüllt er sein Gesicht, das Schiller beliebte Zeichen heftigsten Schmerzes.**) Da bittet ihn denn Parricida in rührenden Worten um Mitleid mit seinem fürchterlichen Unglück, das er leider selbst verschuldet, weil er sich durch Neid habe hinreißen lassen. Hier schwebt die Aeußerung Müllers vor, Johann habe im Frühjahr 1308 vergeblich mehrmals um sein Land gebeten, „gereizt vom Anblick Herzogs Leopold, Sohn des Königs, der von gleicher Jugend in großen Ehren und Gütern war"; die daselbst erwähnte Aufreizung vieler aargauer Edlen, welche, der Herrschaft Albrechts

*) 83. Vatermord, parricidium heißt im römischen Rechte, nach der lex Pompeia de parricidiis, der Mord an Eltern, Großeltern, Geschwistern, nächsten Verwandten, Ehegatten, Verschwägerten und Patronen. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. bezeichnet (§ 137) als solchen den „fürgesetzten Mordt, so der an hohen trefflichen Personen, des Thätters eygen Herrn, zwischen Eheleuten oder nahend gesipten Freunden geschicht". So erhielt auch Herzog Johann den Beinamen parricida. — 93. Die dalbergische Handschrift liest abgewehret statt abgewehrt. — 97. Theil' ich mit dir, habe ich mit dir gemein.

**) Vgl. die Erläuterungen zur Braut von Messina IV, 10 (S. 172), zu Kabale und Liebe S. 81.

überdrüssig, die Johanns mit Ungeduld erwartet hätten, wird übergangen. Tell läßt sich gar zur falschen Behauptung hinreißen, Albrecht habe, weil er dessen Ungestüm gekannt, weise beschlossen, ihm seine Lande vorzuenthalten. Vgl. S. 130. Nach der Frage über seine Helfershelfer, die man wohl hätte entbehren können, gedenkt Tell der über Johann ausgesprochenen Reichsacht nach der stehenden Formel. Diese konnte aber wirlich erst viel später erfolgen. In der Achtserklärung gegen die Mörder heißt es bei Tschudi: „Die Täter seyen Ihren Fründen verbotten, Iren Vienden erlaubt." Schiller hatte sich aus Müller angemerkt: „Ihren Freunden verboten, ihren Feinden erlaubt."*) Nachdem Parricida rührend geschildert, wie er alle Menschen meide, ja vor sich selbst schaudere**), fleht er fußfällig um Mitleid und Menschlichkeit. Tell heißt mit abgewendetem Gesicht ihn dringend aufstehn; doch als der Unglückliche sich nicht erheben will, bis er ihm die Hand zur Hülfe gereicht, wird sein Herz bewegt, vermag er auch als sündiger Mensch ihm keine Hülfe zu bieten. Bei dem biblischen Ausdruck „ein Mensch der Sünde" schwebt schon der Gegensatz des Papstes vor, der ihn allein von seinem Verbrechen freisprechen kann. Aus Menschlichkeit will er für ihn thun, was er kann. Mit leidenschaftlicher Freude

*) Auch an zweiter Stelle hatte Schiller durch Versehen Freunden geschrieben. Goedeke kannte die Beziehung dieser Stelle so wenig, daß er (S. X) ganz verkehrt an der ersten Stelle Feinden statt Freunden ändert. Schiller hatte sich aber auch die Formel der Aechtung aus Schmidts „Geschichte der Teutschen" III, 216 angemerkt, von welcher er jedoch nichts benutzte. Goethe hat einen Theil derselben in seinem Götz nach der eigenen Lebensbeschreibung seines Helden verwandt. Vgl. die Erläuterungen zu Goethes Götz S. 105, zu Uhlands Dramen S. 164.

**) 127. Die dalbergische Handschrift liest alle offnen (statt offne) Straßen.

ergreift Parricida Tells Hand, dieser aber besteht darauf, daß er sie loslasse, und er dringt auf seine Entfernung, da er, entdeckt man ihn hier, von ihm nicht geschützt werden könne. Freilich haben im vorigen Auftritt die Eidgenossen die Verfolgung der Mörder abgelehnt, was Tell nicht weiß.

Jetzt erst, als der Unglückliche nicht zu wissen erklärt, wohin er gehn solle, weist er ihn auf den Papst als einzigen Sühner; ihm müsse er seine schwere Schuld beichten.*) Daß Johann beim Papste gebeichtet, wie es alle große Sünder thaten, die wegen der Schwere ihrer Missethaten sonst keine Vergebung finden konnten, fand Schiller bei Stumpff. Die von Parricida ausgesprochene Sorge, der Papst werde ihn ausliefern, scheint kaum an der Stelle, da der Unglückliche bereit sein muß, alles über sich ergehn zu lassen, wenn es keine andere Sühne gibt. Auf Parricidas Wunsch bezeichnet ihm Tell den Weg der Reise, doch wird diese Beschreibung durch die Dazwischenkunft der ihn abrufenden Gattin abgebrochen, als er eben beim Uebergange nach Italien steht. Zur folgenden Beschreibung**) ist Schillers Berglied mit unsern Erläuterungen zu vergleichen. Parricida unterbricht die Beschreibung durch einige seine Schuld und Reue, auch sein Unglück bezeichnende Aeußerungen; Tell flicht an ein paar Stellen Hindeutungen auf seine schwere, bitter zu büßende

*) 149. Löset eure Seele. Marcus 8, 37: „Was kann der Mensch geben, damit er seine Seele löse?" — In den Worten „das nehmet an von Gott" haben die Handschriften zur Bezeichnung einer kleinen Pause Gedankenstrich nach an.

**) Ich kann Buchheim nicht beistimmen, daß Schiller hier vor allen Meiners in den Briefen über die Schweiz II, 104—121 (der tübinger Ausgabe) gefolgt sei. Auch glaube ich nicht, daß der Dichter die Reise auf den Montanvert im dritten Hefte seiner Thalia benutzt hat, da ihm lebendigere Beschreibungen vorlagen.

Schuld ein. Zuerst erwähnt dieser der wild sich herabstürzenden Reuß und der vielen am Abgrunde stehenden Kreuze, die zum frommen Andenken an Verschüttete errichtet seien. Goethe berichtet in seinen in Schillers Horen erschienenen Briefen aus der Schweiz: „Der Weg geht an der über Felsen sich immer hinabstürzenden Reuß hinauf.“ Müller beschreibt die Straße also: „Auf beiden Seiten stehen ungeheure kahle Felsen, es rauscht von Fall zu Fall die Reuß, an den Ufern liegen Felsentrümmer . . .; so alles bis zu der stäubenden Brücke.“ Fäsi berichtet: „Von Geschenen (Göschenen) bis zur Teufels-Brücke siehet man bis 23 Creuze zum Angedenken der [durch herabfallende Felsstücke] Erschlagenen.“ Meiners zählte derselben nur noch acht. Fäsi bezeichnet den Weg, „von Geschenen bis zur Teufels-Brücke immer der Reuß nach die Schöllenen hinauf“ als „eine gräßliche und wegen der vielen Lauwenen gefährliche Gegend“.*) Die Teufelsbrücke (169) hieß nach Müller sonst die stäubende Brücke, „malerisch genug von der schäumend fallenden Reuß“. Man setzt ihre erste Anlage in das Jahr 1319. Von der Teufelsbrücke unterscheidet sie Ebel, nach welchem der hölzerne in Ketten über der Reuß hängende Steg also heißt, und ihm dürfte Schiller gefolgt sein. Das schwarze Felsenthor (172) ist das sogenannte

*) 161. Lawin'. Vgl. S. 148. — 167. Windeswehen, gewöhnlich Schneewehen. In Schillers Auszügen aus Scheuchzer findet sich die Frage, „Was sind Windwehen?“ mit Bezug auf dessen Bemerkung: „Von den Lauwen ist auch ein Windwahen (sic), zusammengewäheter Schnee, Schneegewäheten zu unterscheiden. Solcher Schnee fallet senkelrecht von den Bäumen oder Felsen oder Dächern.“ In anderm Sinne steht Windesweben in der Braut I, 8. — 168. Joch, von hohen Bergrücken. Aus Müller hatte sich Schiller angemerkt: „Hohes Joch der Berge mit ewigem Eis“, aus Fäsi: „Berge stehen auf Bergen. Auf diesen wieder neue Felsenjoche.“

urner oder urseuer Loch. „Urseren, jenseit der Teufelsbrücke, ist ein Thal", schreibt Müller, „worein ein steiler Pfad über einen Felsen führte, der nun durchgesprengt ist, und wo die Natur gleichsam lächelt; alles ist grün; durch die ganze Gegend*) wallt hohes Gras, belebt mit aller Art Blumen; alles durchschlängelt die Reuß." Erst im Jahre 1707 wurde der schmale Weg durch den Felsen gesprengt.**) Bei den „ewigen Seen" schwebt Scheuchzers Bemerkung vor: „Auf der Höhe des Gotthards unweit der Hrn. Capucinern Herberg, innerhalb dem Begriff einer Stunde sind sieben lautere Seen zu sehen. . . . Diese Seen haben ihre Urquellen theils in Bächen, welche von höhern Bergen ab- und in sie einfließen, theils aber von eignen reichen in ihrer Tieffe, welche bei etlichen sehr groß seyn sol, liegenden Adern oder Quellen. . . . Es bleiben diese Seen das ganze Jahr hindurch in gleicher Tieffe." Ewgen, aus der Urzeit stammenden. Schiller hatte sich aus Müller von Schwyz angemerkt: „Berge sind seine ewigen Mauern." Von der Höhe des Gotthard herab führt der Weg am Tessino hin nach Italien herab, das dem Parricida das gelobte Land der Ruhe sein wird, wie der Herr die Israeliten im gelobten Lande „zur Ruhe brachte" (Josua 1, 13),

Jetzt vernimmt man den von vielen Alphörnern geblasenen vaterländischen Kuhreihen und laute Stimmen. Und sofort

*) Goethe in den angeführten Briefen beschreibt sie als die liebste und interessanteste aller ihm bekannten Gegenden. Meiners sagt: dieses „offene heitere Thal" lasse den Wanderer auf eine angenehme Art ahnen, daß er wieder unter glückliche Menschen komme.

**) 177 f. In Parricidas Schmerzensrufe an Rudolf haben die beiden Handschriften am Ende des ersten Verses Ahnherr statt Ahn. Das auch jetzt im zweiten Verse beibehaltene zieht ein steht etwas auffallend im Sinne vor „einherziehen".

kommt Hedwig, um Tell abzurufen, daß er die eben ihn als Retter des Vaterlandes feiernden Eidgenossen empfange.*) Dies Glück des Retters seines Landes und der Seinen zerschneidet Parricida das Herz. Tell aber ist in seiner Freude jetzt von so tiefem Mitleid für diesen ergriffen, daß er Hedwig aufträgt, den Unglücklichen reichlich mit Gaben auf eine lange Reise zu versehn; jede weitere Auskunft über ihn muß er ablehnen, ja sie darf ihm nicht nachsehn, aller Antheil an dem Fluchbeladenen soll mit dieser ihm gespendeten Wegzehrung vorüber sein. Deshalb gibt Tell auch dem Parricida, als dieser ihm danken will**), einen Wink der Hand, daß er es unterlasse. Eine szenarische Bemerkung müßte hier Hedwigs Abgang bezeichnen. Tell und Parricida gehn nach verschiedenen Seiten ab. Ersterer kann nur durch die Hausflur sich entfernen; Parricida folgt Hedwig in den Wirthschaftshof, durch den er ungesehen das Haus verläßt.

Letzte Szene. Tells ehrenvolle Begrüßung. Daß sich Schiller unter den Landleuten auch Frauen gedacht, beweist die dalbergische Handschrift, deren szenarische Bemerkung noch zu dringen nach hinzufügt: „auch Gertrud [Stauffachers Gattin], Armgart, Elsbeth, Mechthild und Hildegard befinden sich unter den Weibern.“ Aber alle kommen so wenig zu Wort wie die Männer. Bertha erscheint mit Rudenz, der die Landleute, wie sie Hedwig, nach der dalbergischen Handschrift auch Gertrud, umarmt. Bertha wird auf ihren Wunsch von den Eidgenossen als Bürgerin

*) 186. Statt Es nahn haben die Handschriften Es kommen, das wohl nur des vorhergehenden kommt wegen geändert wurde, vielleicht auch aus Rücksicht auf den Vers, obgleich der Anapäst hier nicht störend wäre.

**) „Geht auf den Tell zu mit rascher Bewegung“. Vgl. S. 326.

aufgenommen*), worauf sie Rudenz ihre Hand bietet. Dieser gibt zur Feier des Tages alle seine Leibeigenen frei. Vgl. S. 132 f.**)

*) 3. Der Freiheit Land nennt Bertha die Waldstätte, wie sie dieselben III, 2 als letztes Schloß der Freiheit bezeichnet hatte. — „Die erste Glückliche" deutet darauf, daß von nun an auch andere hier Schutz finden werden, aber nicht in derselben Weise, wie sie selbst, die eben schmählich von Geßler der Freiheit beraubt worden war. — Schutz fordert sie gegen die Anfeindungen ihrer vornehmen habsburgischen Verwandtschaft.

**) Nach der hamburger Handschrift sollen zum Schlusse alle unter rasch einfallender Musik rufen: „Freiheit! Freiheit! Freiheit!" was nur ein ärmlicher Theatercoup, auf den Schiller möglichst wenig verwandt hat. Die Worte wären jambisch zu messen mit der bei Schiller weitgehenden prosodischen Freiheit, wie in der vorigen Szene 134 das doppelte „Steht auf!", in den Piccolomini IV, 6 „Lichter! Lichter!"

Druck von Emil Stephan, Leipzig-Plagwitz.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Entstehung 1

II. Stoff 43

III. Gestaltung des Stoffes und Ausführung 85

IV. Erläuterung.

Erster Aufzug 143

Zweiter Aufzug 190

Dritter Aufzug 230

Vierter Aufzug 269

Fünfter Aufzug 309

34530

iedrich von
ich
en zu Schillers Werken. v.24-25.
5.neu durchgesehene und verm.Aufl.

NAME OF BORROWER

BINDING SECT. JAN 27 1965